

Nr. 30, Juni 1997

Postvertriebsstück D 2841 F

Gebühr bezahlt

Z-Vertrieb, Kölner Str. 66, 60327 Frankfurt/M.

"Die Freiheit ist ein leerer Wahn, solange eine Menschenklasse die andere ungestraft aushungern kann. Die Gleichheit ist ein leerer Wahn, solange der Reiche mit dem Monopol das Recht über Leben und Tod seiner Mitmenschen ausübt. Die Republik ist ein leerer Wahn, solange Tag für Tag die Konterrevolution am Werk ist, mit Warenpreisen, die drei Viertel der Bürger nur unter Tränen aufbringen können."

Jacques Roux, Manifest der Zornigen, verlesen im Nationalkonvent am 25. Juni 1793

(Nach: J. Höppner/W. Seidel-Höppner, Von Babeuf bis Blanqui, Band II, Leipzig 1975, S. 8)

ISSN 0940-0648

ZEITSCHRIFT MARXISTISCHE ERNEUERUNG

Z.

Nr. 30, Juni 1997

Marxismus - Bilanz

Höhme - **Konjunkturanalyse**

**Marxismus - Bilanz und Perspektive:**

Engelberg - **Oktoberrevolution/Deppe -**

**Marx, Marxismus, sozialistische Bewegung**

Negt - **Neuzugänge zum Marx' schen Denken**

**Tagungsberichte:**

Markard - **Kritische Psychologie**

Mohl - **MEGA<sup>2</sup>/Götz - Globalisierung**

Holst - **Gramsci/Heuer - Marxismus und**

**Demokratie/Lieberam - Parlamentarismus**

**Der rechte Rechtsstaat (II):**

Benjamin - **Rechtsstaatlichkeit**

Richter - **Menschenrechtsverletzungen**

Stuby - **Rechtsstaat und Eigentum**

**Und:** Stiehler - **Werteverhältnisse**

Braun - **Reproduktionsarbeit**

Steinitz - **Gesellschaftliche Regulierung**

**Sowie: Berichte, Diskussion, Rezensionen**

Einzelpreis 18,-DM

# *PapyRossa*

## Politik & Geschichte

Frank Deppe

### **Fin de Siècle**

Am Übergang ins 21. Jahrhundert  
200 Seiten, DM 28,-  
ISBN 3-89438-121-3

Iris Weber

### **Nation, Staat und Elite**

Die Ideologie der Neuen Rechten  
120 Seiten, DM 24,-  
ISBN 3-89438-129-9

R. Ridenour/E.F. Fürntratt-Kloep

### **Kuba - Ein Yankee berichtet**

294 Seiten, DM 29,80  
ISBN 3-89438-122-1

Ulrich Peters

### **Kommunismus und Anarchismus**

Die Zeit der ersten Internationalen  
280 Seiten, DM 38,-  
ISBN 3-89438-130-2

### **Memorandum 97**

Beschäftigungspolitik statt  
Sparritual  
Hg. von der AG Alternative  
Wirtschaftspolitik  
Etwa 250 Seiten, ca. 29,80  
ISBN 3-89438-123-X

Michael Schöngarth

### **Die Totalitarismudis- kussion in der Bundes- republik 1990-1995**

159 Seiten, DM 28,-  
ISBN 3-89438-117-5

### **Wege zu einem anderen Europa**

Hg. vom Beirat für gesell-  
schafts-, wirtschafts- und  
umweltpolitische Alternativen  
280 Seiten, DM 38,-  
ISBN 3-89438-124-8

Gesamtverzeichnis  
anfordern:

*PapyRossa* Verlag  
Peterbergstraße 4  
50939 Köln  
Tel. 0221/44 85 45  
Fax 0221/44 43 05

*PapyRossa*

## ZEITSCHRIFT MARXISTISCHE ERNEUERUNG

Vierteljahresschrift  
8. Jahrgang  
Heft 30 (Juni 1997)

---

Herausgegeben vom Forum Marxistische  
Erneuerung e.V. (Frankfurt/M.)  
und dem IMSF e.V.

#### Redaktionsbeirat:

Dr. Joachim Bischoff  
Prof. Dr. Ulrich Briefs  
Prof. Dr. Dieter Boris  
Prof. Dr. Frank Deppe  
Prof. Dr. Werner Goldschmidt  
Prof. Dr. Horst Heininger  
Prof. Dr. Jörg Huffschild  
Prof. Dr. Ursula Schumm-Garling  
Dr. Harald Werner

---

#### Redaktion:

Klaus D. Fischer, Dr. André Leisewitz,  
Dr. Jürgen Reusch, Dr. Reinhard Schweicher

---

- Hans-Joachim Höhne*  
8 Labile Konkurrenzbelebungen in Westdeutschland - abgebrochener Aufholprozeß in Ostdeutschland
- 

## Marxismus - Bilanz und Perspektive

- Ernst Engelberg*  
21 Bilanz im 80. Jahr der Oktoberrevolution: Über Fragen der Revolution und des Sozialismus
- Frank Deppe*  
25 Marx, Marxismus, sozialistische Bewegung: Bilanz und Perspektiven
- Oskar Negt*  
38 Neuzugänge zum Marx'schen Denken
- 47 Marxismus an der Schwelle zum 21. Jahrhundert - Tagungsberichte
- Jürgen Reusch*  
Eröffnungsplenum
- Kai Michelsen*  
Kapitalismus am Ende des 20. Jahrhunderts - Marxistische Analysen
- Peter Strutynski*  
Veränderte kapitalistische Klassengesellschaft
- Gregor Schirmer*  
Demokratie, Menschenrechte, Emanzipation und Sozialismus
- Klaus Pickshaus*  
Hat Klassenbewegung eine Zukunft?
- Ans den Workshops
- Morus Markard*  
69 Kritische Psychologie muß marxistisch sein!
- Ernst-Theodor Mohl*  
82 Noten zur MEGA<sup>2</sup>
- Ralf Götz*  
97 Globalisierung, Nationalstaat, Europäische Union
- Hajo Holst*  
101 Gramsci und die Folgen - eine Zwischenbilanz

- Uwe-Jens Heuer*  
105 Marxismus und Demokratie in der Geschichte des Sozialismus
- Ekkehard Lieberam*  
112 Marxistische Demokratietheorie und bürgerliches Parlament
- 

## Der rechte Rechtsstaat (II)

- Michael Benjamin*  
117 Rechtsstaatlichkeit und Demokratie
- Wolfgang Richter*  
129 Menschenrechtsverletzungen im deutschen Einigungsprozeß
- Gerhard Stuby*  
142 Rechtsstaat und Eigentum oder die Schwierigkeiten des Bundesverfassungsgerichts beim Begreifen des Eigentums
- 
- Gottfried Stiehler*  
160 Wertverhältnisse
- Anneliese Braun*  
169 "Reproduktionsarbeit" im Konflikt zwischen Lebensgrundlagen, Patriarchat und Warenverhältnissen
- Klaus Steinitz*  
182 Gesellschaftliche Regulierung und sozialistisches Reformkonzept
- 

## Berichte, Diskussion, Kritik

- 198 Verabredungen zum Jahrbundertende  
Beiträge zu einem Diskussionsangebot von Pietro Ingrao und Rossana Rossanda
- Friedrich Sendelbeck*  
Für ein neues Modell der Gestaltung menschlicher Beziehungen
- Markus Peiter/Michael Klundt*  
Verabredungen zu einem Arbeitsplan der Linken
- Fritz Fiehler*  
Schafft zwei, drei, viele Verabredungen?
- Christina Kaindl*  
208 Mit Gramsci den Neoliberalismus analysieren
- Eberhard Dähne*  
211 Wirtschaft von unten  
Ratschlag über Selbsthilfe und Kooperation

*Eckart Spoo***214 Freiheit - Gleichheit - Mitmenschlichkeit**

Bilanz und Arbeitsvorhaben der Bürgerinitiative für Sozialismus

*Richard Albrecht***216 Zukunft der Arbeit & Arbeit der Zukunft: Ein Kommentar aus der Sicht des "utopischen Paradigmas" oder noch einmal über "Faktor 25"****221 Buchbesprechungen, Annotationen**

Zur wirtschaftspolitischen Relevanz von Theorie (Harry Nick)

Pionierinnen (Sabine Kebir)

Der 15. Parteitag der KPD - 19./20. April 1946 (Fritz Krause)

Faschismus- und Weltkriegsforschung (Michael Klundt)

Einführung in die Rechtsextremismus-Forschung (Klaus Störch)

Kritische Theorie der Sozialarbeit (Petra Lehmann)

Bucheingänge

**4 Impressum****67 Vorschau****239 Erratum****240 Autorinnen und Autoren****Impressum**

"Z. Zeitschrift Marxistische Erneuerung" wird herausgegeben vom Forum Marxistische Erneuerung e.V. (Frankfurt/M.) und vom IMSF e.V.

Redaktionsbeirat: Dr. Joachim Bischoff, Prof. Dr. Ulrich Briefs, Prof. Dr. Dieter Boris, Prof. Dr. Frank Deppe, Prof. Dr. Werner Goldschmidt, Prof. Dr. Horst Heininger, Prof. Dr. Jörg Huftschmid, Prof. Dr. Ursula Schumm-Garling, Dr. Harald Werner.

**Redaktion:**

Klaus D. Fischer, Dr. André Leisewitz, Dr. Jürgen Reusch, Dr. Reinhard Schweicher.

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben die Meinung des Verfassers bzw. der Verfasserin, nicht unbedingt die der HerausgeberInnen oder der Redaktion wieder. Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Nachdruck nur mit Zustimmung der Redaktion.

Z. erscheint vierteljährlich. Der Abonnementspreis (vier Hefte) beträgt DM 54,-. Das Einzelheft kostet DM 18,-. Das Abonnement verlängert sich jeweils um vier Hefte, wenn nicht sechs Wochen vor Ablauf des Bezugszeitraums eine schriftliche Kündigung beim Verlag eingegangen ist. Änderungen der Anschrift sind unverzüglich mitzuteilen. Bankverbindung: Forum Marxistische Erneuerung e.V., Frankfurter Sparkasse, BLZ: 500 502 01, Konto: 34595.

Postanschrift von Redaktion und Vertrieb: Z. Zeitschrift Marxistische Erneuerung, Kölner Str. 66, 60327 Frankfurt am Main, Tel. 069/739 29 34.

Satz: Su Sanne, kdf

Druck: Fuldaer Verlagsanstalt.

ISSN: 0940-0648

Redaktionsluß dieser Ausgabe: 15.4.1997

**Editorial**

Das Stück, das im März dieses Jahres im Ruhrgebiet gegeben wurde, paßte so ganz zum Motto der diesjährigen Ruhrfestspiele: "Terror der Ökonomie". Der unter der Regie von Krupps Stahlchef Cromme inszenierte Versuch der feindlichen Übernahme von Thyssen machte über Nacht Tausende, die sonst lieber "Tatort" oder "Schreinemakers" sehen, zu Aktiven auf der realen Bühne des Klassenkampfes. Dabei kamen neben den Stahlbossen und Politikern plötzlich auch jene Charaktermasken wieder ins Rampenlicht, die als dezente Ratgeber und Abkassierer lieber im Halbdunkel der Kulissen geblieben wären, die Chefs der Großbanken. Da im realen Leben anders als auf den Brettern, die die Welt doch nur bedeuten, das Drebbuch nicht von vornherein festgeschrieben ist, war mit dem Auftreten der Stahlarbeiter auch ein unvorhergesehener Szenenwechsel ins Frankfurter Bankenviertel vor die glitzernde Kulisse der Deutschen Bank angesagt. Aus der feindlichen Übernahme wurde der mit einigen sozialen Zugeständnissen verbundene Deal der Konzerne unter der Obhut der nordrhein-westfälischen Landesregierung.

Der Auftritt der Stahlarbeiter war - wie kurz zuvor der Einzug der Bergarbeiter in das Bonner Regierungsviertel und die demonstrative Banplatzbesetzung durch die Bauarbeiter in Berlin - freilich nicht von langer Dauer, und sie alle haben, durch ihre Interessen zum Handeln gezwungen, den "plot" des Stücks dennoch nicht über den Haufen werfen können. Dieses Stück wird inszeniert nach den neoliberalen Regeln von "Globalisierung", "Standortsicherung" und "shareholder value", und es ist nicht zu erwarten, daß es so schnell aus dem Spielplan genommen wird. Bei der Schlußrunde der Hannoveraner Marxismus-Tagung kam als eine Hauptschwäche der unter dem Druck von oben in Gang gekommenen sozialen Bewegungen zur Sprache, daß die politische Linke der Bundesrepublik den Inszenierungen der Herrschenden derzeit keinen eingriffsfähigen dramaturgischen Entwurf entgegensetzen bat.

Die Ideologen des "Blocks an der Macht" registrieren dies mit einer Erleichterung, die das Eingeständnis durchscheinen läßt, daß es womöglich auch anders kommen könnte: "Zwischen Montag und Freitag kehrten Klassenkampf und Krieg zurück in die deutsche Wirklichkeit - und niemand läutete die Sturmglocke." So die FAZ am 18. März mit Blick auf die Arbeiterdemonstrationen und das "erste 'richtige' Gefecht" der Bundeswehr im Anland, bei dem auf Albaner geschossen wurde. Eben dies ist aber auch die knappe Beschreibung der in den letzten Monaten weiter fortgeschrittenen Veränderung der bundesdeutschen Szene, auf die die Linke sich einzustellen hat. Dabei spielt die europäische Ebene eine zunehmende Rolle, weil von ihr - siehe Maastricht - wesentliche Rückwirkungen auf die Binnenverhältnisse ausgehen. Dies könnte auch für die insgesamt deutlich belebten sozialen Bewegungen gelten, die aber hier wie

dort, auf nationaler wie europäischer Ebene, bisher nur getrennt marschieren ohne zu gemeinsamer Aktion zu finden. Beim Erscheinen dieser Ausgabe von Z werden auch die Wahlergebnisse aus Frankreich vorliegen, die zeigen, ob von außen ein zusätzlicher Impuls zu erwarten ist, um dem neoliberalen Kurs gewisse Grenzen zu setzen, oder ob auch unter dem neuen Führungspersonal die große Richtung beibehalten wird, wie dies unter Labours jetzt arg verblichener "Red Flag" gelten dürfte.

\*\*\*

In dieser 30. Ausgabe von Z berichten wir zu großen Teilen über die Hannoveraner Tagung "Marxismus an der Schwelle zum 21. Jahrhundert - Bilanz und Perspektive" (14.-16.3.1997). Zu der Tagung hatte, wie die Leserinnen und Leser von Z wissen, ein Initiatorenkreis eingeladen (Joachim Bischoff, Frank Deppe, Uwe-Jens Heuer, Heinz Jung, Fred Schmid) und ein größerer Kreis von linken Zeitschriften, Initiativen und Arbeitskreisen angerufen. Es kommen die Eröffnungsbeiträge von Ernst Engelberg, Frank Deppe und Oskar Negt zum Abdruck, und es wird über die Plenardiskussionen berichtet. Ein wesentlicher Bestandteil der Tagung waren die dreißig Workshops. Aus einigen werden in diesem Heft Vorträge und Einleitungsstatements dokumentiert - so die Beiträge von Morus Markard, Ernst Theodor Mohl, Uwe Jens Heuer/Ekkehard Lieberam -, über einige wird berichtet.

Insgesamt wird man diese erste bundesweite Tagung der marxistischen Linken seit 1989/90 angesichts des Spektrums der beteiligten Richtungen, des guten Besuchs, des insgesamt solidarischen Diskussionsklimas und der keineswegs gewöhnlichen "Ost-West-Verzahnung" als einen Erfolg betrachten können. Gleichwohl werden sich alle Beteiligten auch der offenen Fragen und theoretischen Schwächen bewußt sein, die gleichfalls zur Bilanz dieser Tagung gehören und die Anregung für weitere Arbeit sein sollten. Auch hierauf wird im Tagungsbericht eingegangen. Wir werden im nächsten Heft die Berichterstattung fortsetzen. Zugleich werden Beiträge u.a. in "sozialismus" erscheinen, und der VSA-Verlag plant eine durch Hannover angeregte Publikation, die Beiträge der Tagung einschließt. Die "Marxistischen Blätter" hatten bereits zur Tagung selbst ein Heft (Nr. 2/1997) vorgelegt, das gleichfalls zur Ausleuchtung des Tagungsthemas aus internationaler Sicht beiträgt.

Die politische Großwetterlage wird in der Regel in der Wirtschaft gemacht. Die Konjunkturanalyse von Jochen Höhne, mit der das Heft eröffnet wird, tangiert auch das wirtschaftspolitische Terrain der nächsten Zeit und stellt damit schon einen ersten Beitrag zum Vorfeld der Bundestagswahlen dar. Wir setzen den in Z 29 begonnenen Schwerpunkt "Der rechte Rechtsstaat" mit Beiträgen von Michael Benjamin, Wolfgang Richter und Gerhard Stuby fort, die der Rechtsstaatswirklichkeit und dem Problem der Menschenrechte gewidmet sind. Die weiteren Beiträge von Gottfried

Stiehler, Anneliese Braun und Klaus Steinitz gruppieren sich um Fragen der gesellschaftlichen Wert-, Arbeits- und Sozialbeziehungen. Unter "Berichte und Diskussionen" bringen wir mehrere Beiträge zum Buch von Ingra/Rossanda, zur Gramsci-Diskussion, zur Potsdamer Tagung "Wirtschaft von unten" sowie eine Nachbetrachtung zur DGB-Programmdiskussion.

Das nächste Heft von Z wird "Ökonomische Aspekte des modernen Kapitalismus" zum Gegenstand haben. Horst Heininger und Jörg Huffschmid bereiten den Schwerpunkt vor.

\*\*\*

Mit großer Betroffenheit müssen wir den so frühen Tod von Wanja von Heiseler am 11. April 1997 mitteilen. 1938 geboren, gehörte Wanja von Heiseler zu jener Generation von Studenten der Bundesrepublik, die über den SDS, die "deutschlandpolitische Diskussion" und den beginnenden Vietnamkrieg in den sechziger Jahren Kommunisten wurden. Er war beteiligt an der Herausgabe der "Marxistischen Blätter" vor 1968, Mitarbeiter des "Instituts für Marxistische Studien und Forschungen" während der gesamten Arbeitszeit des Instituts (1968 - 1989) und einer der Mitherausgeber und Redakteure von Z bis 1993. So breit Wanja von Heiseler Interessenspektrum war, so sehr fesselten ihn als Soziologen, der zugleich Geschichte studiert hatte, soziale Bewegungen, das Handeln und Denken sozialer Gruppen und Klassen. Ihnen waren seine wichtigsten Studien im Rahmen des IMSF und der DKP gewidmet. Nach 1990 engagierte er sich in der PDS, deren Programmkommission er zeitweilig angehörte. Wir verlieren mit ihm einen weltoffenen, gebildeten, gastfreundlichen und in seiner zugleich sympathischen wie gelegentlich lebenswert-chaotischen Umgangs- und Arbeitsweise oft entwaffnend freundlichen Genossen und Arbeitskollegen.

Hans-Joachim Höhme

## Labile Konjunkturbelebung in Westdeutschland - abgebrochener Aufholprozeß in Ostdeutschland

### 1. Leicht verbesserte weltwirtschaftliche Gesamtsituation

Gegenüber der Einschätzung vor Jahresfrist<sup>1</sup> hietet die Weltwirtschaft insgesamt zur Zeit ein etwas günstigeres Bild, ohne daß es zu erheblichen Veränderungen gekommen ist. Das gilt vor allem für die kapitalistischen Industrieländer, die mit einem Anteil von rund 72 Prozent des gesamten Sozialprodukts der Welt den bestimmenden Einfluß auf die internationale Wirtschaftsentwicklung ausüben.

Maßgeblich für diese Einschätzung sind nicht durchweg höhere jährliche Wachstumsraten als im Vorjahr, sondern die in einigen wichtigen Ländern festzustellende Entwicklung im Jahresverlauf 1996 und die nächsten Konjunkturaussichten. So hat sich in den USA, Kanada und Großbritannien die vor Jahresfrist erkennbare Abschwächung des konjunkturellen Wachstums nicht länger fortgesetzt. In den USA kam es sogar im fünften Jahr eines ununterbrochenen Aufschwungs wieder zu einer deutlichen Beschleunigung. In der Mehrzahl der übrigen Industrieländer, in denen sich vor einem Jahr deutliche Abschwächungstendenzen zeigten, entspannte sich während der 2. Halbjahres 1996 die konjunkturelle Entwicklung, ohne allerdings in einen kräftigen Aufschwung überzugehen. Das gilt für Japan, wo die Industrieproduktion nach einer fast einjährigen Stagnationspause seit dem Sommer 1996 wieder wächst, und in ähnlicher Weise auch für die meisten westeuropäischen Länder. Eine Ausnahme bildet hierbei Italien mit einer 1996 stagnierenden, zeitweise sogar rückläufigen Produktion. Die Gesamtdaten für alle Industrieländer und die EU zeigen seit dem Frühjahr 1996 ein moderates Wachstum des Bruttosozialprodukts und der Industrieproduktion an.

Die Wirtschaftsentwicklung in den Transformationsländern Ost- und Mitteleuropas zeigt wie schon vor Jahresfrist ein unterschiedliches Bild. In fast allen Nachfolgestaaten der Sowjetunion hat sich der Rückgang der Produktion weiter fortgesetzt, wenn auch nicht mehr mit den dramatischen Minusraten vergangener Jahre. In den mitteleuropäischen Übergangsländern wuchs das Bruttosozialprodukt 1996 um durchschnittlich vier Prozent. Dabei hat sich in diesen Ländern, mit Ausnahme Bulgariens und Ungarns,

inzwischen auch die Binnennachfrage stärker zu einem konjunkturstützenden Faktor entwickelt. In Polen und Tschechien hat sich dabei auch die Investitionstätigkeit verstärkt. Mit der zunehmenden Inlandsnachfrage hat in einigen dieser Länder jedoch auch der Importsog zugenommen und zur Vergrößerung der Handelsbilanzdefizite geführt.

Tabelle 1: Wachstum der Weltwirtschaft 1992 bis 1996 in v. H.

	1992	1993	1994	1995	1996
Weltwirtschaft insgesamt	2,4	2,4	3,7	3,5	3,9
Welthandel	4,7	3,9	8,8	8,9	7,0
Kapitalistische Industrieländer	1,7	0,9	2,8	1,9	2,4
Übergangswirtschaften	-14,7	-8,5	-8,8	-1,3	0,4
Entwicklungsländer	6,4	6,3	6,6	5,9	6,3

Berechnet nach: IMF, World Economic Outlook, Oktober 1996; OECD, Main Economic Indicators, Ifd. Für 1996 zum Teil Schätzungen auf der Grundlage dieser Quellen.

Dynamischster Teil der Weltwirtschaft war auch 1996 die sehr differenziert zusammengesetzte Ländergruppe der Entwicklungsländer, die im Gesamtdurchschnitt mit rund sechs Prozent etwa im gleichen Tempo wie in den vorausgegangenen vier Jahren wuchs. Dabei führte die anhaltende wirtschaftliche Expansion in einer zunehmenden Anzahl ost- und südostasiatischer Schwellenländer dazu, daß diese Region mit 8 Prozent auch weiterhin die mit Abstand höchste Zunahme des Sozialprodukts erzielte. Die größten Wachstumsimpulse gingen aufgrund ihres großen wirtschaftlichen Gewichts dabei von der Volksrepublik China aus, die 1996 ein Wirtschaftswachstum von 9,7 Prozent erreichte. Allerdings gibt es Anzeichen dafür, daß die stürmische, mit einer zunehmenden Kapitalisierung verbundene Wirtschaftsentwicklung in China auch mit einer wachsenden Kluft zwischen den boomenden Küstenregionen und den ärmeren mittleren und westlichen Teilen des großen Landes sowie zwischen Armen und Reichen innerhalb der Wachstumsgebiete verbunden ist.

Der Welthandel expandierte zwar 1996 mit einer etwas niedrigeren Zuwachsrates als in den beiden vorausgegangenen Jahren. Er wuchs aber dennoch fast doppelt so stark wie das Weltsozialprodukt und mit einer deutlich höheren Rate, als sie für die erste Hälfte der 90er Jahre charakteristisch war.

### 2. Anhaltend schwacher und uneinheitlicher Konjunkturaufschwung in Deutschland

War die vorjährige Konjunktüreinschätzung durch die vom Frühjahr 1995 bis in das Jahr 1996 anhaltende Unterbrechung des schwachen zyklischen Aufschwungs bestimmt, so hat sich die Lage der deutschen Wirtschaft indes wieder etwas entspannt. So haben sich vor allem die internationalen Rahmenbedingungen für eine Wiederbelebung konjunktureller Auf-

<sup>1</sup> Der letztjährige Konjunkturbericht von Hans-Joachim Höhme "Abgeschwächte Konjunktur in Deutschland" erschien in Z 26 (Juni 1996), S. 29ff. Vgl. auch die vorhergehenden Jahresberichte von Jörg Goldberg in Z 13 (Januar 1993), S. 7ff., sowie von Hans-Joachim Höhme in Z 17 (Januar 1994), S. 7ff., und Z 21 (Januar 1995), S. 106ff. (Anm. d. Red.).

wärtstendenzen in Deutschland gegenüber der Situation vor Jahresfrist verbessert. Das gilt neben der skizzierten Entwicklung großer Teile der Weltwirtschaft auch für die von den Wechselkursen ausgehenden Wirkungen auf die Konkurrenzbedingungen der deutschen Exportindustrie.

**Tabelle 2: Ausgewählte aktuelle Wirtschaftsdaten Deutschlands**  
- Veränderungen gegenüber dem Vorjahr in Prozent -

	1994	1995	1996	1.Hj.1996	2.Hj.1996
Bruttoinlandsprodukt	2,9	1,9	1,4	0,7	2,0
Privater Verbrauch	0,8	1,8	1,4	1,2	1,6
Staatsverbrauch	1,2	2,0	2,8	2,7	2,9
Anlageinvestitionen	4,2	1,5	-0,7	-3,4	2,1
Ausrüstungen	-1,1	2,0	2,3	0,8	3,7
Bauten	7,7	1,2	-2,5	-5,9	1,1
Warenexport	9,9	8,3	4,8	2,7	6,9
Exportüberschuß (Mrd. DM)	71,8	85,3	97,4	43,2	54,2
Produktion der verarb. Industrie	4,2	2,2	0,0	-1,6	3,3
Auftragseingänge der verarb. Industrie	7,7	0,3	0,3	-2,0	2,5
Erwerbstätige (in Tsd.)	34.979	34.868	34.465	34.555	34.376
Arbeitslose (in Tsd.)	3.698	3.612	3.965	3.912	4.022

Quellen: Deutsche Bundesbank, Saisonbereinigte Wirtschaftszahlen und Monatsberichte, lfd.; Stat. Bundesamt, Konjunktur aktuell, lfd.; DIW-Wochenbericht, Nr. 8/97 v. 20.2.1997.

Nachdem das Bruttoinlandsprodukt ein Jahr lang von Quartal zu Quartal nahezu stagniert hatte und die Industrieproduktion während dieses Zeitraums sogar leicht zurückging, kam es im Frühjahr 1996 erneut zu einer "kleinen Wende" im Verlauf dieser bislang schwächsten zyklischen Belebung in der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland. Sozialprodukt und Industrieproduktion nahmen dabei im Sommerhalbjahr mit relativ kräftigen Zuwachsraten gegenüber dem jeweiligen Vorquartal zu. Schon während der letzten Monate des vergangenen Jahres wurde diese Aufwärtsentwicklung dann jedoch wieder schleppender. Anzeichen dafür waren vor allem stagnierende Produktionsergebnisse und Auftragseingänge in der Industrie sowie eine gegenüber den Vorquartalen deutlich verlangsamte Zunahme des gesamten Sozialprodukts. Diese neuerliche Konjunkturpause dürfte allerdings zum großen Teil auf den relativ frühen Winterbruch zurückzuführen sein. Die generelle Schwäche der bisherigen zyklischen Aufwärtsentwicklung seit der Krise 1993 findet darin ihren Niederschlag, daß sich die deutsche Industrieproduktion in den ersten Mona-

ten dieses Jahres auf einem Niveau bewegte, das noch um drei bis vier Prozent unter dem vor der Krise erreichten Höchststand lag.

Die deutsche Konjunktur bietet dabei in zweifacher Hinsicht ein gespaltenes Bild: Zum einen steht den infolge relativ günstiger internationaler Bedingungen kräftig wachsenden Exporten eine nach wie vor sehr schwache Binnennachfrage gegenüber, zum anderen wird die exportinduzierte leichte Wiederbelebung der Konjunktur in Westdeutschland durch ein weitgehendes Abbrechen des wirtschaftlichen Aufholprozesses in Ostdeutschland konterkariert.

## 2.1 Exportgestützte Erholung der Konjunktur in Westdeutschland

Auch die jüngste konjunkturelle Verbesserung bezieht ihre Antriebskräfte wie schon die gesamte Entwicklung seit der Krise 1992/93 ganz überwiegend aus der Zunahme der Auslandsnachfrage. Die deutsche Wirtschaft konnte 1996 ungeachtet aller Unkenrufe der Unternehmerseite über eine mangelhafte internationale Wettbewerbsfähigkeit und die Nachteile des Standorts Deutschland einen Ausfuhrrekord aufstellen. Mit einem Gesamtwert von 784,5 Milliarden DM wurden mehr deutsche Waren im Ausland abgesetzt als je zuvor. Da sich die Importe in geringerem Maße erhöhten, stieg auch der Exportüberschuß auf 97,4 Milliarden DM und damit auf den höchsten Stand seit der deutschen Vereinigung. Die Warenexporte sind vor allem im Verlaufe des 2. Halbjahres 1996 kräftig gestiegen, im letzten Vierteljahr sogar um knapp neun Prozent gegenüber dem gleichen Vorjahreszeitraum. Die Gründe für die guten Außenhandlungsergebnisse sind in der verbesserten internationalen Konkurrenzfähigkeit der deutschen Anbieter zu sehen, die infolge der Korrektur der übersteigerten DM-Aufwertung des Jahres 1995, vor allem aber auf Kosten der Arbeiter und Angestellten durch Rationalisierungsmaßnahmen und niedrige Lohnabschlüsse in der Industrie erreicht worden sind.

Dabei hat die Nachfrage aus Westeuropa sich wegen der dort erst allmählich wieder in Gang kommenden Konjunktur bisher am geringsten ausgeweitet. Stärker wuchsen die deutschen Ausfuhren in die USA und in die schnell expandierenden Volkswirtschaften Ost- und Südasiens. Nicht zuletzt aber wächst auch der Handel mit den mittel- und osteuropäischen Übergangsländern rasch und hat sich immer mehr zu einem Standbein der deutschen Außenwirtschaft entwickelt. 1995 erreichte die Aufuhr in diese Länder das Volumen des Exports in die USA. Trotz des Ausfuhrrekords bleibt das deutsche Leistungsbilanz-Defizit, das sich 1996 zwar um elf Prozent auf 26,6 Milliarden DM verminderte, weiterhin hoch. Neben den Tourismus-Ausgaben im Ausland trugen dazu vor allem die staatlichen Übertragungen an die EU im Umfang von 30 Milliarden DM sowie Heimatüberweisungen ausländischer Arbeitskräfte bei.

Die ersten Angaben für 1997 zeigen, daß sich die günstige Außenhandlungsentwicklung auch in diesem Jahr fortsetzt. So waren im Januar 1997

die Warenexporte um 5 Prozent und der Ausfuhrüberschuß sogar um mehr als 20 Prozent böber als ein Jahr zuvor. Zugleich klaffte jedoch ein besonders großes Defizit in der Leistungsbilanz. Dabei ist es bemerkenswert, daß dies zu einem erheblichen Teil auf einen starken Abfluß von Vermögens- und Erwerbseinkommen, u.a. von Zinszahlungen für festverzinsliche Wertpapiere, ins Ausland zurückzuführen ist. Dies sind offenbar Anzeichen einer vorsorglichen Flucht vor dem Euro. Insgesamt wird für 1997 mit einer Zuwachsrates der Warenausfuhr in der Größenordnung um sechs Prozent gerechnet. Die Schätzungen für den Umfang des Exportüberschusses gehen bis zu 120 Milliarden DM.

Allerdings sind auch die überwiegend positiv erscheinenden Aussichten für den deutschen Außenhandel keineswegs als sichere Bank anzusehen. So setzt die auch in wichtigen westeuropäischen Partnerländern nur zögerliche Konjunkturbelebung, die im Gefolge der restriktiven Anstrengungen zur Erfüllung der Maastricht-Kriterien noch zusätzlich gebremst wird, der Ausfuhrerweiterung Grenzen. Hinzu kommen Unwägbarkeiten, die sich aus der unterschiedlichen wirtschaftlichen Situation der USA und Westeuropas ergeben. So wird befürchtet, die langandauernde Konjunktur und hohe Kapazitätsauslastung in den USA könnten dort zu weiteren Erhöhungen der Zinssätze führen, denen sich die Geldpolitik in Europa kaum genügend entgegenstellen kann oder will. Höhere Zinsen hier würden aber weitere Hemmnisse für die ohnehin schwache Investitionskonjunktur mit negativen Wirkungen für die deutsche Industrie als Hauptexporteur von Investitionsgütern schaffen. Die Inlandsnachfrage hat vom wachsenden Export bisher allerdings noch keine durchgreifenden Impulse erhalten.

Die Entwicklung der *Ausrüstungsinvestitionen* ist trotz ihres vergleichsweise geringen Gewichts maßgeblich für die Herausbildung eines sich selbst tragenden Aufschwungs. Sie sind der wichtigste in der Statistik ausgewiesene Maßstab für die produktive Kapitalakkumulation und damit ein Gradmesser für die Dynamik und Stabilität einer zyklischen Aufwärtsbewegung. Nichts dokumentiert die Schwäche der als "Aufschwung" bezeichneten bisherigen Nachkrisen-Phase des gegenwärtigen Zyklus deshalb deutlicher als die jüngste Entwicklung dieser Investitionen:

Nach dem sehr starken realen Rückgang um rund 20 Prozent während der Krise 1992/93 kam es nur zu einer schwachen Belebung der Ausrüstungsinvestitionen, die zunächst lediglich während des Jahres 1994 überhaupt zu einem Wachstum von Quartal zu Quartal führte. Danach wurde die Aufwärtsbewegung im Folgejahr durch stagnierende, teilweise sogar leicht rückläufige Investitionen schon wieder unterbrochen. Erst seit dem 2. Vierteljahr 1996 ist wieder eine moderate Zunahme der realen Investitionsdaten festzustellen. Infolge der geringen Wachstumsdynamik lagen die realen Ausrüstungsinvestitionen Ende 1996 noch um gut zwölf Prozent unter ihrem vor fünf Jahren erreichten Höchststand.

Diese Investitionslethargie ist aber keineswegs ein spezifisch deutsches Standortproblem. Westeuropa hat vielmehr insgesamt seit Beginn der 90er Jahre die schlechteste Investitionsentwicklung seit dem zweiten Weltkrieg zu verzeichnen. Dabei ist die Bundesrepublik sogar zunächst dank des finanzpolitisch induzierten Vereinigungsbooms und ihrer hohen Konkurrenzfähigkeit noch gut weggekommen. Frankreich und Italien mußten beispielsweise wesentlich längere Phasen stagnierender oder abnehmender Investitionsaktivitäten durchlaufen, und auch Großbritannien litt zunächst in den 90er Jahren unter einer deutlichen Investitionsschwäche. Eine Ausnahme unter den Industrieländern bilden eigentlich nur die USA, wo die realen Ausrüstungsinvestitionen nach einem lange anhaltenden Aufschwung um mehr als 30 Prozent über dem Mitte 1989 erreichten Vorkrisenhöchststand liegen.

Für 1997 ist in Deutschland eine Fortsetzung der Belebung dieser Investitionen zu erwarten. Dafür sprechen vor allem die gewachsene Auslastung der Produktionskapazitäten, die von der Auslandsnachfrage ausgehenden Impulse und auch die Auftragsentwicklung in der Vorleistungsgüter- und der Investitionsgüterindustrie. Allerdings sind alle diese Faktoren bislang nicht so durchgreifend, daß sie den Investitionen die für einen "sich selbst tragenden Aufschwung" erforderliche Eigendynamik geben könnten. Auch die Tatsache, daß die Unternehmen bisher nur in geringem Maße Erweiterungsinvestitionen im Inland planen, wird den Wachstumsmöglichkeiten der Ausrüstungsinvestitionen im weiteren Verlauf dieses Jahres relativ enge Grenzen setzen.

Deutlich rückläufig entwickelten sich die *Bauinvestitionen*, die relativ lange Zeit benötigten, um den im 1. Vierteljahr 1996 erlittenen tiefen witterungsbedingten Einbruch aufzuholen, danach im Verlauf des vergangenen Jahres jedoch wenig neue Impulse erhielten. Am besten war noch die Lage im Wohnungsbau. In Westdeutschland gingen dabei aufgrund der günstigen monetären und steuerlichen Bedingungen allein vom Eigenheimbau wesentliche Nachfrageimpulse aus. In Ostdeutschland wurde der Wohnungsbau vor allem durch die steuerliche Fristsetzung bei Kapitalanlagen zur Vermietung getragen. Enttäuschend blieb jedoch in West- wie in Ostdeutschland die Nachfrage nach gewerblichen Bauten. Hier wirkte insbesondere das Überangebot an freistehenden Büro- und Gewerbeimmobilien dämpfend. Der klassische Wirtschaftsbau, der allerdings nur im Westen eine leichte Belebung zeigte, und der Tiefbau konnten den Rückgang bei den Bürogebäuden nicht ausgleichen. Beim öffentlichen Bau setzte sich in den alten Bundesländern der seit Jahren anhaltende Rückgang fort. Im vergangenen Jahr beschleunigte sich jedoch auch in den neuen Ländern die Abwärtsentwicklung. 1997 ist nochmals mit einem leichten Rückgang der Bauinvestitionen zu rechnen. Dabei ist im ostdeutschen Wohnungsbau ein erheblicher Einbruch zu erwarten, weil bisherige steuerliche Vergünstigungen wegfallen. Im westdeutschen Wohnungsbau wird die nächste Entwicklung vor allem davon abhängen, ob der Nachfragerückgang im

Mietwohnungshau zum Stillstand kommt. Der öffentliche Bau wird infolge der Haushaltskrise und des Sparkurses insgesamt weiter zurückgehen.

Nicht besonders stark, aber dennoch stetig und damit konjunkturstützend nahm im vergangenen Jahr der *private Verbrauch* zu, der proportional zum gesamten Bruttoinlandsprodukt wuchs. Diese Zunahme der individuellen Konsumtion war jedoch nur durch insgesamt abnehmende Ersparnisse der privaten Haushalte zu realisieren, deren Sparquote seit vier Jahren sinkt.

Da für 1997 angesichts des massiven Lohndrucks und Sozialabbaus ein realer Rückgang der Masseneinkommen zu erwarten ist, können von der Einkommensentwicklung her selbst für ein geringes Wachstum des privaten Konsums kaum Impulse kommen. Dazu könnten allenfalls weitere Rückgriffe auf die Ersparnisse mit einem entsprechenden Rückgang der Sparquote etwas heitragen.

Der *Staatsverbrauch* trug 1996 mit einer überproportionalen Zunahme mehr als ursprünglich erwartet zum Wirtschaftswachstum bei. Für das laufende Jahr ist jedoch nicht mit einer Wiederholung dieser Rolle zu rechnen. Schon jetzt zeichnen sich erhebliche zusätzliche Haushaltslücken ab, zu denen allein schon nicht geplante Steuerausfälle in einem bisher geschätzten Umfang von 10 bis 15 Milliarden DM beitragen. Damit wird die öffentliche Verschuldung in diesem Jahr nach allen aktuellen Schätzungen deutlich über den als ein Kriterium für die Aufnahme in die Europäische Währungsunion festgelegten drei Prozent des Bruttoinlandsprodukts liegen. Dies wird von der Bundesregierung vermutlich mit noch rigoroseren Sparmaßnahmen beantwortet werden, die keine Möglichkeiten für eine ähnlich starke Ausdehnung des öffentlichen Verbrauchs wie im vergangenen Jahr lassen.

Als Fazit ist vor allem für Westdeutschland für die nächste Zeit mit einem ungefähr im Tempo des 2. Halbjahres 1996 anhaltenden und damit für 1997 insgesamt etwas höheren Wachstum des Bruttoinlandsprodukts zu rechnen. Während das Bundeswirtschaftsministerium seine optimistische Schätzung von 2,5 Prozent für die diesjährige Zuwachsrate bislang nicht korrigiert hat, liegt die Mehrzahl der Wirtschaftsforschungsinstitute und Verände mit ihren Einschätzungen darunter oder hat ihre Zahlen inzwischen nach unten revidiert. Die von ihnen geschätzte gesamtwirtschaftliche Wachstumsrate bewegt sich um 2,0 Prozent. Zugleich ist vor allem aufgrund der Exportwirkungen mit einer wieder steigenden Produktion der verarbeitenden Industrie zu rechnen, deren Jahreszuwachs aber nicht wesentlich über dem des Sozialprodukts liegen dürfte. Wachstumsträger könnten nach der jüngsten Konjunkturumfrage des Ifo-Instituts insbesondere die Automobilindustrie, die chemische Industrie, die Hersteller von Büro- und Datenverarbeitungsgeräten und die Investitionsgüter produzierenden Betriebe der Elektroindustrie sein.<sup>2</sup> Das zu erwartende Wirt-

<sup>2</sup> Berliner Zeitung, 4.4.1997.

schaftswachstum wird jedoch viel zu gering bleiben, um über Saisoneffekte hinaus zu einer Entschärfung der Beschäftigungskrise zu führen. Die Arbeitslosigkeit wird auch im Jahresdurchschnitt deutlich höher sein als 1996.

## 2.2 Ostdeutschland: Abbruch des wirtschaftlichen Aufholprozesses

Während der letzten beiden Jahre hat sich das Bild der wirtschaftlichen Entwicklung Ostdeutschlands, die sich offensichtlich jetzt an einem besonders kritischen Punkt ihrer Entwicklung befindet, deutlich verändert. Auf den crashartigen Einbruch der Wirtschaftsaktivitäten in der auf Währungsunion und Vereinigung folgenden Transformationskrise war von 1992 bis in das Jahr 1995 hinein eine mehr als drei Jahre dauernde Periode gefolgt, in der die ostdeutsche Wirtschaft von dem damaligen niedrigen Niveau aus mit hohen, erheblich über denen der alten Bundesländer liegenden Raten wuchs. Schon im Verlaufe des Jahres 1995 zeigten sich dann deutliche Anzeichen einer Wachstumsverlangsamung und einer größeren Anfälligkeit gegenüber der westdeutschen und internationalen Konjunktur. Diese negative Entwicklung setzte sich während des vergangenen Jahres fast bis zur Angleichung an das derzeit niedrige Wachstumstempo Westdeutschlands fort. Die Wirtschaft in den neuen Bundesländern ist damit offenkundig an einem Punkt angelangt, an dem die zunächst wirksamen, dazu noch weitgehend von außen her induzierten Impulse der Privatisierung, des Nachholbedarfs und des Baubooms schwächer werden und nichts Neues an ihre Stelle tritt. Der Aufholprozeß ist damit zunächst nahezu abgebrochen. Er hat zwar dazu geführt, daß das Sozialprodukt heute wieder um rund 40 Prozent höher ist als auf dem Tiefpunkt der Übergangskrise im Jahre 1991. Die jetzige Verlangsamung kann aber dennoch keinesfalls als Ausdruck eines Normalisierungsprozesses betrachtet werden. Noch sind die tiefgreifenden Folgen der Übergangskrise bei weitem nicht ausgeglichen. Es fehlt vor allem an industrieller Wirtschaftssubstanz und strukturellen Voraussetzungen für eine weitgehend sich selbst tragende Aufwärtsentwicklung. Noch ist keine spürbare Re-Industrialisierung der durch die Folgen der Währungsunion und einen rigorosen, vor allem politisch motivierten Privatisierungsfeldzug weitgehend in Industriebranchen verwandelten, aber keineswegs zum "Blühen" gebrachten ostdeutschen Landschaften erfolgt. Der bisherige Nachholprozeß hat vor allem für die katastrophale Beschäftigungssituation in den neuen Bundesländern so gut wie nichts gebracht.

Im Zusammenhang mit dieser Misere wird häufig argumentiert, die zu rasche Angleichung der Löhne an das Westniveau verhindere eine günstigere Wirtschaftsentwicklung und müsse deshalb gestoppt werden oder es solle sogar - wie vor allem von westdeutschen Unternehmervertretern gefordert wird - zu Lohnkürzungen kommen. Diese Forderungen werden häufig sehr pauschal damit begründet, daß die Zunahme der Löhne der Entwicklung der sogenannten gesamtwirtschaftlichen Produktivität davonlaufe und des-

balb keine ausreichenden Gewinnmöglichkeiten für Unternehmer in den neuen Bundesländern bestünden. Zur Ermittlung dieser Kennziffer wird nichts anderes getan, als das gesamte Bruttoinlandsprodukt durch die von sämtlichen Erwerbstätigen in allen Bereichen geleisteten Arbeitsstunden zu dividieren und dadurch eine mehr als grob gerasterte Stundenleistung in DM zu erhalten, die als gesamtwirtschaftliche Produktivität ausgegeben wird. Zunächst ist daran zu zweifeln, ob eine solche, den Staat mit seinen Institutionen und Verwaltungen ebenso wie den mehr oder weniger produktive Leistungen anbietenden Dienstleistungsbereich, private Organisationen, die Handels- und Verkehrsbetriebe und das warenproduzierende Gewerbe umfassende Kennziffer überhaupt geeignet ist, ernsthaft als Maßstab wirtschaftlicher Effektivität benutzt zu werden. Das gilt um so mehr, als auch die Verfahren zur Leistungsermittlung in den erfaßten Bereichen qualitativ unterschiedlich sind. Keineswegs geeignet ist diese Kennziffer jedoch als Maßstab für die Bewertung der Leistungen pro Beschäftigten in der Industrie, um die es aber beim ostdeutschen Aufholprozeß in erster Linie geht und die auch der Adressat der meisten Produktivitätsargumente und Lohnzurückhaltungsforderungen ist.

Ein aussagefähigeres Ergebnis und ganz anderes Bild ergibt sich, wenn man sich auf die Industrie beschränkt und die von der offiziellen Statistik veröffentlichten Einkommens- und Umsatzdaten näher betrachtet.<sup>3</sup> Im 2. Halbjahr 1996 betrug danach die durchschnittliche monatliche Bruttolohn- und -gehaltssumme je Beschäftigten der ostdeutschen Industrie 3.825 DM. Das entspricht 68,7 Prozent der gleichzeitig im Westen gezahlten Durchschnittslöhne. Zugleich wurde pro ostdeutschen Industriebeschäftigten ein Umsatz von 19.515 DM erzielt, das waren 69,3 Prozent der westdeutschen Umsatzleistung. Die Pro-Kopf-Umsätze waren also im Osten erheblich niedriger als im Westen, die Löhne waren es aber im nahezu gleichen Verhältnis auch. Daraus ergibt sich, daß in den Industriebetrieben der neuen Bundesländer in dem genannten Zeitraum mit 100 DM gezahltem Lohn oder Gehalt ein durchschnittlicher Umsatz von 510 DM erzielt wurde. In den alten Bundesländern erbrachten 100 DM Lohn 505 DM Umsatz. In dieser für die Rentabilität eines Unternehmens wichtigen Relation lagen die ostdeutschen Industriebetriebe also keineswegs hinter den westdeutschen zurück. Wenn dennoch bei einem annähernd gleichen Umsatz in der ostdeutschen Industrie ein geringerer Gewinn erzielt werden sollte, dann kann dies eine ganze Reihe von Gründen haben, an den zu hohen Löhnen aber liegt es nicht.

Das ostdeutsche Bruttoinlandsprodukt, das zur Zeit etwas mehr als neun Prozent des gesamtdeutschen ausmacht, nahm 1996 nur noch um rund zwei Prozent zu. Ungünstig verlief vor allem die Entwicklung in der Bauwirtschaft, die während der letzten Jahre der Hauptträger des relativ bo-

hen Wachstums war. Für das gesamte Jahr 1996 ergab sich für das ostdeutsche Bauhauptgewerbe eine Minusrate von knapp 11 Prozent, die allerdings zu einem großen Teil auf die ungewöhnlich tiefe und lange Winterperiode zu Beginn des vergangenen Jahres zurückzuführen ist. Die Bauaktivitäten entwickelten sich aber auch danach unter beträchtlichen Schwankungen. Nach dem Kälteeinbruch, der die Bauproduktion im 1. Vierteljahr 1996 um rund 37 Prozent unter das Vorjahresquartal abstürzen ließ, stiegen die Aktivitäten zwar zunächst im Frühjahr sehr kräftig an, aber schon während der Sommermonate kam es wieder zu einer verlangsamten, teilweise stagnierenden Entwicklung, die sich erst gegen Jahresende erneut beschleunigte.

Noch bedenklicher als die jüngste Entwicklung der Produktion sind die deutlichen Abschwächungstendenzen der Nachfrage nach Bauleistungen. Die realen Auftragseingänge des Bauhauptgewerbes waren schon seit dem Sommer 1995, also bevor die extremen Witterungsbedingungen sich auswirken konnten, zurückgegangen. Nach dem Kälteeinbruch erfolgte dann zwar eine deutliche Auftragszunahme zur Abdeckung des entstandenen Nachholbedarfs, die aber nur ein Vierteljahr lang anhält. Etwa seit Mitte des vorigen Jahres nimmt die reale Nachfrage in der ostdeutschen Bauwirtschaft erneut ab. Das Münchner Ifo-Institut schätzt in einer kürzlich veröffentlichten Prognose, daß die Produktion der ostdeutschen Bauwirtschaft in diesem Jahr um gut zwei Prozent sinken und auch im Jahr 2000 noch ungefähr auf diesem Niveau liegen wird.<sup>4</sup> Die Situation dieses Sektors ist jedoch in Ostdeutschland von besonderer Bedeutung, weil dessen volkswirtschaftliches Gewicht hier ungleich größer ist als in den alten Bundesländern. So ist der Anteil des Bausektors an der gesamten Wertschöpfung in den neuen Bundesländern etwa dreimal so hoch wie in den alten. Die Anteile der Industrie und des Dienstleistungssektors sind dagegen deutlich geringer als in Westdeutschland.

Nur die Zunahmen der Dienstleistungen und der verarbeitenden Industrie haben im vorigen Jahr einen Rückgang des ostdeutschen Sozialprodukts verhindert. Allerdings täuscht die relativ hohe Jahreszuwachsrate der verarbeitenden Industrie für 1996 etwas über die tatsächliche Lage hinweg. Sie ist vor allem durch eine kräftige Produktionszunahme im 1. Halbjahr sowie durch Basiseffekte so günstig ausgefallen. Im 3. Quartal ging die Produktion dagegen etwas zurück, im 4. stagnierte sie. Die Auftragseingänge waren mit Ausnahme einer kurzen Frühjahrsbelebung fast während des gesamten Jahres rückläufig. Erst zum Jahreswechsel war wieder ein geringes Auftragsplus zu verzeichnen.

Nach den gegenwärtigen Indikatoren ist auch für 1997 mit einer Fortsetzung des schwachen Wirtschaftswachstums zu rechnen. Die Bauwirtschaft wird ihre wichtigste noch tragende Stütze, den privaten Wohnungsbau, we-

<sup>3</sup> Die folgenden eigenen Berechnungen stützen sich auf: Statistisches Bundesamt, Konjunktur aktuell, lfd. monatlich.

<sup>4</sup> Ifo-Schnelldienst, München, 8/97 vom 17.3.1997.

gen der Ende 1996 ausgelaufenen Steuervergünstigungen weitgehend verlieren und deshalb weiter zurückgehen. In der verarbeitenden Industrie sehen die Aussichten zwar nicht ganz so düster aus, aber angesichts fehlender Auftragsbestände, der nur schwachen Nachfragezunahme am Jahresbeginn und des Ausfalls der Bauindustrie als Wachstumslokomotive wird ein weiteres Aufholen gegenüber Westdeutschland vorerst kaum möglich sein. In den meisten Prognosen wird deshalb für das laufende Jahr etwa die gleiche Wachstumsrate des Sozialprodukts wie in den alten Bundesländern erwartet. Diese Entwicklung wird nicht ausreichen, um einen weiteren Beschäftigtenabbau auch nur zu stoppen; die Arbeitslosigkeit in Ostdeutschland wird in diesem Jahr deutlich zunehmen. Angesichts dieser Misere erscheinen die Forderungen unhaltbar, die Wirtschaftsförderung für die neuen Bundesländer abzubauen. Würde dies geschehen, dann wäre die Chance eines Aufholens auf lange Zeit hinaus vertan. Spätere Versuche, den Aufholprozeß wieder in Gang zu setzen, wären mit noch weit höheren Kosten verbunden.

### 3. Restriktive Finanz- und Sozialpolitik verschärft die Beschäftigungsprobleme

Die jüngste wirtschaftliche Entwicklung in Deutschland ist somit in erster Linie durch Investitionslethargie, schwaches Wachstum, zunehmende Massenarbeitslosigkeit und die davon ausgehenden Belastungen für die Sozialleistungen gekennzeichnet. Und das ist geschehen, obwohl im Ergebnis des bisher schärfsten und umfassendsten Angriffs auf die in den Jahrzehnten zuvor erkämpften Verteilungsverhältnisse und sozialen Sicherungssysteme inzwischen geradezu hervorragende Angebotsbedingungen bestehen, wie sie von Unternehmern, Regierungspolitikern und neoliberalen Wissenschaftlern seit langem gefordert werden.

So hat sich die Einkommensverteilung während der letzten 15 Jahre massiv zugunsten der Unternehmer verbessert. Allein im Zeitraum von 1992 bis zum 1. Halbjahr 1996 sank in Deutschland der Anteil der Bruttoeinkommen der Unselbständigen von 74,2 auf 69,2 Prozent. Die Arbeitseinkommensquote wird 1997 auf den Stand vom Beginn der 60er Jahre zurückfallen. Der Anstieg der Reallöhne ist weit hinter dem Produktivitätsanstieg zurückgeblieben. Gleichzeitig ist die staatliche Entlastung der Investoren massiv vorangetrieben worden. Die Quote der Steuern am Bruttoeinkommen aus Unternehmertätigkeit und Vermögen beträgt zur Zeit weniger als 25 Prozent, während sie Anfang der 80er Jahre bei über 35 Prozent gelegen hatte. Hinzu kommt noch, daß gegenwärtig in Deutschland wie in den meisten westeuropäischen Ländern ein relativ hohes Maß an Preisstabilität besteht und die langfristigen Zinssätze niedrig sind.

Die Realitäten beweisen somit, daß der in den letzten Jahren von Regierung und Unternehmern gemeinsam praktizierte wirtschaftspolitische Kurs zwar die Profitbedingungen erheblich verbessert, aber für Wachstum und

Beschäftigung nicht nur nichts gebracht, sondern die Situation verschlechtert hat. Trotzdem wird dieser Kurs nicht nur fortgesetzt, sondern verschärft. Jüngstes Beispiel dafür ist das Anfang April in Kraft gesetzte sogenannte Arbeitsförderungsreform-Gesetz, das sich eindeutig gegen die Arbeitslosen richtet. Sein Kern besteht darin, daß diese künftig schneller als bisher schlechter bezahlte Stellen annehmen müssen. Nach sechs Monaten Arbeitslosigkeit gilt zum Beispiel eine Stelle nur noch dann als unzumutbar, wenn der Nettolohn unter dem Arbeitslosengeld liegt. Darüber hinaus wird u.a. die Bezahlung in ABM gesenkt und die Altersgrenze für Personen angehoben, die bei einer über zwölf Monate hinausgehenden Beschäftigungslosigkeit weiterhin Anspruch auf Arbeitslosengeld haben.

Die Bundesregierung hat sich zudem in der Angelegenheit "Europäische Währungsunion" selbst in eine Zwickmühle manövriert. Sie hat einerseits durchgesetzt, daß in Maastricht sehr strenge monetäre Beitrittskriterien zum Euro festgelegt wurden und bisher auf deren strikter Einhaltung bestanden. Jetzt ist nach allen vorliegenden Daten abzusehen, daß die Bundesrepublik die für die Höhe des jährlichen Haushaltsdefizits festgelegten drei Prozent und vermutlich auch die für die Gesamtverschuldung limitierten 60 Prozent im Verhältnis zum Bruttoinlandsprodukt in diesem Jahr selbst nicht einhalten kann. Das hat angesichts der sich weiter nach oben bewegenden Schätzungen der 1997 noch zu erwartenden Etatlücken die Suche nach weiteren Einsparmöglichkeiten zusätzlich forciert, die in erster Linie wieder die bevölkerungswirksamen staatlichen Leistungen treffen werden. Die Realisierung der Währungsunion dient somit als Motiv, aber auch als ein Hauptargument zur weiteren Durchsetzung der restriktiven und unsozialen Finanzpolitik. Und das gilt nicht nur für Deutschland, sondern auch für die Mehrzahl der anderen EU-Länder, deren Regierungen den Zugang zum Euro um den Preis einer die Konjunktur und Beschäftigung drückenden Restriktionspolitik unbedingt bekommen wollen. Dabei ist abzusehen, daß auch noch so bektische Einsparmaßnahmen die Verschuldung nicht innerhalb der Beitrittskriterien halten werden. Die Bundesregierung steht somit vor der Alternative, entweder eine Verschiebung der Währungsunion vorzuschlagen oder für eine weniger strenge Auslegung der Kriterien einzutreten. Einige Anzeichen sprechen dafür, daß sie versuchen wird, eine verschämte Variante des zweiten Weges einzuschlagen und die Verschuldungsdaten schönzurechnen und herunterzumanipulieren. Ob der Euro allerdings tatsächlich termingemäß kommt, ist schwer vorauszusagen, zumal sich auch unter Politikern und Wissenschaftlern die Stimmen mehren, die für eine Verschiebung plädieren. Eines ist jedenfalls sicher, die Entscheidung über eine derart elementare ökonomische und politische Angelegenheit, wie es die Abschaffung der eigenen Währung ist, darf in der parlamentarischen Demokratie bundesrepublikanischer Prägung natürlich nicht einer Abstimmung durch das dafür offenbar für zu dumm erachtete Volk überlassen werden, sondern muß Sache der Regierung und allenfalls noch der im Bundestag vertretenen Parteien bleiben.

Aus den Unternehmerverbänden und den großen Konzernen sind fast nur noch zustimmende Meinungen zur Einführung des Euro zu hören. Das ist zum Teil darin begründet, daß die Unternehmen sich inzwischen voll auf die Währungsunion eingestellt haben und ein Aufschub ihnen Kosten verursachen würde. Ihre Zustimmung dürfte aber weit stärker darin motiviert sein, daß vor allem das deutsche Großkapital mit dem Wegfall der Währungsgrenzen zu europäischen Ländern mit einem niedrigeren Lohnniveau bessere Möglichkeiten sieht, seine Strategie des verschärften Lohndrucks und der Aushöhlung des Tarifsystems in Deutschland weiter durchsetzen zu können. So wird offen davon gesprochen, daß die Währungsunion helfen würde, endlich die Deutschen mit ihren überzogenen Lohnforderungen zu disziplinieren. Der Direktor des Unternehmerinstituts IW, G. Fels, sagte dazu, daß unter dem Euro-Regime die Karten - vor allem für die Lohnpolitik - neu gemischt würden und von den Gewerkschaften dabei nicht weniger als ein Paradigmawechsel verlangt werde<sup>5</sup>. Diese Kapitalstrategie wird jedoch ebenso wenig wie der gegenwärtig eingeschlagene Weg der Wirtschafts- und Finanzpolitik aus der Wachstums- und Beschäftigungssackgasse herausführen. Einseitige Förderung der Bedingungen zur Profitoptimierung und blindes Vertrauen in die Kräfte des Marktes haben in der Realität der letzten Jahre ihre volkswirtschaftliche Wirkungslosigkeit eindeutig offenbart.

Ohne ein stärkeres dirigistisches und expansiv wirkendes Eingreifen des Staates ist ein Herauskommen aus dem gegenwärtigen Dilemma für die deutsche, aber darüber hinaus auch für die westeuropäische Wirtschaft nicht möglich. Impulse für ein stärkeres Wachstum der Inlandsnachfrage sind ohne eine zeitweise expansive Finanzpolitik unter den derzeitigen Bedingungen nicht zu schaffen. Dies muß mit einer größeren Koordinierung der nationalen Finanz- und Geldpolitiken zwischen den EU-Mitgliedstaaten verbunden werden. Dazu muß aber auch der Termin für den Start der Europäischen Währungsunion, die viele ökonomische Gefahren und Unwägbarkeiten, aber wenig greifbare Vorteile für die Mehrheit der Menschen verspricht, verschoben werden - und das nicht nur um ein Jahr. Ein Umdenken mit praktischen Konsequenzen ist vor allem hinsichtlich der Einflußnahme auf den Arbeitsmarkt erforderlich. Die Arbeitslosigkeit ist nur noch marginal ein konjunkturelles, hauptsächlich aber ein strukturelles Problem des gegenwärtigen kapitalistischen Systems, das von den Marktkräften allein nicht einmal spürbar entschärft werden kann. Die Verteilung der Arbeit muß deshalb, unter Berücksichtigung der Konsequenzen für die Rentenproblematik und die übrigen Sozialsysteme, zur staatlichen Regulierungsaufgabe Nr. 1 werden.

*Ernst Engelberg*

## Bilanz im 80. Jahr der Oktoberrevolution: Über Fragen der Revolution und des Sozialismus

Wir kommen zu einem Zeitpunkt zusammen, der sowohl Erinnerungen an weltrevolutionäre Ereignisse des Jahres 1917 weckt als auch Fragen nach der Überwindung einer weltweiten und allumfassenden Krise aufwirft. Blick also auf Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft!

Bislang haben wir in Abgrenzung von der Februarrevolution unbeschwert vom Großen Oktober gesprochen und das Jahr 1917 neben das von 1789 als welthistorische Zäsur gesetzt. Doch diese hohe Bewertung wird unter dem Schock des Jahres 1989 von namhaften Kollegen entschieden bestritten. Der Krach, den wir erleben, so meint Adam Schaff, sei "bereits im Jahre 1917 angelegt" gewesen, und er fügt hinzu: "Schon 1917 hatte der Todesengel seinen Kuß auf die Stirn der Revolution gelegt".<sup>1</sup> Sie sei, nüchtern gesagt, "antimarxistisch" gewesen, denn gerade in Rußland habe u.a. das gefehlt, was Marx in der "Deutschen Ideologie" als Vorbedingung für eine linke Transformation angesehen habe, nämlich ein hoher ökonomischer Entwicklungsgrad.

Nun ist es ohnehin bedenklich, sich gerade in Fragen der Voraussetzungen einer Revolution auf ein einziges Werk von Marx und Engels zu beziehen, und auch noch auf ein so früh verfaßtes Manuskript wie eben das der "Deutschen Ideologie", das die Autoren selbst, um mit Engels zu sprechen, der "nagenden Kritik der Mäuse" überlassen haben - was sicherlich in manch' anderer Hinsicht bedauerlich war. Aber immerhin sind wir verpflichtet, in bezug auf die Revolutionsproblematik noch andere Äußerungen von Marx und Engels zu berücksichtigen, in denen spätere revolutionäre Erfahrungen verarbeitet sind. Bald nach der Revolution von 1848/49, die europäische Ausmaße angenommen hatte, veröffentlichte Marx als eine seiner zeitkritischen Schriften "Die Klassenkämpfe in Frankreich". Doch er sah nicht in Frankreich, sondern in England den "Demiurgen des bürgerlichen Kosmos" und den Grund für alle revolutionären Krisen auf dem Kontinent.

Indem er Europa bei allen Unterschieden in den einzelnen Ländern als eine ökonomische, auf England ausgerichtete Einheit ansah, formulierte er eine grundsätzliche und historisch weittragende These, die wörtlich er sagte: "In den Extremitäten des bürgerlichen Körpers muß es natürlich eher zu gewaltsamen Ausbrüchen kommen als in seinem Herzen, da hier

<sup>5</sup> Die Zeit, Hamburg, Nr. 13 vom 21.3.1997.

<sup>1</sup> Adam Schaff, *Schöne neue Welt: Sozialismus ohne Arbeit*, in: Neues Deutschland, 16. Januar 1997, S. 12.

die Möglichkeit der Angleichung größer ist als dort.<sup>2</sup> Diese Marxsche These widerlegt zunächst die Behauptung, er habe stets die Auffassung vertreten, eine Revolution müsse notwendigerweise *zuerst* in den ökonomisch fortgeschrittensten Ländern ausbrechen.

Die Aussagekraft der zitierten Stelle über die Revolution in den "Extremitäten des hürgerlichen Körpers" erhöht sich noch dadurch, daß wir sie wortwörtlich in den "Revuen" finden, also in den analytischen Gesamtübersichten, die Marx und Engels 1850 veröffentlichten. Grundsätzlich gleiche Auffassungen finden wir im Schlußteil der Engels'schen Bauernkriegsschrift. Eine entscheidende theoretisch-methodische Schlußfolgerung aus den erwähnten Auffassungen von Marx und Engels scheint zu sein: Der Widerspruch zwischen Produktivkräften und Produktionsverhältnissen als letzte Ursache von sozialen und politischen Revolutionen ist nicht allein im Rahmen eines einzelnen Landes zu sehen, sondern auch in dem eines ganzen Komplexes von Ländern, ja sogar von Kontinenten, die bei allen Besonderheiten und unterschiedlichen Entwicklungsstufen durch das dynamische Kräftespiel einer vorherrschenden Gesellschaftsformation miteinander verhängen sind, eben in einem "Kosmos", in einem "Körper".

Einen solchen "Körper" bildete zu Beginn unseres Jahrhunderts der Imperialismus, in dem Rußland zweifellos zu den "Extremitäten" gehörte. Aus dem ökonomischen Dualismus zwischen einem industriellen, krisenanfälligen Großkapital und einer Agrarwirtschaft mit ihren Latifundien und feudälähnlicher Ausbeutung, aber auch mit Drosselung der Bauernschaft, erwuchs die russische Revolution von 1905. Erleichtert wurde sie durch die Zersetzung der Armee infolge der Niederlage des Zarismus im russisch-japanischen Krieg. Jetzt begann eine Periode, in der Krieg und Revolution immer enger aneinanderrückten - eben als Ausdruck des expansiven Imperialismus.

Mit der russischen Revolution von 1905 beginnt eine neue Periode politischer und kultureller Krisen; vorbei ist jene friedliche und breite Entwicklung der Arbeiterbewegung, die nach der Pariser Kommune eingesetzt hatte. Erste Zeichen einer neuen Zeit sind heiße Debatten über Massenstreiks, Wahlrechtsdemonstrationen in Österreich und Preußen, revolutionäre Erschütterungen im Vorderen Orient und in Asien. Auch in Kunst und Literatur spiegeln sich die neuen Erscheinungen in vermittelten Formen wider. Alarmierend wirkte die Erste Marokkokrise von 1905/06, die die Sozialistische Internationale veranlaßte, auf ihrem Kongreß zu Stuttgart 1907 über den Militarismus und die internationalen Konflikte zu debattieren.

Die Diskussion über die neu anstehenden Fragen war keineswegs von einheitlichem Geiste getragen, und dennoch wurde der von Rosa Luxemburg und Lenin eingebrachte Ahänderungsantrag mit seinen revolutionären

Forderungen einstimmig angenommen. Die Resolution verlangte von den Arbeiterparteien, daß sie im Falle eines Krieges "die wirtschaftliche und politische Krise zur politischen Aufrüttelung der Volksschichten und zur Beschleunigung des Sturzes der kapitalistischen Klassenherrschaft auszunutzen" hätten.<sup>3</sup> Mochte in Stuttgart 1907 eine rechte Mehrheit eine linke Resolution annehmen - wie man später grollte oder spöttelte - 1912 wurde sie in Basel noch einmal feierlich beschworen und damit erneut als moralisch-politische Verpflichtung übernommen.

Eben dieser folgte Lenin, als er, im April 1917 nach Petersburg zurückgekehrt, sich weigerte, auf der Position der bürgerlichen Februarrevolution zu bleiben und die Weiterführung des imperialistischen Krieges an der Seite der Westmächte zu unterstützen. Vielmehr nahm er Kurs darauf, die Massen aufzurütteln, eben das zu tun, was in Stuttgart und Basel verlangt worden war - und sie zur proletarischen Revolution zu führen. "Die Frage ist nicht", so meinte Lenin im April 1917, "ob die Arbeiter vorbereitet sind, sondern *wie* und *worauf* man sie vorbereiten soll."<sup>4</sup> Unübertroffen hiebt Lenin in seiner Fähigkeit, eine ständige "Analyse des Wechselverhältnisses der Klassen und der konkreten Besonderheiten jedes geschichtlichen Zeitpunkts"<sup>5</sup> mit zielbewußter Führung zu verbinden. Indem die Tagesinteressen der Arbeiter und Bauern (gerade auch der im Soldatenrock), die Brot und Frieden verlangten, mit den antiimperialistischen Zukunftsperspektiven zusammenfielen, war die Oktoberrevolution möglich geworden.

Eines steht fest: Der Oktoberrevolution kann man nicht gerecht werden, wenn man sie nach einem allgemeinen Theorem mißt und beurteilt, wie das heute manche tun. Wir müssen sie vielmehr in einem großen historischen Zusammenhang sehen, der bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts zurückreicht. Die Marxsche Ansicht, Revolutionen könnten an den Extremitäten eines ökonomisch-sozialen Kosmos ausbrechen, drängte sich auch Lenin auf, der davon sprach, daß die Kette der kapitalistischen Länder an ihrem "schwächsten Glied" zuerst reißen könnte.

Gestatten Sie mir noch einige Bemerkungen zur Frage, wie es denn mit der Entwicklung des Sozialismus nach dem Sieg einer antikapitalistischen Revolution steht. Wir alle kennen aus der Marxschen Kritik des Gothaer Programms die These von den zwei Stufen der klassenlosen Gesellschaft. Die historischen Erfahrungen haben jedoch gezeigt, daß nach dem Sturz der bürgerlich-kapitalistischen Herrschaftsverhältnisse eine Übergangsperiode folgt, die sich nicht auf die politische Diktatur beschränkt. In der Auseinandersetzung mit den "linken Kommunisten" wies Lenin im Frühjahr 1918 mehrfach auf fünf verschiedene sozialökonomische Elemente der

<sup>3</sup> J. Lenz, Die II. Internationale und ihr Erbe 1889-1929, Hamburg - Berlin 1930, S. 82ff.

<sup>4</sup> W.I. Lenin, Entwurf eines Artikels oder einer Rede zur Verteidigung der Aprilthesen, in: LW, Bd. 24, S. 15.

<sup>5</sup> Ders., Briefe über die Taktik, in: LW, Bd. 24, S. 25.

<sup>2</sup> Karl Marx, Die Klassenkämpfe in Frankreich 1848 bis 1850, in: MEW, Bd. 7, S. 97.

Übergangsperiode hin, in der sich die junge Sowjetrepublik befände, wobei er die patriarchalische Bauernwirtschaft, die kleine Warenproduktion, den privatwirtschaftlichen Kapitalismus, den Staatskapitalismus und die ersten Elemente des Sozialismus erwähnte.

Über die Art, wie diese verschiedenen, aber kombinierten Typen sozial-ökonomischer Verhältnisse stufenweise in Richtung Sozialismus umzugestalten seien, bestand zweifellos Unsicherheit. Lenin selbst bekannte im Februar 1918: "Wir können keine Charakteristik des Sozialismus geben; wie der Sozialismus aussehen wird, wenn er fertige Formen annimmt - das wissen wir nicht, das können wir nicht sagen. Sagen können wir, daß die Ära der sozialen Revolution begonnen hat, daß wir das und das getan haben, das und das tun wollen ..." <sup>6</sup> Im Grunde zeigte sich auch bei ihm, daß er den Sozialismus nicht als ein von vornherein feststehendes *Modell* ansah, sondern als das Ergebnis eines gesellschaftlichen und politischen *Prozesses*.

Die ursprüngliche Absicht, die überkommenen und neu geschaffenen Strukturen allmählich im sozialistischen Sinne umzuformen, konnte man in den drei Jahren des Kriegskommunismus von Mitte 1918 bis Anfang 1921 nicht verwirklichen. Erst die Neue Ökonomische Politik versuchte diese Taktik wieder aufzunehmen. Dieser "Rückzug", wie Lenin sagte, wird im gegenwärtigen China, wie mir scheint, in interessanter Weise modifiziert. Man ist wohl nicht allein bemüht, die überkommenen privatkapitalistischen Verhältnisse stufenweise umzugestalten, sondern sie offensiv auszunutzen, um zu einem hochmodern produzierenden Sozialismus zu gelangen. Unsere theoretische wie praktische Aufmerksamkeit für die Fragen einer revolutionären Übergangsperiode muß in den kommenden Monaten und Jahren hellwach bleiben, auch die Möglichkeit erwägend, daß sich der Schwerpunkt weltrevolutionärer Veränderungen von Europa nach Asien verlagern könnte.

Frank Deppe

## Marx, Marxismus, sozialistische Bewegung: Bilanz und Perspektiven

### 1.

Meine Ausgangsthese bedarf keiner ausführlichen Begründung. Marxismus und sozialistische Bewegung befinden sich am Ende des 20. Jahrhunderts in einer tiefen Krise - vielleicht in einer existentiellen Krise. Für die "Sieger der Geschichte" ist es klar: der Sozialismus - gleichsam als die Summe der utopischen Träume des 19. und 20. Jahrhunderts - ist dabei, Geschichte, und d.h. Stoff für Historiker zu werden. So Joachim Fest 1991. Und er fügte hinzu: "nach blutigen Ausflügen in die Realität kehrt er jetzt wieder in die British Library zurück". <sup>1</sup>

Diese Krise erklärt sich keineswegs ausschließlich aus der welthistorischen Zäsur der Jahre 1989 bis 1991 - bis zur Auflösung der Sowjetunion. Ihre Wurzeln reichen tiefer und haben eine lange Vorgeschichte. Und deshalb macht *Perry Anderson* in seiner kritischen Auseinandersetzung mit den Thesen von *Francis Fukuyama* über "Das Ende der Geschichte" mit Recht auf die starken Zweifel aufmerksam, denen das sozialistische Projekt - durch die Entwertung seiner Geschichte und seiner Ziele - heute ausgesetzt ist. "Gleichheit, die nach dem zweiten Weltkrieg immerhin eine rhetorische Rolle im öffentlichen Leben spielte, auch wenn sie in Wirklichkeit radikal abgewehrt wurde, gilt derzeit weder als möglich noch als wünschenswert. Ja, für den gesunden Menschenverstand unserer Tage sind alle Ideen, die einstmals den Glauben an den Sozialismus ausmachten, bloß noch tote Hunde. Das Zeitalter der Massenproduktion ist von einer Nach-Fordschen Ära abgelöst worden. Die Arbeiterklasse gilt als verblassende Erinnerung an die Vergangenheit, Kollektiveigentum als Garantie für Tyrannei und Ineffizienz; substantielle Gleichheit als unvereinbar mit Freiheit oder Produktivität". <sup>2</sup>

Eine Zwischenbemerkung: Es wäre - um den Charakter der gegenwärtigen Krise in einer historisch vergleichenden Perspektive genauer zu bestimmen - lohnend, auf die Geschichte der "Krisen des (oder im) Marxismus" genauer einzugehen. Dabei wäre zu erinnern an *Thomas Masaryk* (1899), der *Bernstein's Revision* als Krise des Marxismus deutete - an die Junius-Broschüre von *Rosa Luxemburg* (1916), an den jungen *Antonio Gramsci*, der die russische Revolution vom Oktober 1917 zunächst als Revolution

<sup>1</sup> Joachim Fest, *Der zerstörte Traum: Das Ende des utopischen Zeitalters*; Berlin 1991, S. 13.

<sup>2</sup> *Perry Anderson, Zum Ende der Geschichte*, Berlin 1993, S. 143.

<sup>6</sup> Ders., Siebenter Parteitag der KPR(B) [Reden gegen den Abänderungsantrag Bucharins zur Resolution über das Parteiprogramm], in: LW Bd. 27, S. 134.

gegen das "Kapital" (von Karl Marx) deutete - an Karl Korsch's "Marxismus und Philosophie" (1923) - das Auseinanderbrechen der Marxisten "in drei feindliche Heerlager ... in der revolutionären Nachkriegskrise"<sup>3</sup> ist ihm der Kern der Krise - oder (um die Linie abzukürzen): die Intervention von Louis Althusser im Jahre 1978, in der die Krise des Marxismus als ein "Phänomen" bezeichnet wurde, das in historischen und weltweiten Dimensionen die Schwierigkeiten, Widersprüche und Sackgassen betrifft, in denen sich heute die in der marxistischen Tradition stehenden revolutionären Organisationen des Klassenkampfes befinden".<sup>4</sup>

Immerhin können wir von Rosa Luxemburg lernen, daß in solchen Krisen die "Selbstkritik, rücksichtslose, grausame, bis auf den Grund der Dinge gehende Selbstkritik ... Lebensluft und Lebenslicht der proletarischen Bewegung" sei.<sup>5</sup> Aher, die gegenwärtige Krise ist tiefer, existentieller als die früheren - diese Einsicht erschließt sich durch den Blick auf den Zustand von Organisationen der sozialistischen Bewegung, die sich auf Marx beziehen; das zeigt auch ein Blick auf die (marginale) Rolle des Marxismus im internationalen Wissenschaftssystem und in der politischen Kultur. Und, das zeigt auch die Art und Weise, wie die (ich sage das sehr verkürzt) "marxistische Vergangenheit" in den Biographien so vieler ehemaliger Genossinnen und Genossen verarbeitet, besser noch: vielfach verdrängt wird. Und auch viele von uns werden nicht nach Hannover in der Hoffnung gekommen sein, daß wir - wie es der junge Marx formuliert hat - diese (herrschenden) "versteinerten Verhältnisse dadurch zum Tanzen zwingen, daß wir ihnen ihre eigene Melodie vorsingen".

Als wir uns im vorigen Jahr - mit Heinz Jung - entschieden, zu dieser Tagung einzuladen, ging es uns nicht allein darum, solche Erfahrungen zur Sprache zu bringen. Vielmehr deutete sich jetzt schon eine gewisse Tendenzwende an, die der Soziologe Ulrich Beck schon 1993 als die "Siegkrise" bezeichnet hatte, in die der Kapitalismus seit Anfang der 90er Jahre "hineingeschlittert" sei. In einer Veröffentlichung des vergangenen Jahres hat Ulrich Beck im Blick auf die Massenarbeitslosigkeit (Kapitalismus "ohne Arbeit") sowie die Krise des Sozialstaates die Politische Ökonomie (im Marx'schen Sinne) als einen "Joker" bezeichnet, der wieder für einen Stich gut sein könnte. Und er fügt hinzu: "Merke: Auch der 'neoliberale Globalismus' bereitet den Weg für einen Neomarxismus, der allerdings utopisch erblindet ist".<sup>6</sup>

Immerhin wird hier die Fragestellung henannt, die - so nehme ich an - im Mittelpunkt unserer Diskussionen stehen wird: die marxistische Diagnose

<sup>3</sup> Karl Korsch, *Marxismus und Philosophie*, Frankfurt/M. 1966, S. 94.

<sup>4</sup> Louis Althusser, *Die Krise des Marxismus*, Hamburg 1978, S. 54.

<sup>5</sup> Rosa Luxemburg, *Die Krise der Sozialdemokratie*, in: dies., *Politische Schriften II*, Frankfurt/M. - Wien 1966, S. 21.

<sup>6</sup> Ulrich Beck u.a., *Reflexive Modernisierung. Eine Kontroverse*, Frankfurt/M. 1996, S. 35/36.

über den krisenhaften Charakter der historischen Tendenz der Kapitalakkumulation, die - am Ende des 20. Jahrhunderts - in einem völlig paradoxen Kontext zu stehen scheint: Der Kapitalismus scheint mit seiner weltweiten Durchsetzung alternativlos geworden zu sein ... und gleichzeitig wird immer deutlicher, daß diese Produktions- und Vergesellschaftungsweise ein globales Katastrophenprogramm beinhaltet, ökologisch, sozial und politisch (Hirsch). Nur so wird verständlich, daß heute wieder Zusammenbruchstheorien (bei Robert Kurz z.B.) angedacht werden, die freilich ohne soziale und politische Subjekte, die Träger einer sozialistischen Transformation sein könnten, auskommen müssen.

## 2.

Ich will nun fragen, welche Aspekte im Rahmen einer versuchsweisen Bilanz zu berücksichtigen wären. Wenn ich hier zunächst einmal an das umfangreiche Werk von Eric Hobsbawm mit dem Titel "Zeitalter der Extreme" erinnere<sup>7</sup>, so will ich damit nicht allein die Richtung meiner Argumentation andeuten, sondern zugleich die Schwierigkeit, auch nur einige dieser Aspekte auszuwählen.

*Erstens.* Die Geschichte des Sozialismus und Marxismus seit dem 19. Jahrhundert ist außerordentlich komplex. Sie differenziert sich in verschiedene Strömungen und Räume aus - die "drei Ströme", von denen in den 60er und 70er Jahren oftmals die Rede war: "Realsozialismus", "Dritte-Welt-Sozialismus" und "Metropolensozialismus" (in sich auch noch einmal differenziert). Dazu natürlich die großen Spaltungen und Konfrontationen zwischen Reformisten, Marxisten-Leninisten (mit jeweiligen "Unterspaltungen") und (zeitweilig und regional im Süden Europas konzentriert) Anarchosyndikalisten, die sich auch auf Marx bezogen. Dies deutet nicht allein auf den universalistischen Charakter des Sozialismus, sondern auch auf höchst unterschiedliche sozialökonomische, politische und kulturelle Bedingungen hin, unter denen sich Sozialismus (und der Bezug zu Marx) entwickelt hatte - als Programm der nachholenden Industrialisierung und nichtkapitalistischen Entwicklung, als Kampf gegen koloniale und imperialistische Abhängigkeit und Unterentwicklung, als Programm der Wirtschaftsdemokratie und der Sozialstaatlichkeit.

*Zweitens.* Diese Geschichte verlief nicht linear (und naturwüchsig) - nach einem Fortschrittsplan, sondern eher zyklisch, im Wechsel von Erfolgen, Niederlagen und Rückschritten. Mir scheint, daß der Sozialismus (in seinen verschiedenen "Strömen") im dritten Viertel des 20. Jahrhunderts - also in der Zeit nach dem Ende des zweiten Weltkrieges bis Anfang der 70er Jahre - den Höhepunkt seiner Kraftentfaltung und seiner Ausstrahlungsfähigkeit erreichte.

<sup>7</sup> Eric Hobsbawm, *Das Zeitalter der Extreme. Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts*, München - Wien 1995.

*Drittens.* Danach - also im letzten Viertel des 20. Jahrhunderts - beginnt eine Periode nicht nur der Krise und des Niedergangs des Sozialismus, sondern auch von tiefgreifenden Veränderungen in den entwickelten kapitalistischen Gesellschaften selbst. Wenn Hobsbawm hier von einem "Erdrutsch" spricht, so meint er nicht nur das Ende des Golden Age in den Kapitalmetropolen, sondern die Niederlagen des Sozialismus in der Dritten Welt und den schließlichen Kollaps des "Realsozialismus". Gleichzeitig vollzieht sich in dieser Zeit eine Verlagerung kapitalistischer Entwicklungszentren nach Ostasien und in den pazifischen Raum.

*Es ist die Analyse dieses erdrutschartigen Umbruchs in globalen Dimensionen, die wir ins Zentrum unserer Analysen stellen müssen, wenn wir Bilanz und Perspektiven diskutieren - so die zentrale These meiner Überlegungen.* Natürlich sind die Niederlagen des Sozialismus auch Ergebnisse des nationalen wie des internationalen Klassenkampfes gewesen - ich denke dabei nicht allein an die "neoliberale Konterrevolution", sondern auch an den Sachverhalt, daß in der Dritten Welt seit den 70er Jahren Demokratie und Sozialismus durch Militärregime und eine von den USA finanzierte "Counter-Guerilla" niedergeknüppelt wurden. Und, diese Niederlagen sind auch und nicht zuletzt Ergebnis der inneren Widersprüche und Blockaden, die in den Gesellschaften des "realen Sozialismus" - vor allem natürlich in der Sowjetunion selbst - lange zuvor im ökonomischen wie im politischen System errichtet worden waren. Es bleibt bittere Wahrheit, daß diese Systeme *aus sich heraus* unfähig zur Reform und zum Überleben waren - deshalb hat die Geschichte (zunächst einmal) ein hartes Urteil über sie gesprochen. Und, es bleibt noch viel zu tun, um - in der (geistigen und moralischen) Trümmerlandschaft, die der Realsozialismus hinterlassen hat - die Gründe für das Scheitern dieses Projektes zu erforschen und zu diskutieren, das seit dem Oktober 1917 - wie Hobsbawm mit Recht hervorhebt - die Geschichte dieses Jahrhunderts entscheidend geprägt hat!

Allerdings sollten wir bei dieser schmerzhaften Bilanz nicht jener Logik verfallen, die (wie Francis Fukuyama) den Sieg von kapitalistischer Marktwirtschaft und politischem Liberalismus als quasi-naturgesetzliches Resultat von Modernisierungsprozessen betrachtet. Die Politik der Sieger (von der eingangs die Rede war), die Logik der "Abwickler", zielt darauf ab, die Geschichte des Sozialismus - in ihrer Totalität - als abartige Fehlentwicklung zu kriminalisieren - natürlich auch deshalb, um angesichts der immer deutlicher zutage tretenden Defekte des Kapitalismus einen möglichen Erneuerungsprozeß des Sozialismus zu diskreditieren und zu behindern.

Weun wir selbst der Empfehlung von Rosa Luxemburg zur rücksichtslos-grausamen Selbstkritik folgen, dann darf dabei aber das folgende nicht außer acht gelassen werden:

*Erstens.* Niemals dürfen wir die konkret historischen Umstände unberücksichtigt lassen, in denen Menschen im Namen des Sozialismus und des Kommunismus gehandelt haben. Das betrifft zum einen die konkreten

Handlungskonstellationen. Niemals hatten die handelnden Akteure die Gelegenheit bzw. die Freiheit, ihre Programme und Ziele unter gleichsam chemisch reinen Laboratoriumsbedingungen umzusetzen. Im Gegenteil - in der Regel handelte es sich um Katastrophenkonstellationen - z.B. am Ende des Ersten Weltkrieges, in denen bestenfalls Notprogramme entworfen und realisiert werden konnten. Und natürlich darf in diesem Zusammenhang nicht vergessen werden, daß jeder Ansatz einer sozialistischen Veränderung seit dem 19. Jahrhundert - seit der 48er Revolution und der Pariser Kommune in Frankreich, mehr noch nach der Oktoberrevolution in Rußland und bis zur Erfahrung der Sandinisten in Nicaragua und der kubanischen Revolution bis heute - mit massiver gegenrevolutionärer Gewalt - von innen und von außen - konfrontiert worden ist. Die "Flitterwochen" der Revolutionen waren stets Feste der Volksfreude - die Führer der siegreichen Konterrevolution erhielten nicht nur im Frankreich des 19. Jahrhunderts den Beinamen "Schlächter".

Und wenn wir schon von den konkret-historischen Umständen reden, dann darf auch niemals außer Acht gelassen werden, welches eigentlich das Ausmaß der ökonomischen Ausbeutung, der politischen Unterdrückung und der kulturellen Entfremdung der Volksmassen - dazu das Ausmaß der Demütigung durch weiße Kolonialherren - gewesen ist, das z.B. in China in der ersten Hälfte des Jahrhunderts den Sieg einer kommunistisch geführten Massenbewegung zum Sturz des alten Regimes und zum erfolgreichen Kampf gegen die japanischen Besatzer überhaupt erst möglich gemacht hat. Mit anderen Worten: Wir dürfen die materialistische Fundierung der Geschichte des Sozialismus nicht leichtfertig preisgeben! Antonio Gramsci hat es in den "Kerkerheften", in einer Notiz "Zum Begriff der politischen Partei" so formuliert: "Die Geschichte einer Partei wird also nur die Geschichte einer bestimmten gesellschaftlichen Gruppe sein können (die "Klassenpartei", F.D.). Aber diese Gruppe ist nicht isoliert; sie hat Freunde, Verwandte, Gegner, Freinde. Nur aus dem umfassenden Bild des ganzen gesellschaftlichen und staatlichen Ensembles (und häufig auch mit internationalen wechselseitigen Einwirkungen) wird sich die Geschichte einer bestimmten Partei ergeben, weshalb man sagen kann, die Geschichte einer Partei zu schreiben bedeutet nichts anderes als die allgemeine Geschichte eines Landes .... zu schreiben".<sup>8</sup>

*Zweitens.* Es gab keinen Fortschritt der Demokratie, keine Verbesserung der materiellen Lebensbedingungen der Arbeiterklasse und der Volksmassen, keine Reformen auf dem Gebiet des Bildungswesens und der Kultur ohne den Einfluß des Sozialismus, der Klassenkämpfe und der zeitweiligen Veränderung Kräfteverhältnisse der Klassen zugunsten der "Subalternen" (wie es Gramsci formulierte) - auf der nationalen wie der internationalen Ebene. Es war (um nur ein Beispiel zu nennen) die sozialistische und re-

<sup>8</sup> Antonio Gramsci, Gefängnishefte, Bd. 7, Hamburg 1996, S. 1602/3.

volutionäre Arbeiterbewegung, deren Einfluß am Ende des Ersten Weltkrieges - vor dem Hintergrund der Oktoberrevolution - dazu beigetragen hat, daß die elementare Forderung der hürgerlichen Revolution - z.B. das allgemeine Wahlrecht - durchgesetzt wurden. Das gleiche gilt für den modernen Sozial- bzw. Wohlfahrtsstaat als *das* sozialdemokratische Projekt (zumindest in West- und Nordeuropa) in der Ära des sog. "Fordismus". Das meint auch Eric Hobsbawm, wenn er feststellt, daß im 20. Jahrhundert die "Wirtschaftswunder" nicht durch, sondern gegen die Prinzipien des Laissez-Faire - also des unumschränkten Kapitalismus - durchgesetzt wurden.

Eben diesen Gedanken hat der amerikanische Ökonom Lester Thurow (der kein Marxist ist) in seinem neuen Buch über die "Zukunft des Kapitalismus" präzisiert. Er vertritt die These, daß der Kapitalismus am Ende des 20. Jahrhunderts, an dem er den Sozialismus auf breiter Front besiegt zu haben scheint, eben jene Probleme reproduziert, die einst die Geburt des modernen, antikapitalistischen Sozialismus eingeleitet haben: "Ohne einen sozialen Konkurrenten wird für den Kapitalismus stets die Versuchung bestehen, seine inneren Defizite zu ignorieren. Diese Versuchung ist schon in den hohen Arbeitslosenraten in der industriellen Welt zu erkennen. Es kann daher nicht überraschen, daß in dem Maße, wie die Bedrohung durch den Sozialismus gestorben ist, das Niveau der Arbeitslosigkeit, das toleriert wird, um die Inflation zu bekämpfen, ebenso angestiegen ist wie sich die Ungleichheit der Einkommen und Vermögen rapide vergrößert und das 'Lumpenproletariat', das aus dem ökonomischen System herauskatapultiert wird, zugenommen hat. Genau dies waren die Probleme zu der Zeit, als der Kapitalismus geboren wurde. Sie sind Bestandteil des Systems. Sie führten zur Entstehung des Sozialismus, des Kommunismus und des Wohlfahrtsstaates".<sup>9</sup>

Damit komme ich zu einem *dritten* Punkt. Wenn wir tatsächlich in der Lage sind, diese schmerzhaft Bilanz - und d.h. den Widerspruch - auszuhalten, dann haben wir auch keinen Grund, uns der Geschichte des Sozialismus und der Geschichte der handelnden Akteure zu schämen. Ich sage es einmal sehr persönlich und emotional - ich bin nach wie sehr froh darüber (und auch stolz darauf), daß ich Wolfgang Abendroth und Jupp Schleifstein (als Repräsentanten der Generation der Oktoberrevolution, zu der auch Eric Hobsbawm gehört; zugleich Repräsentanten sehr unterschiedlicher Traditionen der deutschen Arbeiterbewegung) als Lehrer und als Genossen gekannt habe.

### 3.

Wenn meine erste These über den Charakter der Krise des Sozialismus und Marxismus am Ende des 20. Jahrhunderts richtig ist, dann folgt daraus

<sup>9</sup> Lester Thurow, *The Future of Capitalism*, New York 1996, S. 270.

zunächst einmal, daß für einen längeren Zeitraum von der One-World des globalen Kapitalismus auszugehen ist, und daß die Kritik der herrschenden Verhältnisse nicht mehr "von außen" - aus der Logik der Systemkonkurrenz - sondern "von innen" her entwickelt werden muß.

Außerdem wäre es schon ein gewisser Fortschritt, wenn sich vor allem die Intellektuellen, die den selbstreflexiven Bezug zum Marxismus - als einem Instrument der Erkenntnis und Kritik bestehender Herrschaftsverhältnisse und ihrer sozialökonomischen Basis - noch nicht aufgegeben haben, sich auf eine Liste von Themen einigen würden, über die es zu diskutieren, zu forschen und auch zu streiten gilt. Dies war z.B. das Anliegen von Pietro Ingrao und Rossana Rossanda, als sie ihre "Verabredungen zum Jahrhundertende" schrieben. Wie die deutsche Ausgabe<sup>10</sup> zeigt, haben wir uns bemüht, diese Anregung aufzugreifen und über die Grenzen hinaus zu erweitern.

Dazu würde z.B. die Auseinandersetzung mit der Frage gehören, was es für einen erneuerten Marxismus und Sozialismus (als politisches Projekt) bedeutet, daß in den kapitalistischen Zentren (ganz zu schweigen von den Randgebieten der Weltgesellschaft) die klassische Arbeiterbewegung nicht mehr existiert (und zwar schon lange vor der "Impllosion" des Realsozialismus). Schärfer noch: "Arbeiterbewegung", die sich auf den männlichen, weißen Facharbeiter in der Industrie - im Alter von 40 - 50 Jahren - stützt, hat als progressive politische und soziale Bewegung keine Zukunft. Diese Erkenntnis wurde freilich schon lange vor dem Zusammenbruch des "Realsozialismus" aus der Analyse der Veränderung der Produktionsweise und des Arbeitsprozesses sowie der Erosion von "Klassenmilieus" in den entwickelten kapitalistischen Gesellschaften gewonnen. Das heißt nicht, daß es keine Volks- und Arbeiterbewegungen - von unten - mehr gibt. Im Gegenteil - wir sind seit gut zwei Jahren Zeugen eines Aufschwungs solcher Bewegungen - Protestdemonstrationen, Betriebsbesetzungen und Massenstreiks - in der ganzen Welt.

Es kommt allerdings darauf an, solche Bewegungen - ihre historische Rolle - zu entmystifizieren; denn diese Rolle muß immer wieder von Neuem - auf der "Höhe der Zeit" - begründet, entwickelt und praktisch organisiert werden. Außerdem kommt es darauf an, sich von der Vorstellung zu verabschieden, als ob gesellschaftliche Klassen kollektive Subjekte seien, die zugleich als soziale und politische Handlungssubjekte - vermittelt über das "Klassenbewußtsein" ihrer Mitglieder und ihrer Partei - agierten. Klassenkonstellationen in der Politik bzw. politisch relevante Kräfteverhältnisse zwischen den Klassen sind stets Artikulationen komplexer "Blockbildungen" von verschiedenen Klassenfraktionen bzw. sozialen Gruppen mit einer

<sup>10</sup> Pietro Ingrao/Rossana Rossanda, *Verabredungen zum Jahrhundertende. Eine Debatte über die Entwicklung des Kapitalismus und die Aufgaben der Linken*, Hamburg 1996.

hegemonialen Struktur, die jeweils im einzelnen erforscht bzw. konstruiert werden muß.

Das heißt: Auch in der Zukunft werden gewerkschaftliche und politische Organisationen notwendig sein, um in der Arbeiterklasse Widerstand gegen die "Despotie des Kapitals" im Betrieb und in der Gesellschaft zu leisten und um sozialen und politischen Druck für eine Alternative zur herrschenden Politik zu erzeugen. Das ist eine Grunderfahrung, die sich gerade in diesen Tagen auf vielfache Weise praktisch bestätigt. Allerdings werden diese Organisationen und Kämpfe nicht mehr als jene privilegierten Zentren und als Avantgarden gelten, die nicht nur ein theoretisches Denkmonopol, sondern auch einen Führungsanspruch gegenüber anderen sozialen und politischen Kräften und Bewegungen beanspruchen. Der "Block der progressiven Kräfte" wird bunt, pluralistisch, autonom in bezug auf die Artikulation von Interessen usw. sein müssen.

Es war gerade der monistische Wahrheits- und Führungsanspruch des Marxismus-Leninismus, der letztlich seine etatistisch-bürokratische Verkünderung, seine Reformunfähigkeit, damit auch sein Scheitern bestimmte. Wir brauchen einen "offenen" und "entmystifizierten" Marxismus, um diese Fragen zu bearbeiten - ein Marxismus, der als kritische Theorie auch immer auf die eigene Geschichte und Praxis angewandt werden muß, der die Möglichkeit des Irrtums und die Kontingenz von Geschichte anerkennt! Diese Arbeit der Reflexion und der Analyse muß sich mit gesellschaftlicher und politischer Praxis verbinden bzw. vernetzen; aber, die Beziehung von Theorie und Praxis darf nicht Gegenstand der Beschlüsse eines Zentralkomitees sein!

Diese Liste von Themen wäre - das kann ich nur andeuten - offen und lang. Ich will - wegen der beschränkten Zeit - nur noch ein Feld ansprechen, auf dem besonders deutlich wird, welche Anstregungen unternommen werden müssen, um das Neue - das Potential und die Dynamik der Veränderung - nicht nur zu erkennen, sondern auch als ein zentrales Widerspruchs- und Praxisfeld zu bearbeiten. Ich denke dabei an jene Fragen, die mit der Neubewertung des "Internationalismus" verbunden sind. Die Arbeiterbewegungen haben sich historisch als nationale Bewegungen und Organisationen entwickelt (mit ethnisch relativ homogenen Arbeiterklassen; in den USA hingegen - als dem klassischen Immigrationsland - hatte sich niemals eine Arbeiterbewegung nach westeuropäischem Vorbild durchsetzen können). Der Internationalismus (seit der Gründung der IAA im Jahre 1864) war auf diese nationalen Pfeiler begründet - und darin wurzelte auch seine Schwäche, die nicht nur im Blick auf den August 1914 beklagt worden ist. Noch in der fordistischen Ära wurde mit dem Keynesianismus und dem nationalen Wohlfahrtsstaat ein "nationaler Klassenkompromiß" institutionalisiert. Diese Voraussetzungen haben sich aufgelöst - als Folge der Transnationalisierung der Ökonomie und der Rolle der transnationalen Konzerne, als Folge der Schwächung (nicht der Aufhe-

bung) und der Transformation der nationalstaatlichen Souveränität und der damit verbundenen Kräfteverhältnisse der Klassen, aufgrund sozialer Strukturveränderungen, die auch den Umfang und die Zusammensetzung der Arbeiterklasse betreffen. In der Folge der Migrationsprozesse haben sich insbesondere die neuen "Unterschichten der Arbeiterklasse" in den Randsegmenten des Arbeitsmarktes internationalisiert. "Internationalismus" - als emanzipatorisches politisches Projekt - verlangt daher nicht allein die Entwicklung von neuen Formen einer transnationalen Politik (z.B. im europäischen Rahmen), sondern auch einen neuen Internationalismus "vor Ort" - im Betrieb, in den Städten und Wohnbezirken, in den Schulen und den lokalen Verwaltungen. Die sozialistische Linke muß Träger einer solchen Politik sein. Deren Entwicklung steht erst in den Anfängen. Sie wird - auch aus der einheimischen Arbeiterklasse - mit vielfältigen Hindernissen und Einwänden konfrontiert (die sich z.B. in Wahlentscheidungen für die radikale Rechte oder auch in "alltäglichem Rassismus" manifestieren).

#### 4.

Ich komme zum Schluß zur zentralen These meiner Ausführungen zurück. Wir müssen, so sagte ich eingangs, die Analyse des "Erdrutsches" (Hobsbawm) seit den 70er Jahren ins Zentrum unserer Analysen stellen, wenn wir Bilanz und Perspektiven diskutieren. Die welthistorische Zäsur von 1989 ff. ist ebensowenig wie die Krise des Sozialismus ohne diesen tiefgreifenden Umbruch angemessen zu begreifen. Dessen systemischer, umfassender Charakter wird nicht allein darin deutlich, daß er mit einem Sprung in der Produktivkraftentwicklung (wissenschaftlich-technische Revolution) sowie mit den tiefgreifenden Veränderungen in der Klassenstruktur und der Lebensweise (vor allem über die "Revolutionierung" des Kommunikationssektors) verbunden ist - sondern, daß er das Verhältnis von Ökonomie und Politik, der Rolle des Staates in bezug auf die Weltmarktkonkurrenz neu bestimmt, dabei neue hegemoniale Konstellationen von Klassenherrschaft erzeugt. Aber, dieser Umbruch verläuft krisenhaft und keineswegs naturwüchsig; er ist mit heftigen sozialen Kämpfen verbunden - in seiner ersten Phase freilich mit oftmals dramatischen Niederlagen der Arbeiter- und Gewerkschaftsbewegung.

Es geht darum, daß wir die innere Struktur und die Entwicklungsrichtungen dieses krisenhaften Umbruchs genauer begreifen - im Kernbereich des Akkumulations- und Verwertungsprozesses selbst, aber auch im Bereich der Lebensweise und Kultur und schließlich - und nicht zuletzt - im Verhältnis von Akkumulation und politisch-institutioneller Regulation; denn der krisenhafte Charakter des Umbruchs - auf der politischen Ebene - erscheint vor allem darin, daß der Zusammenhang - die Kobäsion - von Akkumulationsregime und Regulationsweise, die die sog. Golden-Age-Periode charakterisiert hatte, sich aufgelöst hat - und weder eine neue - sich selbst

tragende - Wachstumskonstellation noch eine neue politische Regulation - in Sinne einer gesellschaftlichen Kontrolle der entfesselten Marktkräfte - erkennbar wäre.

Hier also - so meine These - liegt eine zentrale Aufgabe marxistischer Analysen (und krisentheoretischer Diskurse), die an die Marx'sche Bestimmung der Schranken der Kapitalakkumulation und der entgegenwirkenden Ursachen natürlich (aber auch z.B. an Rosa Luxemburgs Analysen) anzuknüpfen hätten. Anders ausgedrückt: Der Verlust an politisch-ökonomischer Denk- und Analysefähigkeit, der im vergangenen Jahrzehnt vor allem in den Sozialwissenschaften und auch bei den kritischen Intellektuellen zu beklagen ist (ganz zu schweigen von den "organischen Intellektuellen" der großen Parteien), dieser Verlust ist einer der Gründe für die Sprachlosigkeit oder auch die Ohnmacht kritischer Diskurse - einer der Gründe dafür, daß die herrschende neoliberale "Theologie" (Hobsbawm) immer noch zu behaupten vermag, es gäbe zu ihrer Politik keine Alternative.

Die zentralen Widersprüche, die der heutige Kapitalismus erzeugt, sind - z.B. durch die Analysen von Paul Kennedy (1993), des Club of Rome (1991), des World Watch Instituts oder der Stiftung Entwicklung und Frieden (1995) - wohl Gegenstand des öffentlichen Bewußtseins und auch von politischen Debatten. Die von der UNO organisierten Weltkonferenzen über "Umwelt" (Rio, 1994), über die Armut in der Welt (Kopenhagen, 1995) sowie die Weltfrauenkonferenz in Peking (1996) haben die Ausbreitung und Zuspitzung globaler Widerspruchskonstellationen, deren Gefahren und deren Destabilisierungspotentiale auch für die "reichen Zentren" des Nordens durchaus zur Sprache gebracht. Allerdings machen sich im Ergebnis solcher Konferenzen - angesichts ihrer nur schwachen praktisch-politischen Wirkungen - auch immer wieder Ohnmachtsgefühle bzw. Enttäuschungen breit.

Worum also handelt es sich dabei?

- Um die globalen Spaltungen zwischen Armut und Reichtum, die sich in den Metropolen selbst reproduzieren und verfestigen und eine Krise der Gesellschaft erzeugen, die sich zunehmend "fragmentiert".

- Um die Ausbeutung von Ressourcen, die Zerstörung der Natur und die Belastungen des Klimas, des Wassers, der Böden usw. durch die gleichsam ungehemmte Fortsetzung und weltweite Verbreitung des industriekapitalistischen Wachstumsmodells.

- Um die Schwächung der Nationalstaaten als der politischen Arenen, in denen demokratische Forderungen durchgesetzt und Instrumente sowie Institutionen zur Kontrolle der kapitalistischen Entwicklungswidersprüche (in Gestalt der Polarisierung von Armut und Reichtum sowie der mit den Wirtschaftskrisen verbundenen sozialen Risiken, vor allem der Massenarbeitslosigkeit) erkämpft wurden.

- Um eine Überakkumulationskrise des Kapitals, die durch Produktivkraftsteigerung ("mikroelektronische Revolution"), durch das Aufblähen des "fiktiven (spekulativen) Kapitals" sowie durch den Abbau des fordistischen Wohlfahrtsstaates gerade nicht in eine neue, stabile Formation übergeht, sondern sich durch Wachstumsschwäche, chronisch ansteigende Massenarbeitslosigkeit und konjunkturelle - vor allem monetäre - Instabilität auszeichnet.

- Um eine Krise der "Arbeitsgesellschaft", die mit der Steigerung der Produktivkraft der gesellschaftlichen Arbeit zugleich einen wachsenden Teil der Bevölkerung aus dem Erwerbssystem - aus der "auf dem Tauschwert ruhende(n) Produktion" - "freisetzt", was allerdings bei Fortbestehen der kapitalistischen Produktionsweise eine Vermehrung der "Surplusbevölkerung", also die Schaffung von "disposable time außer der notwendigen Arbeitszeit" bedeutet<sup>11</sup> - aber gerade nicht als Befreiung vom Naturzwang der schweren Arbeit im Sinne, um die "freie Entwicklung der Individualitäten" zu ermöglichen, sondern als soziale Marginalisierung, die mit Armut und Ausgrenzung ("Exklusion") verbunden ist.<sup>12</sup>

- Und schließlich handelt es sich auch um eine Krise der politischen Kultur - unter Einschluß der demokratischen Institutionen, die nicht allein auf die sozialökonomischen Prozesse, sondern vor allem auch auf die neuen Medien ("Informationsgesellschaft") zurückzuführen sind, die den gesamten politischen Prozeß, vor allem die Formen und Organisationen der "zivilgesellschaftlichen" Vermittlung, der Öffentlichkeit zwischen Gesellschaft und Staat/Politik, d.h. eben die Funktionsbedingungen der Demokratie, grundlegend verändert haben.

Der neue "Sachzwang"-Totalitarismus der Märkte und des Geldes - ohne totalitäre Regierung - entspringt aus den Funktionsgesetzen der globalisierten Märkte. Der Präsident der Deutschen Bundesbank, Hans Tietmeyer, lehnt z.B. die Forderung nach einem "europäischen Sozialstaat" mit dem Hinweis auf die Bedingungen globaler Märkte und die Widersprüche

<sup>11</sup> Karl Marx, Grundrisse der Kritik der Politischen Ökonomie (Rohentwurf), Berlin 1953, S. 593, 595.

<sup>12</sup> Jeremy Rifkin beschwört die Dramatik der sozialen, globalen Katastrophe, die sich im Übergang ins 21. Jahrhundert immer deutlicher abzeichnet: "An der Schwelle zum dritten Jahrtausend steht unsere Zivilisation an einer Wegscheide. Der eine Weg führt in eine verheißungsvolle, utopische Welt, der andere in eine unheilvolle Welt voller Gefahren. Zur Debatte steht unsere Vorstellung von Arbeit. Wie soll die Menschheit damit umgehen, daß in Zukunft die meiste Arbeit nicht mehr von Menschen, sondern von Maschinen erledigt werden wird? Unsere politischen Institutionen, unsere gesellschaftlichen Verpflichtungen und wirtschaftlichen Beziehungen sind alle auf Menschen ausgerichtet, die ihre Arbeitskraft auf dem Markt verkaufen. Jetzt, da unsere Arbeitskraft für die Industrie wie für den Dienstleistungssektor immer unwichtiger wird und ihr Marktwert rapide sinkt, müssen wir uns neue Wege ausdenken, wie man Einkommen und Kaufkraft sichern könnte. Wir brauchen Alternativen zur Erwerbsarbeit, um die Kraft und das Talent zukünftiger Generationen nicht brachliegen zu lassen". Jeremy Rifkin, Das Ende der Arbeit und ihre Zukunft, Frankfurt/M. - New York 1995, S. 161.

eines - wie er sagt - "ausufernden Sozialstaates" ah. Dann aber formuliert er brutal die Logik des neuen Totalitarismus: vor allem übersehe eine solche Forderung, "mit welcher Wucht ökonomische Realitäten politische Fehlkonstruktionen zerschmettern können".

Der französische Soziologe Pierre Bourdieu, gegen den Tietmeyer hier argumentiert, kritisiert nicht allein das "Tietmeyer-Denken" als die neue "Religion" des Neoliberalismus und als Philosophie der Herrschaft des Finanzkapitals. In einer Rede vor streikenden Arbeitern - in Paris, Ende des Jahres 1995 - hat er zugleich auf die Zerstörung der Demokratie als Folge der Vorherrschaft globaler Märkte und der Privatisierung des öffentlichen Dienstes aufmerksam gemacht: "Worum es heute geht, das ist die Rückeroberung der Demokratie aus den Händen der Technokratie. Es muß Schluß sein mit der Tyrannei der 'Experten', vom Stil der Welthank oder dem Internationalen Währungsfonds, die ohne jede Diskussion die Verdicts des neuen Leviathan, 'der Finanzmärkte', durchdrücken und die nicht verhandeln können, sondern lediglich 'erklären'; man muß mit dem neuen Glauben an die historische Zwangsläufigkeit berechnen, den die Theoretiker des Liberalismus verbreiten".<sup>13</sup>

Damit ist schon die Richtung angedeutet, in der die Zukunft des Sozialismus zu denken wäre. Die Tyrannei der Experten des Neoliberalismus und der Globalisierungsdiskurse (der Kern der demokratischen Frage) kann nur beendet werden, wenn zugleich Mehrheiten für Alternativen der Wirtschafts- und Beschäftigungspolitik gewonnen werden. Die von Hobsbawm am Ende seines Buches prognostizierten Verteilungskämpfe im Übergang ins neue Jahrhundert - Kämpfe um die Verteilung des materiellen Reichtums, des Wissens, der Macht und der natürlichen Ressourcen - sind längst Wirklichkeit geworden. Und insofern gilt auch - gleichsam als Rahmenbedingung - für unsere theoretischen Debatten, daß die politische und gewerkschaftliche Linke zwar geschwächt, aber doch keineswegs verschwunden ist.

Seit 1992/93 hat - vor allem in den entwickelten kapitalistischen Staaten - die Streiktätigkeit erheblich zugenommen. In verschiedenen Formen artikuliert sich sozialer Protest. Das innere Band dieser neuen Welle der Klassenkämpfe wird durch die gemeinschaftliche Kritik an den vorherrschenden sozialökonomischen und politisch-ideologischen Entwicklungstendenzen in den reichen Metropolen des Kapitals geknüpft. Protest und Widerstand richten sich gegen das Ansteigen der Massenarbeitslosigkeit und der Armut auf der einen und gegen die Demontage des Sozialstaates - einschließlich des Abbaus von Arbeiter- und Gewerkschaftsrechten - auf der anderen Seite. Überall steht die Kritik der neoliberalen "Wirtschaftstheologie" und Politik im Mittelpunkt. Darin sind diese Bewegungen zunächst

<sup>13</sup> Pierre Bourdieu, "Contre la destruction 'd' une civilisation...". Rede vor den Streikenden im Gare de Lyon, Paris, in: Blätter für deutsche und internationale Politik, H. 2/1996, S. 178.

einmal defensiv; und es ist nicht auszuschließen, daß mit der fortschreitenden Erosion der fordistischen Klassenformationen auch diese Welle des sozialen Protestes verebben wird und/oder daß sie auch für die politische Rechte instrumentalisiert werden kann.

Einen offensiven Charakter werden solche Bewegungen dann gewinnen, wenn sich in ihrem Ergebnis - auch als Resultat von ideologischen Auseinandersetzungen - eine neue hegemoniale (mehrheitsfähige) Konstellation politischer, sozialer und kultureller Kräfte abzeichnet. Die Außerwertung eines stets wachsenden Teils des gesellschaftlichen Arbeitsvermögens im heutigen Kapitalismus macht beschäftigungspolitische Projekte jenseits des Tauschwertcharakters der warenproduzierenden Lohnarbeit notwendig - und gerade hier gehen sozialistische Konzepte über die Vorstellungen der (vor allem US-amerikanischen) "Kommunitaristen" - die sich auf eine Ausweitung des Sektors gemeinnütziger Tätigkeiten konzentrieren - hinaus. Es geht darum, die Frage der Arbeitszeit und der Verteilung von Arbeit als zentrale politische Fragen anzuerkennen. Es geht um eine Perspektive der zunehmenden De-Kommodifizierung der Erwerbsarbeit und eine Neubewertung der arbeitsfreien Zeit. Hier könnte das sozialistische Projekt der Zukunft seinen spezifischen Bezug oder Anknüpfungspunkt haben (der auch den Bezug zu Marx einschließt).

In diesen Auseinandersetzungen der Gegenwart entscheidet sich zunächst einmal, ob die Epoche der neoliberalen Hegemonie, die Ende der 70er Jahre begann, bis zum Ende des Jahrhunderts durch eine neue Epoche abgelöst wird, in der die Anerkennung und Ausgestaltung sozialer Bürgerrechte im Mittelpunkt politischen Handelns stehen wird. Und in diesen Auseinandersetzungen wird auch darüber entschieden, ob der Sozialismus noch eine Zukunft hat.<sup>14</sup>

<sup>14</sup> Ich habe diese Fragen ausführlich in meinem Buch "Fin de siècle. Am Übergang ins 21. Jahrhundert", Köln 1997, behandelt.

Neuzugänge zum Marx'schen Denken<sup>1</sup>

Wenn wir heute von Sozialismus sprechen, müssen wir davon ausgehen, daß eine Jahrhundertidee beschädigt ist. Wir können diese Idee auch nicht so einfach reinigen von den falschen Anmaßungen, die damit verknüpft worden waren, und von dem Mißbrauch, der damit getrieben worden ist. Wir müssen akzeptieren, daß es so etwas wie eine kollektive moralische Haftung gibt für das, was im Namen des Sozialismus an Verbrechen begangen wurde. Das ist für mich kein rein kognitives Problem. Denn es handelt sich ja darum, daß sehr viele Menschen guten Glaubens und mit viel Enthusiasmus im Namen von Ideen geopfert wurden. Wir kommen also bei der Diskussion über Marx, Marxismus und Sozialismus nicht umhin, diese moralische Dimension neu zu bedenken. Erst die kollektive Haftung selbst derjenigen, die absolut nichts mit den theoretischen Verwerfungen und den marxistisch-leninistischen Verbrechenslegitimationen zu tun haben, die sich jedoch heute noch als marxistisch orientierte Sozialisten bezeichnen, für alles, was im Namen von Marx in der Welt angerichtet wurde, könnte einen Punkt der politischen Moral setzen, an dem mit Glaubwürdigkeit und intellektueller Redlichkeit an Aufarbeitung zu denken wäre. Am Anfang einer neuen Lektüre von Marx stünde somit eine moralische Entscheidung, keine der intellektuellen Originalität.

Heute wird nach Bilanz und Perspektive gefragt: Ich möchte dabei von der Gegenwart ausgehen. Diesen Gedanken hat auch Frank Deppe in seinem Beitrag entwickelt, und seinem sehr runden Blick auf die Geschichte kann ich weitgehend zustimmen. Heute befindet sich der Kapitalismus meiner Auffassung nach zum erstenmal in einem Zustand, in dem die Kapitallogik genauso rein und unverfälscht funktioniert, wie Marx das im Kapital beschrieben hat. Zum erstenmal ist die Kapitallogik von allen Beißhemmungen befreit, die ihr lange von innen und von außen auferlegt waren. In der ganzen bisherigen Geschichte des Kapitalismus ging es doch im Grunde darum, ihm solche Beißhemmungen aufzuzwingen. Die Konstitutionalisierung, die Verkürzung der Arbeitszeit, die Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte - bei all diesen und anderen Kämpfen und Bewegungen ging es um die Domestizierung des Kapitalismus. Diese antikapitalistischen Züge lassen sich auch bei vielen Theoretikern dieser Bewegungen nachweisen, bei Ricardo ebenso wie bei einem Moralisten wie Adam Smith.

Nie hat man in der politischen Ökonomie des Bürgertums auch nur im Traum daran gedacht, die betriebswirtschaftliche Rationalisierung des

Einzelbetriebs als Kriterium und Maßstab der Gesamtwirtschaft zu nehmen. Die heutige ökonomistische Ideologie, wie Bourdieu kritisiert, orientiert sich an der "schlanken Produktion": Jedes Unternehmen rationalisiert, spart Kosten ein und wälzt die eingesparten Kosten auf andere ab. Genau genommen lehnt es aber nur davon, Kosten zu verschieben. Am Ende bezahlt das Gemeinwesen das, was einzelne Unternehmen gespart haben. Mit anderen Worten: Der derzeitige Zustand der Ökonomie ist der, daß die Einzelbetriebe immer rationeller und das Gemeinwesen immer irrationaler, immer aufwendiger und verschwenderischer wird.

An diesem Punkt der Analyse tritt m.E. eine Frage auf, die auch Ernst Engelberg aufgeworfen hat: Ich meine die Frage nach den Möglichkeiten einer Revolution in einem Land, in dem der Kapitalismus noch einen geringen Entwicklungsgrad aufweist, also in einem Land der Peripherie. Ich verstehe die von Marx dazu vertretene Position anders als Engelberg. Marx und Engels, insbesondere der späte Engels, haben zwar eindeutig gesagt, eine Revolution könne auch an den Extremitäten des europäischen Kosmos ausbrechen. Man kann ihre Position sogar so weit interpretieren, daß auch jakobinische Entschiedenheit das Pulverfaß zur Explosion hringen könnte. Für mich heinhaltet diese Position von Marx und Engels aber auch ganz eindeutig, daß die soziale Vollendung der Revolution unabdingbar geknüpft ist an die Unterstützung durch die fortgeschrittenen Länder, daß also auch dort eine Revolution stattfinden muß. Das war ja sogar ursprünglich auch die Position der Oktoberrevolution und ihrer Führer, bevor man begann, vom Sozialismus in einem Land zu sprechen. Deshalb ist es auch ganz unsinnig, der Oktoberrevolution heute, wie manche Konvertiten es tun, vorzuwerfen, sie sei von Anfang an falsch gewesen. Ob diese Revolution stattfand oder nicht, war ja keine Frage der freien Entscheidung. Sie ist vielmehr aus einem Kriegszusammenhang und aus einer massenhaften Protestbewegung entstanden. Sie hatte ihre Eigendynamik und war eine Rebellion, die einzelne Menschen gar nicht willkürlich hätten erzeugen können. Aber das ändert nichts daran, daß Marx und Engels die Vollendung der Revolution von den entwickelten Ländern abhängig gemacht haben. Deshalb warne ich auch davor, in der Hoffnung auf Revolutionen wieder auf Länder der Dritten Welt zu hlicken. Entweder gibt es Revolution und Sozialismus in den fortgeschrittenen Ländern oder gar nicht. Wir müssen also unsere Aufmerksamkeit primär auf Risse und Widersprüche in diesen Ländern und Gesellschaften richten und können nicht auf geborgte Realitäten vertrauen, seien sie nun in Nicaragua oder in Portugal oder anderswo. Marx und Engels betrachteten die Möglichkeiten, die Revolution sozial zu vollenden, gerade in weniger entwickelten Ländern, wo sie zugegebenermaßen leicht ausbrechen konnte, mit großer Skepsis. Das ist z. B. auch in der Einleitung zur russischen Ausgabe des Kommunistischen Manifests nachzulesen. Und tatsächlich kam es ja dann auch zu den mißlungenen sozialen Revolutionen der fortgeschrittenen kapitalistischen Industrieländer und zu einer Oktoberrevolution, die ein isoliertes

<sup>1</sup> Leicht überarbeitetes Tonbandprotokoll einer auf der Tagung "Marxismus an der Schwelle zum 21. Jahrhundert - Bilanz und Perspektive", Hannover, 14.-16. März 1997, gehaltenen Rede. Es gilt das gesprochene Wort.

Fragment blieb - und hier liegt der Schlüssel für viele Tragödien und Verirrungen im Marxismus.

Aus meiner Sicht sind die Logik der Zerstörung alter Herrschaftsverhältnisse und die Logik des Aufbaus einer neuen Gesellschaft grundlegend verschieden, und zwar in den Orientierungen, in den Energieverteilungen, sogar in der Bestimmung des Objekts, mit dem man es zu tun hat. Wer gegen Ausbeutung oder gegen Faschismus kämpft, dem werden wichtige Determinanten dieses Kampfes vom Objekt selbst vorgegeben. Im zwanzigsten Jahrhundert sind in solchen Kämpfen ungeheure heroische Anstrengungen unternommen worden. Über die Logik des Aufbaues neuer Gesellschaftsformen wurde jedoch nicht mit gleicher Anstrengung nachgedacht.

Das beginnt schon mit Engels. Eine der dümmsten Schriften, die es im Marxismus gibt, ist sein bekanntes Büchlein "Die Entwicklung des Sozialismus von der Utopie zur Wissenschaft". Daß Engels den utopischen Sozialismus aus der Gemeinschaft der menschlichen Motive des Handelns verbannte, um einem selbstgesetzten Ideal wissenschaftlicher Sicherheit im Begründungszusammenhang intellektueller Produktionsweise Folge leisten zu können, gehört zu den geschichtsmächtigsten Irrtümern des 20. Jahrhunderts. Die Entwicklung des Sozialismus von der Utopie zur Wissenschaft ist ein Ur-Pseudos, ein Irrtum, der vom Wissenschaftsglauben des 19. Jahrhunderts in die Weltanschauungsbedürftigkeit des 20. Jahrhunderts bedrohlich hineinragt. Die Menschen handeln nämlich nicht, wie Engels annahm, nach wissenschaftlichen Kriterien, sondern nach dem Durcheinander in ihrem Kopf. Sie handeln nicht so, wie sich das ein Wissenschaftler am Schreibtisch vorstellt, sondern sie haben Vorstellungen, oft verquere Vorstellungen, Utopien. Das alles muß begrifflich entwickelt und berücksichtigt werden, wenn die Logik des Aufbaus einer neuen Gesellschaftsordnung zur Anwendung kommt. Ich will das an einem Beispiel erläutern:

Ich bin gerade vor vier Monaten in Kuba gewesen und habe dort die Erfahrung gemacht, daß der Legitimationsvorrat von Fidel Castro noch immer sehr groß ist. Selbst Dissidenten können sich eine Transformation der Verhältnisse nur mit ihm vorstellen, nicht gegen ihn. Sie grenzen sich also ab von reaktionären Vorstellungen der Miami-Kuhaner, aber aufgrund der Tatsache, daß sie seit 30 Jahren nur einen autoritär strukturierten Sozialismus kennen und davon geprägt sind, haben sie große Schwierigkeiten, alternative Vorstellungen im Hinblick auf Demokratie, Mitbestimmung oder Kommunalisierung zu entwickeln.

Ein anderer Gedanke: Wir erleben heute zahlreiche Versuche, Marx entweder für tot zu erklären oder, als Trihut an den postmodernen Zeitgeist, Marx und dem Marxismus, wie überhaupt den "großen Erzählungen" (Lyotard) den Abschied zu geben. Manche reagieren auf die Tragödien und Verirrungen im Marxismus auch mit dem Schlachtruf "Zurück zu Marx!". Aber keine dieser drei Positionen läßt sich im Ernst auf den Theo-

riotypus des Marx'schen Denkens ein, für den die innere geschichtliche Spannung von Wahrheits- und Wirklichkeitsgehalt konstitutiv ist. In diesen von mir beschriebenen Zugangsweisen bleibt die Marx'sche Theorie selbst unberührt, ein unbekannter erratischer Block, selbst dort noch, wo Ansätze einer Rekonstruktion versucht wurden. Für den einen ist sie wahr, für den anderen falsch, für den dritten überholt und ausgestanden. Ich teile keine dieser Auffassungen. Und ich sage das als einer, der sich nach wie vor als Marxist versteht. Das werden manche für unmöglich halten, aber ich bekenne mich öffentlich zur Marx'schen Theorie und orientiere mich in wesentlichen Punkten meines Gesellschaftsverständnisses an ihr.

Das ganze 20. Jahrhundert ist, namentlich seine erste Hälfte und besonders in seinen Gesellschaftstheorien, seinen politischen und ästhetischen Diskursen, durch die Reibung am Marx'schen Denken und durch Konflikte mit den politischen Umsetzungen des Marxismus geprägt. Alfred North Whitehead, Philosoph aus später Neigung, hat davon gesprochen, daß die Geschichte der Philosophie wesentlich aus Fußnoten zu Plato bestehe. Ich greife dieses Wort auf und gebe ihm eine modernere Wendung: Die Geschichte des modernen Denkens des 20. Jahrhunderts besteht aus Fußnoten zu Marx. Der tragische Widerspruch dieser Entwicklung besteht jedoch darin, daß ein großer Teil der wissenschaftlichen Entwicklungen dieser Zeit sich auf der Ebene dieser Fußnoten vollzogen hat und nicht im Haupttext. In den Fußnoten lag der wirkliche Erkenntnisfortschritt.

So liegt die Vermutung nahe, daß für die Geschichte des Marxismus nicht nur eine von Klassen- und Machtinteressen bestimmte Politik der Ausgrenzung der materialistischen Geschichtsauffassung und der Kritik der politischen Ökonomie aus der wissenschaftlich-akademischen Kultur charakteristisch ist, sondern ebenso Tendenzen der Selbstausgrenzung, die dem entgegenkommen. Vor allem dort, wo Marxismus auf das Niveau einer geschlossenen, mit Naturgesetzen gespickten Weltanschauung gehoben wurde, konnte die Fortentwicklung seiner Ursprungsideen häufig nur durch die komplette Ausgrenzung von Erkenntnisbereichen aus der Marx'schen Lehre vor sich gehen. Auf diese Weise koppelten sich ganze Bereiche der Wissenschaftsgeschichte des 20. Jahrhunderts vom Marxismus ab. Von diesem Ausgrenzungsschicksal sind z.B. die empirische Sozialforschung, die Industriesoziologie, die kritische Sozialpsychologie und die Psychoanalyse betroffen.

Die Beschreibung des Arbeitstages im Marx'schen Kapital, auf der sich eine kritische materialistische Industriesoziologie hätte entwickeln können, ist nicht weitergeführt worden. In Ansätzen war sie auch da. Aber weil sie als bürgerliches Denken betrachtet worden ist, wurde sie ausgegrenzt. So hat sich diese Wissenschaftsrichtung parallel zum Marxismus und unabhängig von ihm entwickelt. Wenn wir heute über Marx nachdenken, ist es meines Erachtens notwendig, diese ausgegrenzte Wissenschaftsgeschichte zu reintegrieren. Das heißt, sie so ernst zu nehmen, wie sie ihren material-

stischen Gesichtspunkten nach ist. Das gilt auch für die Philosophie und für viele andere Bereiche. Diese Tragödie der Ausgrenzungsgeschichte rückgängig zu machen, ist ein wesentlicher Punkt bei der historischen Neuaneignung der produktiven Funktion des Marx'schen Denkens. Und das ist schmerzhaft. Es ist schmerzhaft, zur Kenntnis nehmen zu müssen, was solche Ausgrenzungsformeln wie "Subjektivismus", "Syndikalismus" oder "Idealismus" alles angerichtet haben. Allmählich wurde so die Orthodoxie als eine Art Substanz selbst verstanden, die dann aber nicht mehr in der Lage war, die Verhältnisse selbst zu analysieren, unter denen sie entwickelt wurde.

Es ist doch ein Skandal, daß die sogenannte materialistische Wissenschaft im Grunde überhaupt nicht verstanden hat, was mit diesen Gesellschaften, in denen sie hochgehalten wurde, eigentlich ablief. Das ist eine Form des Idealismus gewesen, nämlich an Ideen und Absichten orientiert, nicht an den wirklichen materiellen Verhältnissen. Und die Ausgrenzungsgeschichte des Marxismus ist auch eine der Ausgrenzung von Marxisten und Sozialisten selbst. Nicht nur im Denken, sondern auch in vielen menschlichen Schicksalen wurden hier Tragödien produziert.

Ich plädiere dafür, das Marx'sche Denken wieder produktiv zu machen, wieder zu einer lebendigen, und das heißt unabdingbar: zu einer *kritischen* Umgangsweise mit dem Marx'schen Denken zu kommen. Das heißt also gerade nicht, ein weiteres Mal philologisch zu überprüfen, was richtig ist oder was richtig zitiert ist, oder sich gegenseitig zu bestätigen, wo es steht, ohne am Ende zu wissen, was es ist. Und dieses Rückgewinnen der Arbeits- und Forschungsweise von Marx, also wie *er* die kapitalistische Gesellschaft seiner Zeit minutiös in seinen einzelnen Studien untersucht hat, wie er selber dabei auch Materielles mißverstanden hat, ist für mich viel bedeutsamer, als seine Darstellungslogik zu reproduzieren. Für uns ist wahrscheinlich sehr viel mehr aus der Art und Weise zu lernen, wie Marx selbst mit Theorien und gesellschaftlichen Verhältnissen umgegangen ist, als durch die Wiederholung seiner Darstellungslogik, die sehr stark der Tradition der großen bürgerlichen Philosophie verpflichtet ist.

Wenn wir uns historisch zu Marx verhalten, geht es nicht darum, nach dem Schema absolutistischer Wahrheitsansprüche zu urteilen. In dieser Globalkonfrontation, ob alles im Marx'schen Denken wahr oder falsch sei, stellt sich die entscheidende Frage überhaupt nicht, ob es nicht eher darum geht, im einzelnen zu bestimmen, wo erfüllte und wo unerfüllte Programme im Marx'schen Denken vorliegen.

Wenn man also z. B. den tendenziellen Fall der Profitrate nicht für den Nabel der Welterklärung hält, bewegt man sich nicht etwa außerhalb des Marxismus. Bestimmte Teile des entwickelten Materialismus von Marx können für die Analyse der gegenwärtigen Welt übernommen werden (und andere wiederum nicht). Vielleicht kann dieses Übernehmen auch in Kombination mit anderen Theorien geschehen.

Marx hat beispielsweise keine eigene Bürokratie-Theorie entwickelt und auch keine Analyse der Bürokratie versucht. Er hat die inneren Bürokratisierungstendenzen der staatlichen und anderer Institutionen, auch der Organisationen der Arbeiterbewegung, nicht analysiert. Eine solche Analyse wäre aber sinnvoll, und wenn wir das tun wollen, müssen wir uns nicht schämen, etwa bei Max Weber nachzusehen. Es könnte doch sinnvoll sein, sich Max Weber gewissermaßen unter materialistischen Gesichtspunkten neu anzueignen. Das gilt für viele andere Problemkomplexe auch.

Wenn wir nun, um mit Brecht zu sprechen, eine Liste ungelöster gesellschaftlicher Fragen aufstellen wollen, möchte ich dazu hier fünf Punkte beisteuern und mich auf diese beschränken. Sie haben meines Erachtens zentrale Bedeutung für die Kritik des Kapitalismus und für die Entwicklung dessen, was Sozialismus zukünftig sein kann.

*Erstens:* Als ersten Problemkomplex nenne ich das historische Ende der Arbeitsgesellschaft als Erwerbsgesellschaft, wie sie sich in 500 Jahren herausgebildet hat. Ich spreche deshalb vom historischen Ende, weil mit der Mikroelektronik Produktivkräfte entstanden sind, die lebendige Arbeit in einer Weise entwerten und in den Status von Arbeitslosigkeit verdrängen wie nie zuvor in der Geschichte - und dieser Prozeß ist längst nicht abgeschlossen. Was Marx noch das gattungsgeschichtliche Privileg der Verausgabung von Hirn, Muskeln, Nerven nannte, was also lebendige Arbeit ist, wird den Menschen zunehmend enteignet. Schon in den "Grundrissen der Kritik der politischen Ökonomie" können wir nachlesen, was geschieht, wenn lebendige Arbeit nicht mehr die alleinige Grundlage, vielleicht überhaupt nicht mehr die Grundlage der Erzeugung gesellschaftlichen Reichtums ist. Dann ist eine epochale Spannung erreicht, und das hat auch Folgen für die Gewerkschaften, die gewissermaßen die Interessenvertreter der lebendigen Arbeit sind. Was sollen die Gewerkschaften tun, wenn das Kapital massenhaft lebendige Arbeit als gesellschaftlich überflüssig abkoppelt? Zumal, wenn sie ihren Organisationszusammenhang im klassischen Großbetrieb haben. Sie haben dann immer weniger Zugang zur lebendigen Arbeitskraft: Z. B. haben sie keinen Zugang zu den Millionen Arbeitslosen, auch keinen Zugang zu denjenigen, die zunehmend in anderen dezentralen Strukturen arbeiten, also in Heimarbeit, Telearbeit u.ä. Für die Gewerkschaften entsteht also durch die Abkoppelung der lebendigen Arbeit von der materiellen Reichtumsproduktion ein zentrales Organisationsproblem. Mein Plädoyer angesichts dieses Sachverhalts geht schon lange dahin, daß die Gewerkschaften sich ein zweites Organisationsstandbein außerhalb der betrieblichen Realität aufbauen müssen. Auch das ist zugegebenermaßen keine neue Idee - sie ist schon in den zwanziger Jahren mit Betriebszellen, Straßenzellen und Wohnzellen entwickelt worden. Aber hier liegt eben für die Gewerkschaften eine zentrale Fragestellung.

*Zweitens:* Der zweite Problemkomplex oder Krisenzusammenhang ist die merkwürdige Veränderung der Beziehung zwischen Kapital und Staat. Der

Staat verliert in wachsendem Maß seine Funktionen als zentrales Regulierungsinstrument nicht nur des Sozialen, sondern z.B. auch des Steuersystems, bzw. er gibt diese Funktionen ab, in vielen Fällen an anonyme internationale oder supranationale Gremien, an ein ohnmächtiges Parlament in Straßburg, an eine übermächtige Bürokratie in Brüssel, oder er verliert sie. Der Staat stirbt gewissermaßen ab, zumindest was diese Funktionen betrifft. Marx hatte vom Absterben des Staates gesprochen, und zwar in dem Sinne, daß seine repressiven Funktionen verlorengehen und er die im sozialen Sinne notwendigen Funktionen an die Gesellschaft zurückgibt. Bei Marx war dies verbunden mit dem Gedanken der Emanzipation der Gesellschaft. Aber was geschieht nun, wenn der Staat abstirbt, ohne daß sich die Gesellschaft emanzipiert, wie es heute geschieht? Wir erleben einen Prozeß der Plünderung des Sozialstaats, verbunden mit einer Auszehrung der Souveränität des Nationalstaats. Der Siemens-Konzern beispielsweise hatte 1994 einen Umsatz von 83 Milliarden Mark und zahlte 1,6 Milliarden Mark Ertragssteuern an diesen Staat. Im nächsten Jahr hatte er 93 Milliarden Mark Umsatz und zahlte nur noch 720 Millionen Mark Ertragssteuern an den Staat. Diese Tendenz ist bei allen anderen großen Unternehmen die gleiche. Der Staat wiederum hält sich mit seinen Forderungen dann an diejenigen, die er packen kann, an die Lohn- und Gehaltsempfänger. Auch das wirft große Probleme für die Gewerkschaften auf.

*Drittens:* Ich halte es für einen Kardinalfehler im marxistischen Denken, daß Theorie in Praxis umgesetzt werden müsse. Praxis ist nicht das Wahrheitskriterium von Theorie. Das hat schon der junge Lukács sehr gut begriffen, als er 1919 seinen Aufsatz "Taktik und Ethik" verfaßte. Vor allem im stalinistischen Denken wurde die marxistische Theorie im wesentlichen dort für wahrheitshaltig angenommen, wo sie in die Wirklichkeit existierender Gesellschaften eingebunden war. Die These Lenins "Der Marxismus ist allmächtig, weil er wahr ist" unterstellt eine solche unmittelbare Koppelung von Wahrheits- und Wirklichkeitsgehalt oder legt, genauer gesagt, die Reduktion des Wahrheitsgehalts auf die Wirklichkeit nahe. Was sich als Wirklichkeit behauptet, kann nicht unwahr sein. Diese Wirklichkeit ist zusammengebrochen. Wo Praxis also als Kriterium der Wahrheit einer Theorie betrachtet wird, steht die Verneinung, schließlich auch die Vernichtung des Besonderen am Ende. Theorie bleibt für mich im guten Marx'schen Sinne Orientierungsmöglichkeit für praktische Prozesse, aber sie muß die kritische Distanz zur Praxis behalten. Jede Form der Theorie, die auf Praxis verpflichtet wird - und das ist die Geschichte des Stalinismus - wird deponenziert von ihren eigentlichen Möglichkeiten, nämlich eine materialistische Kritik der bestehenden Verhältnisse zu leisten, schließlich auch - jeglicher - Herrschaftsverhältnisse.

*Viertens:* Die Dialektik zwischen Planung und Markt ist ein zentrales Thema für Marxisten und Sozialisten. U.a. ist das gerade deshalb der Fall, weil die Planwirtschaftssysteme des Ostblocks zusammengebrochen sind und mit ihnen eine Art der gesellschaftlichen Planung, für die sogar

Marktrationalität, auch die geschichtliche Marktrationalität keine Bedeutung mehr hatte. In vielen Bereichen wird ganz selbstverständlich geplant, aber der Planungsbegriff ist häufig diskriminiert. Und das, obwohl doch klar ist, daß Markt- und Kapitallogik die Probleme, mit denen wir es zu tun haben, nicht lösen. Auch jetzt sehe ich unter den Marxisten und Sozialisten nur wenige, die die Frage stellen, worin denn die Rationalität einer Planung bestehen kann, die sich in einer lebendigen Dialektik zum Markt befindet. Eine Neuentwicklung der Beziehungen zwischen Markt und Plan ist für mich schon deshalb notwendig, weil sich die sozialen Veränderungen immer stärker auch in den Mikrostrukturen der Gesellschaften abspielen.

*Fünftens:* Theoriegeschichtlich spreche ich vom Primat des Besonderen vor dem Allgemeinen. Ich halte es nicht mehr für möglich, universelle Begriffe von den Dingen zu entwickeln und sie dann auf das Besondere anzuwenden. Vielmehr umgekehrt: Die sehr viel schwierigere Aufgabe ist es, das im Besonderen verschlüsselte Allgemeine aufzudecken. Vom Besonderen auszugehen bedeutet für mich auch, daß wir überhaupt nicht mehr anders können, als Alternativen zum Bestehenden im Besonderen zu entwickeln. Das betrifft z.B. die Frage der Genossenschaften, der gemeinwirtschaftlichen Formen, ja sogar der Veränderung der Familien- und Haushaltsformen. Die Fragmentierung und Erosion der Familienstrukturen ist bereits weit vorangeschritten, wenn heute schon jedes siebte Kind in Deutschland unter Sozialhilfebedingungen aufwächst. Es sind also Alternativen notwendig, um diesen Erosionsprozessen etwas entgegenzusetzen.

Abschließend komme ich noch einmal auf meinen eingangs geäußerten Gedanken der kollektiven moralischen Haftung zurück. In dieser Haftung für Beschädigungen der Idee des Sozialismus sehe ich auch eine Art zweite Chance, mit dem Marx'schen Denken und seinen Ansprüchen neu umzugehen und es zu verlebendigen. Brecht hat von der Einschüchterung durch Klassizität gesprochen. Ich denke, der Zugang zu Marx geht über seine Arbeits- und Forschungsweise und nicht über die Reproduktion seines klassischen Werkes. Das Marx'sche Werk so aufzubrechen und aufzulockern wird vielleicht die Mitarbeiter der MEGA nicht begeistern. Aber unzweifelhaft schüchtert das klassische Marx'sche Werk auch ein. Um dazu noch einmal einen Konservativen zu zitieren, Raymond Aron. Er hat gesagt: Wir sind nicht die Zeitgenossen von Marx, wir können Marx nicht unhistorisch aufnehmen. Nur in dem Maße also, wie wir uns selbst als historische Subjekte betrachten, können wir Marx auch für unsere Zeit verlebendigen. In gewissem Sinne ist Marx dann doch unser Zeitgenosse, und zwar gerade dadurch, daß er Probleme aufgeworfen und Widersprüche benannt hat, die auch in der gegenwärtigen Welt noch nicht gelöst sind und gelöst werden müssen. In diesem Prozeß muß auch so etwas wie ein lebendiger Sozialismus entwickelt werden. Offensichtlich ist ja die Gesellschaft, in der wir leben, nicht das Ende der Geschichte. Die Probleme sind seit dem Zusammenbruch des Realsozialismus nicht etwa geringer geworden,

sondern weiter gewachsen. Hätte der Kapitalismus diese Probleme lösen wollen, so hätte er dazu ja genug Zeit gehabt. Daß er sie jetzt besser lösen könnte als vor 1989, ist reine Metaphysik.

Wenn wir also für uns, für unsere Kinder und die neuen Generationen insgesamt gesellschaftliche Verhältnisse wollen, in denen ein menschenwürdiges Leben möglich ist, dann müssen wir uns daran machen, unsere Organisationsphantasie für Alternativen an Ort und Stelle, im Besonderen, dort, wo wir alltäglich gehen und stehen, zu entwickeln. Vielleicht können wir dann auch darauf hoffen, das irgendetwas einmal in einen theoretischen Zusammenhang einordnen zu können. Die primäre Aufgabe kann das aber nicht sein. Oder, um es noch einmal mit Brecht auszudrücken: "Der Lernende ist wichtiger als die Lehre."

ZEITSCHRIFT FÜR HUMANISMUS UND AUFLÄRUNG

# diesseits

**diesseits** - die Zeitschrift für weltliche Humanisten, Atheisten und Konfessionslose

**diesseits** - die Zeitschrift für Religionskritik, Aufklärung und Humanismus

**diesseits** - die Zeitschrift für Selbstbestimmung, soziale Verantwortung und Menschenrechte

**diesseits** - herausgegeben vom Humanistischen Verband Deutschlands

Kostenlose Probeexemplare:

**diesseits** Zeitschrift für Humanismus und Aufklärung  
Hebreichstraße 8  
12043 Berlin  
Telefon 030/613 904-0  
Fax 030/613 904-50

## Marxismus an der Schwelle zum 21. Jahrhundert - eine ermutigende Konferenz (Tagungsberichte)

Die Tagung "Marxismus an der Schwelle zum 21. Jahrhundert - Bilanz und Perspektive" (14. - 16. März 1997 in Hannover) war die erste größere theoretische Diskussionskonferenz der marxistischen Linken seit dem krisenhaften Umbruch der Jahre 1989/90. Eingeladen hatte dazu ein Initiatorenkreis, bestehend aus *Joachim Bischoff* (Hamburg), *Frank Deppe* (Marburg), *Uwe-Jens Heuer* (Berlin/Bonn), *Fred Schmid* (München), und, bis zu seinem Tode im August 1996, auch *Heinz Jung* (Weilrod/Ts.). Mitveranstalter der Tagung war die Franz-Mehring-Gesellschaft Hannover. Die Konferenz wurde von einer größeren Zahl von Zeitschriften, Initiativen, Arbeitsgemeinschaften etc. unterstützt, die sich mit dreißig Workshops aktiv an der thematischen Gestaltung der Tagung beteiligten. Dadurch konnten an die hundert Teilnehmerinnen und Teilnehmer in Vorträgen und Eingangsstatements ihre Ansichten zur Diskussion stellen.

Noch vor wenigen Jahren wäre eine Konferenz dieser Art und politischen Breite kaum für möglich gehalten worden, und sie war in dieser Form auch nur realisierbar durch die auch praktische Kooperation der verschiedenen, an der Vorbereitung beteiligten Zeitschriften und Institutionen. Der Einladung waren über 600 Interessenten aus den alten und den neuen Bundesländern gefolgt - unter ihnen (zumindest aus Sicht der Älteren) bemerkenswert viele Jüngere. Der Initiatorenkreis stand für unterschiedliche Richtungen und Traditionen marxistischen Denkens. Er hatte die Konferenz als für alle Richtungen mit marxistischem Bezug offene wissenschaftliche Diskusstagung konzipiert. Das Spektrum der Akteure und Teilnehmenden war in der Tat breit, wenn es auch durchaus nicht alle Facetten marxistischer und sozialistischer Diskussion einbezog. Die 'radikale', autonome Linke mit marxistischem Anspruch war nur schwach vertreten; Vertreter einiger linkssozialistischer Zeitschriften hatten nicht teilnehmen können, und unter den Tagungsteilnehmern hätte man sich sicher noch mehr Linke aus dem Gewerkschaftsbereich gewünscht. Über welche Themen und Diskussionsangebote diese zukünftig zur Beteiligung motiviert werden können, bleibt weiter zu bedenken. Wie beschränkt der Rahmen war, zeigte sich auch in der Tatsache, daß keine ausländischen Diskussionspartner eingeladen worden waren - bei dem Thema der Tagung gewiß ein besonderes, den Veranstaltern bewußtes Manko.

Die Konferenz war durch ein offenes und konstruktives Diskussionsklima geprägt. Es war zu spüren, daß frühere, zum Teil weit in die Vergangenheit zurückreichende Richtungsstreitigkeiten, Zerklüftungen, Spaltungen und Ausgrenzungen innerhalb der sozialistischen Linken ihre Spuren hinterlassen haben und auch heute durchaus nicht obsolet geworden sind. Sie prägten aber nicht den Verlauf der Tagung.

Die Kernelemente des Tagungsprogramms waren insgesamt fünf Plenardiskussionen (vgl. dazu die nachstehenden Berichte), bei denen einige zentrale Themen des Marxismus diskutiert wurden. Ergänzend dazu wurden Vorträge mit einführendem Charakter angeboten, so von Annelies Laschitzka über Rosa Luxemburg, von Michael Krätke über die politische Ökonomie von Marx und von Thomas Metscher über Lukács, Bloch und die aristotelische Linke. Ein wichtiger Strang der Diskussion entwickelte sich in den insgesamt dreißig Workshops zu unterschiedlichsten Themen, die autonom von den jeweiligen veranstaltenden Gruppen und Initiativen organisiert worden waren.

Das wohl wichtigste Signal der Tagung dürfte sein: Es geht in der Bundesrepublik nach wie vor ein ernsthaftes und ernstzunehmendes marxistisches Denken. Es liegen substantielle, theoretisch wie praktisch relevante marxistische Analysen der kapitalistischen Gesellschaft von heute vor. Und es gibt durchgängig ein mehr oder weniger klares Bewußtsein hinsichtlich der Defizite und ungelösten Probleme. Solch eine realistische Sicht auf die Dinge war in großen Teilen der marxistischen Linken nicht immer gegeben. Die Akteure der Konferenz waren sich zugleich der derzeitig marginalen Rolle des Marxismus bewußt. Sie versuchten, in einer Situation, die von allen als tiefe Krise und epochale Niederlage erlebt und verstanden wird, eine kritische und selbstkritische Bilanz der Erfahrungen marxistischer und sozialistischer Theorie und politischer Praxis zu ziehen, und sich in Anbetracht der ernststen Gegenwarts- und Zukunftsprobleme denen zu beantwortenden Fragen bewußt zu werden.

Insgesamt standen sozialökonomische Themen im Mittelpunkt der Konferenz. Das liegt sicher am hohen Stellenwert dieser Fragen, möglicherweise aber auch an der theoretischen Tradition der Veranstalter. Die Gewichtung hängt aber offenbar auch mit den Defiziten der von ihnen vertretenen marxistischen Theorie zu eben jenen Fragen zusammen, die außerhalb des Ökonomischen und Sozialen liegen. So gesehen, offenbarte die Tagung auch gravierende theoretische Schwächen der marxistischen Linken. Fragen der Politik, der Demokratie, politisch-ideologische Aspekte der Analyse des deutschen Imperialismus, Untersuchungen zur Hegemonie und den Legitimationsmechanismen der Herrschenden blieben zumindest in den Plenarrunden weitgehend undiskutiert. Vernachlässigt wurde auch das Problem von Krieg und Frieden. Die Geschlechterproblematik wurde kaum thematisiert - was in der Diskussion und in der publizistischen Reaktion auf die Tagung (so Jutta Meyer-Siebert im "Argument") heftige Kritik auslöste. Eine Erweiterung und Fortsetzung der auf dieser Tagung geführten Debatten wird u.a. auch davon abhängen, ob sich genügend Initiatoren finden, die bereit und in der Lage sind, über Gruppeninteressen hinweg entsprechende Diskussionsforen zu schaffen.

Es folgen Berichte über die einzelnen Plenarrunden der Tagung.

## Marx, Marxismus, sozialistische Bewegung: Bilanz und Perspektiven

Mit Prof. Dr. Ernst Engelberg, Berlin; Prof. Dr. Frank Deppe, Marburg und Prof. Dr. Oskar Negt, Hannover. Moderation: Dr. Jürgen Reusch, Frankfurt/M. (Vgl. die Beiträge in diesem Heft).

Als erster Redner des abendlichen Eröffnungsplenums begründete Ernst Engelberg - im 80. Jahr der Oktoberrevolution ohnehin ein naheliegendes Problem - seine Position von der historischen Legitimität dieses epochalen Ereignisses, die er gleichwohl nicht unkritisch verstanden wissen wollte. Im folgenden zeigte sich, wie auch überhaupt bei der gesamten Tagung, daß die Einschätzung des realen Sozialismus einer der entscheidenden Bezugspunkte für die Bilanz- und Perspektivendiskussion aller Richtungen der marxistischen Linken ist und wohl noch lange bleiben wird - welcher Denktradition sie sich ansonsten auch zugerechnet haben. Das belegt, und auch das zeigte sich in der Diskussion, daß der Untergang des Realsozialismus nicht nur für dessen unmittelbare Vertreter einen Bruch bedeutet, sondern für die gesamte Linke, die sich nun mit dem schwierigen Problem konfrontiert sieht, innerhalb der kapitalistischen One-World die Möglichkeit und Legitimität einer sozialistischen Alternative zu begründen.

Frank Deppe beschrieb die tiefe Krise des Marxismus und der sozialistischen Bewegung angesichts der jahrzehntelangen Agonie und des schließlichen Zusammenbruchs des Realsozialismus und angesichts des erdrutschartigen Umbruchs innerhalb der kapitalistischen Welt selbst. Die Analyse dieser Prozesse sei unahdingbar, um über Bilanz und Perspektive des Marxismus und Sozialismus auch nur einigermaßen begründet reden zu können. Oskar Negt stellte fest, die Jahrhundertidee des Sozialismus sei beschädigt, vor allem durch die Tragödien und Verirrungen, die der Realsozialismus dem Marxismus angetan habe. Dafür gebe es so etwas wie eine moralische Haftung aller Linken - nicht nur ihres orthodox-kommunistischen Teils. Wer nun am Marxismus festhalten wolle, müsse ganz von vorn beginnen. In diesem Sinne skizzierte Negt die Umriss eines Arbeitsprogramms unerledigter Aufgaben marxistischer Theorie.

Dissens zeigte sich in der Diskussion hinsichtlich der Frage, welche sozialistischen Perspektiven die Oktoberrevolution eröffnet habe. Ernst Engelberg polemisierte hier gegen Adam Schaffs Position, die Oktoberrevolution als Revolution in einem unterentwickelten Land habe von Anfang an den Keim des Scheiterns in sich getragen. Er verwies in diesem Zusammenhang auf Marx' berühmte Briefe an Vera Sassulitsch von 1881, die die Möglichkeit einer sozialistischen Revolution in Rußland auch ohne eine volle Entwicklung des Kapitalismus in diesem Land andeuteten. Auch Deppe und Negt vertraten die Auffassung, es sei völlig unsinnig, den Akteuren der Oktoberrevolution heute vorzuhalten, ihr Engagement sei von Anfang an zum Scheitern verurteilt gewesen. Nie hätten soziale Bewegun-

gen unter Laborbedingungen in "chemisch reiner Form" stattgefunden. Stets hätten sie ihre Eigendynamik gehabt. Unumstritten war auch, daß heute ohne eine Systemtransformation in den Metropolen von sozialistischer Perspektive keine Rede sein kann. Der Dissens entzündete sich aber an der Frage, welche Chancen die Oktoberrevolution angesichts der ausbleibenden oder mißlungenen Revolutionen in den damaligen Metropolen hatte, den angefangenen sozialen Umgestaltungsprozeß auch zu vollenden. Negt interpretierte hier Marx anders als Engelberg. Im Hintergrund dieses Disputs stand nicht nur die Frage, wie heute - im Rückblick - der historische Charakter der Oktoberrevolution einzuschätzen sei, sondern es ging um das Problem, welcher emanzipatorische Impuls von der Oktoberrevolution für die sozialistische Bewegung in den Metropolen ausging und ob das überhaupt der Fall war. Von einem klaren Ja bis zu einem kategorischen Nein waren hier alle Antworten vertreten.

Auch Oskar Negts Auffassung, nach dem Wegfall der "Beißhemmungen", die der Realsozialismus dem Kapitalismus zweifellos auferlegt habe, hätten wir es heute erstmals mit "Kapitalismus pur" im Sinne der Analyse von Marx zu tun, war strittig. Von verschiedener Seite wurde eingewandt, dies sei eine vorschnelle Vereinfachung oder Verkürzung, auch wenn es zutrefte, daß diese Beißhemmung nun nicht mehr bestehe. Die Analyse des heutigen Kapitalismus werfe aber tiefergehende Probleme auf, wie sich ja auch am Gebrauch so unterschiedlicher Begriffe wie Imperialismus, Neoliberalismus, Postfordismus, Shareholder-Value-Kapitalismus, Casinokapitalismus usw. zeige. Die marxistische Linke leide gerade an einer ungenügend entwickelten Analyse der damit bezeichneten Entwicklungen. Verkürzungen seien dem weiteren Erkenntnisfortschritt hier eher hinderlich.

Für Zündstoff sorgte auch Oskar Negts Feststellung, im Marxismus sei die Praxis nicht das Kriterium von Wahrheit. Dies sei vielmehr eine fundamentale Entstellung der stalinistisch geprägten Orthodoxie. Negt erntete damit beftigen Widerspruch nicht nur von Ernst Engelberg, wobei in der Diskussion im Plenum aber auch ein Tenor herauszuhören war, der zu kurzschlüssig von der theoretischen Erörterung verwertbare Hinweise "für die Praxis" erwartete. Um was es Negt ging, war die Warnung vor einer pragmatischen Indiennahme marxistischer Theorie durch die politische Alltagspraxis - wozu in Anbetracht vieler Erfahrungen auch reichlich Anlaß besteht. Unklar hieß dabei allerdings, wie nun die Orientierungsfunktion marxistischer Theorie zu verstehen sei, die ja grundsätzlich von niemandem bestritten wurde. Frank Deppe vertrat die Auffassung, es bedürfe eines entmystifizierten Marxismus, der als kritische Theorie immer auch die eigene Geschichte und Praxis reflektiert und die Möglichkeit des Irrtums - anders als im kanonisierten Marxismus-Leninismus üblich - anerkenne. Diese Arbeit der Reflexion und Analyse müsse sich mit gesellschaftlicher und politischer Praxis verbinden.

Jürgen Reusch

## Kapitalismus am Ende des 20. Jahrhunderts - Marxistische Analysen

Mit Prof. Dr. Gretchen Binus, Berlin; Dr. Joachim Bischoff, Hamburg; Prof. Dr. Jörg Huffs Schmid, Bremen; Prof. Dr. Dieter Klein, Berlin; Dipl.-Ing. Leo Mayer München. Moderation: Prof. Dr. Harry Nick, Berlin.

Im Veranstaltungsprogramm wurden verschiedene Diskussionspunkte für die zweite Plenumsrunde vorgeschlagen: die Frage nach der Bedeutung marxistischen Denkens in "wechselseitiger Befruchtung und in der Auseinandersetzung mit anderen geistig-politischen Strömungen in den Anstrengungen um die Analyse des Kapitalismus", die Auseinandersetzung um die Einheit und Vielfalt im Marxismus, das Verhältnis von Marxismus und "Moderne" als Ansatzpunkte für die Analyse des Kapitalismus" und das Verhältnis von "inneren Schranken, Fesseln" des Kapitalismus und seinem Anpassungspotential". In der Veranstaltung konzentrierten sich die Beiträge im wesentlichen auf die Frage nach der veränderten Gestalt des Kapitalismus und nach den Folgen für das politische Handeln. Damit stand der letzte der vorgeschlagenen Diskussionspunkte im Mittelpunkt der Auseinandersetzung.

Joachim Bischoff leitete seinen Beitrag mit der Feststellung ein, daß zwar viele gesellschaftliche Phänomene nicht auf die Ökonomie reduziert werden könnten, andererseits aber gesellschaftliche Verhältnisse mit wichtigen Strukturveränderungen in der Ökonomie konfrontiert würden. Als wesentliche Aspekte dieser Veränderungen nannte er eine Verschiebung von Machtstrukturen und eine Veränderung der Interessenkonstellationen zwischen den Kapitalfraktionen, in deren Folge die nun dominierenden Interessen des Finanzkapitals, insbesondere vermittelt über Investmentfonds und deren Orientierung am "share-holder-value", die wirtschaftliche Entwicklung hemmten und negative Auswirkungen auf die Beschäftigung nach sich zögen.

Charakterisiert ist die gegenwärtige Entwicklung des Metropolenkapitalismus nach Bischoff durch die partielle Rückkehr zum Prinzip des laissez-faire-Kapitalismus im Anschluß an den Verfall des Weltwährungssystems, durch Investitions- und Wachstumsschwächen infolge qualitativer Investitionsprobleme, eine deflationäre Abwärtsspirale bei hohen Zinserträgen und eine Überakkumulationskrise. Begleiterscheinungen seien ein Verdrängungswettbewerb und die soziale Umverteilung zugunsten des Kapitals.

Bischoff verwies darauf, daß in diesem Kontext das Kapital international operierender Investmentfonds enorm angewachsen ist. Die Fonds orientierten sich u.a. in Konkurrenz um Anleger an den hohen Gewinnspannen des Weltmarkts. Der verschärfte Druck, den Anlegern eine hohe Rendite zu verschaffen bzw. aufgenommene Kredite abzutragen, münde auf der Unternehmensebene in Rationalisierungs- und Restrukturierungsstrate-

gien, in denen die Konzentration der Geschäftstätigkeit auf besonders rentable Unternehmensbereiche dominiere. Demgegenüber würden weniger rentable Geschäftsbereiche ausgelagert bzw. geschlossen und eine expansive Wirtschaftsentwicklung blockiert.

Bischoff problematisierte, daß in wachsendem Ausmaß auch abhängig Beschäftigte als Kleinsparer im Zusammenhang mit ihrer sozialen Absicherung und Risikovorsorge - z.B. durch Rentenfonds, aber auch private Versicherungsunternehmen - in den share-holder-Kapitalismus eingebunden seien. Er warf mit Blick auf die Kleinsparer die Frage auf, welche Folgen diese Konfliktkonstellation zwischen ihren Interessen als abhängig Beschäftigte und als Anleger für die politische Auseinandersetzung nach sich zögen.

Im zweiten Diskussionsbeitrag plädierte *Gretchen Binus* dafür, die Strukturveränderungen der Wirtschaft auf der Grundlage der Marxschen Kapitalkonzentrationsthese zu erklären. Dekonzentration und Dezentralisierung von Unternehmensstrukturen als Ausdruck binnenunternehmerischer Arbeitsteilung dürften nicht über die fortgesetzte Monopolisierung und die Konzentration ökonomischer Macht hinwegtäuschen. Auch die veränderten Beziehungen zwischen Zulieferern als Lieferanten von Systemkomponenten und Endherstellern liefen aufgrund der damit verbundenen Abhängigkeiten auf Konzentrationsprozesse hinaus. Verstärkt werde die Entwicklung durch die veränderte politische Kräftekonstellation nach dem Ende des Systemwettbewerbs: Die Konkurrenz der Mächtigsten um die Märkte, insbesondere auch in Ost-Europa, nehme zu.

Nach Binus sind im Bereich der Klein- und mittelständischen Unternehmen ebenfalls Konzentrationsprozesse zu beobachten. Gleichzeitig wies sie jedoch darauf hin, daß mit einem neuen Schub gesellschaftlicher Arbeitsteilung neue Chancen für kleine und mittelständische Unternehmen einhergingen - ohne daß dadurch der Kapitalkonzentration insgesamt entgegenwirkt werde. Als besonderes Problem der neuen Bundesländer benannte sie den Mangel an Großunternehmen bzw. Endherstellern. Das wirke sich auf die aus der Zerlegung der ehemals großen Produktionseinheiten hervorgegangenen kleineren Unternehmen im Hinblick auf deren strukturelle Einbindung in den Wirtschaftsprozess nachteilig aus.

Im Zusammenhang mit dem Konzentrationsprozeß ist die Eigentumsfrage für Binus von ungebrochener Aktualität. Die Frage der staatlichen Regulierung der Wirtschaft sei insbesondere auch vor dem Hintergrund der ungleichen Standortbedingungen in den alten und neuen Bundesländern zu diskutieren.

Am Beispiel des Siemens-Konzerns vertrat *Leo Mayer* im dritten Einleitungsbeitrag die These, daß der Produktions- und nicht der Finanzsektor die treibende Kraft hinter der Globalisierung sei. Er argumentierte gegen den - auch in dem Kalauer, Siemens sei eine Bank mit angeschlossenen Unternehmen, vermittelten - Eindruck eines die Geschäftstätigkeit domi-

nierenden Engagements auf Finanzmärkten und beschrieb die internationalen Strukturen und Verflechtungen der Produktion unter der Regie des Siemens-Konzerns. Allerdings begründete auch Mayer die "Konzentration auf das Kerngeschäft" mit dem Druck, internationale Anleger bzw. Investmentfonds zufriedenzustellen. Der Neoliberalismus sei keine neue Politikvariante, sondern ein weiteres Entwicklungsstadium des Imperialismus.

Mayer problematisierte die globale Entwertung der Arbeitskraft, die sich aus der Internationalisierung aller Verwertungsbereiche des Kapitals ergebe. Um der Monopolmacht der Konzerne etwas entgegenzusetzen, seien strukturelle Eingriffe in die Verfügungsgewalt des Kapitals erforderlich.

Im vierten Beitrag setzte sich *Dieter Klein* mit dem Paradoxon auseinander, daß sich neue Quellen des Reichtums in neue Quellen der Not verwandelten. Als Ursachen für dieses Phänomen führt er zum einen Investitionen ins Feld, die als kostensenkende zwar in höhere Gewinne, nicht jedoch in mehr Beschäftigung mündeten. Zum zweiten verwies er auf die zur Flucht auf globale Märkte drängende Überakkumulation, in deren Kontext Deregulierung keineswegs als "hlnßes Herumwursteln", sondern als "bewußte Strategie" anzusehen sei.

Für Klein ist es notwendig, neuartige Beschäftigungsmöglichkeiten außerhalb der Kapitalverwertung zu suchen und sie mit einem ökologischen und an nachhaltigem Wachstum orientierten Umbau der Wirtschaft zu verbinden. Die Richtung der Umverteilung des gesellschaftlichen Reichtums von unten nach oben müsse umgekehrt werden.

Mit Blick auf die "Modernediskussion" und den im Raum stehenden Vorwurf eines Wechsels vom Marxismus zur Modernisierungstheorie verwies Klein auf unterschiedliche Erfahrungen von West- und Ost-Linken. So hätten die "Ossis" erfahren müssen, daß westliche Gesellschaften über Evolutionspotentiale verfügten, denen gegenüber die Entwicklungsdynamik einer zentralistischen Planung unzureichend sei. Klein sieht derzeit keine Alternative zum Markt und hofft auf die Korrekturpotentiale von Rechtsstaatlichkeit und pluralistischen Strukturen, die destruktiven Potentialen entgegenwirken sollen.

Im fünften und letzten Podiumsbeitrag beantwortete *Huffs Schmid* die Frage, was sich an der Wirtschaftspolitik verändert habe, in Anlehnung an eine Formulierung Negts vom Vortag mit dem Wegfall von "Beißhemmungen". In Fragen der sozialen Polarisierung und der internationalen Konkurrenz seien die wirtschaftspolitischen Prioritäten verändert worden. Nach dem Zweiten Weltkrieg sei ein Programm sozialer Kohäsion eingeleitet worden (allerdings parallel zum Kalten Krieg und zur innerstaatlichen Repression - z.B. Berufsverbote), das nun sein Ende gefunden habe.

Huffs Schmid äußerte seine Skepsis gegenüber den Thesen zur neuen Qualität der Produktivkraftentwicklung und Globalisierung als Erklärungen für diesen Umschwung. Für ihn hat vielmehr das "Muster der erzwungenen korporatistischen Steuerung" seine Relevanz für die Kapitalverwertung verloren. Im Neoliberalismus sieht er - im Gegensatz zu Leo Mayer - nicht ein ökonomisch fundiertes neues "Wesen des derzeitigen Kapitalismus", sondern eine Politikvariante, die neue Verwertungsfelder eröffnet. In der Konsequenz fordert er ein anderes Politikmodell, in dem neue Formen der Regulierung neue Beißhemmungen erzeugen.

In der anschließenden Plenumsdiskussion wurde u.a. von *Ernst-Theodor Mohl* die Frage angeworfen, wie sich der Finanzsektor zur Akkumulation vermittelt und ob er sich über einen längeren Zeitraum verselbstständigen kann. Bischoff hob dazu hervor, daß nicht einer Entkopplung des Finanzsektors das Wort geredet worden sei, sondern daß es ihm um veränderte Herrschaftsstrukturen und das Anspruchspotential ginge, das sich mit dem enormen Finanzüberbau verbände. Der Blick auf die realwirtschaftliche Basis sei wichtig, es müsse jedoch bedacht werden, daß dort eine Rendite von zehn Prozent momentan die Untergrenze, Forderungen nach 15 Prozent nicht unüblich seien. Ebenfalls von Mohl wurde die These vertreten, daß die aktuelle ökonomische Entwicklung weniger als weitere Zuspitzung der Krise denn als Beginn eines neuen Aufschwungs im Verlauf des Kondratieff-Zyklus gedeutet werden könne. Seit 1991 stiegen die Wachstumsraten der Weltwirtschaft wieder an, und es sei von einem starken Entwicklungspotential der kapitalistischen Wirtschaft auszugehen. In einem weiteren Beitrag bezweifelte *Richard Detje*, daß die gegenwärtigen Formen des Wettbewerbs, der Vernetzung, einer veränderten Konkurrenz und neuer Vertretungsstrukturen mit dem Monopolbegriff noch adäquat beschrieben werden könnten. Binus hielt dem entgegen, daß sie den Monopolbegriff nicht auf eine konkrete Marktform bezogen habe, sondern daß sich das Monopol als gesellschaftliches Produktionsverhältnis weiterentwickle, z.B. über neue Strukturen und Eigentumsformen. Eingewendet wurde auch, daß mit dem Stichwort "Globalisierung" keine neue Qualität des Kapitalismus beschrieben werden könne, da das Kapital immer schon eine globale Existenzform habe. Vielmehr ginge es lediglich um neue Strategien und Umschichtungen. Demgegenüber verwies Mayer auf eine neue Qualität, die in den neuen Formen internationaler Produktions- und Unternehmensorganisation begründet sei.

*Kai Michelsen*

## Veränderte kapitalistische Klassengesellschaft

Mit Prof. Dr. Erich Hahn, Berlin; Prof. Dr. Sebastian Herkommer, Berlin; Dr. Uwe Kremer, Dortmund; Prof. Dr. Ute Osterkamp, Berlin. Moderation: Dr. Peter Strutyński, Kassel.

Die Plenarveranstaltung "Veränderte kapitalistische Klassengesellschaft" hatte sich zum Ziel gesetzt, soziale Differenzierungen und Veränderungen in der Feinstruktur spätkapitalistischer Gesellschaften sowie in der Grobstruktur der "Weltgesellschaft" zu analysieren und klassentheoretisch einzuordnen. Damit sollte - wie es im Ankündigungsprogramm hieß - ein Beitrag zur "(Wieder)aneignung des marxistischen Klassenbegriffs" geleistet werden, der als politische Kategorie zur Transformation des Kapitalismus "unverzichtbar bleibt".

*Sebastian Herkommer* machte zwei sich scheinbar widersprechende Phänomene moderner Gesellschaften zum Ausgangspunkt seines Einleitungsstatements: Zunehmende Differenzierung, Individualisierung und Pluralisierung, womit sich die moderne Ungleichheitsforschung v.a. befaßt, auf der einen Seite, und andererseits die Anzeichen wachsender Polarisierungs- und Spaltungsprozesse in der Gesellschaft. Beide Tendenzen sind "im wesentlichen aus der Dynamik des Kapitalverhältnisses" zu erklären. Weder haben die auf Differenzierung hinauslaufenden Strukturveränderungen den Klassencharakter der Gesellschaft aufgehoben, noch kann die Polarisierungstendenz als Indiz für die "Wiederkehr der Klassengesellschaft" alten Stils angesehen werden. Der traditionelle Klassenbegriff müsse vielmehr für die gegebenen Verhältnisse genauer bestimmt werden, damit sowohl "die krassen als auch die feinen Unterschiede" der Gesellschaft analysiert werden können. Hierzu ist es, so argumentierte Herkommer, hilfreich, sich der von Marx vorgenommenen begrifflichen Unterscheidung eines abstrakten, ökonomisch bestimmten Klassenverhältnisses von Kapital und Arbeit von der Untersuchung konkreter sozialer Klassen in einem gegebenen Land zu erinnern. Soziale Ungleichheiten resultieren nicht nur aus ungleichen Beschäftigungs- oder Einkommensverhältnissen und Arbeitsbedingungen, sondern bilden sich - als "Milieus" oder "Lebensstilgruppen" - auch "jenseits des Erwerbslebens". Es gibt keinen unmittelbaren Determinationszusammenhang (mehr), Ungleichheiten sind vielmehr vermittelt über staatliche Umverteilung, über Verteilungskämpfe sowie über individuelle Optionen der Klassenakteure. Damit hört der Klassenbegriff auf, ein reiner "Strukturbegriff" zu sein. Er muß umfasser verstanden werden, schließt er doch die spezifischen Formen des Bewußtseins und des Handelns der Individuen mit ein. Klassenbewußtsein, Klassenhandeln und Klassenhabitus sind demnach auch keine objektiven oder abstrakten Kategorien, sondern sie existieren nur insoweit, als sie "jeweils an den Subjekten der Klassengesellschaft festgemacht" sind. Aufgabe kritischer Gesellschaftsanalyse sei es, zur "Enträtselung des Umstands" beizutragen, "daß in der bürgerlichen Gesellschaft die Menschen, indem sie bewußt handeln und praktisch (ökonomisch) in ihrem Alltag ihre Ziele verfolgen, unbewußt die Verhältnisse produzieren und reproduzieren, von denen sie beherrscht und bestimmt werden". Mit der Aufdeckung dieses Paradoxons vom "objektiven Sinn ohne subjektive Intention" (Bourdieu) eröffnet sich nach Herkommer die große Chance, Abschied zu

nehmen von der - in der marxistischen Tradition vielfach praktizierten - Ineinsetzung von "ökonomischer Klasse" (als Kennzeichnung des Verhältnisses von Kapital und Arbeit) und "sozialer Klasse" (als einer realen "Großgruppe" mit relativ einheitlichem Erfahrungshintergrund und kollektivem Bewußtsein).

Am Schluß seines Beitrags ging Herkommer auf die Frage ein, welchen Platz die dauerhaft ausgegliederten "Rand"- oder Problemgruppen, die dauerhaft Armen, die Langzeitarbeitslosen, Asylbewerber, Obdachlosen, Drogenabhängigen usw. in den klassentheoretischen Überlegungen einnehmen. Am Beispiel der Underclass-Debatte und unter Bezug auf den Marx'schen Pauperismus-Begriff (das "tote Gewicht der industriellen Reservearmee") führte Herkommer aus, daß es sich bei dieser sozialen Kategorie nicht um eine "Klasse im klassischen Sinn" handelt, da sie nicht eindeutig bestimmt sei durch ihre "Stellung zum Kapital", und da sie zudem "zu heterogen" sei, um eine "soziale Klasse" zu bilden. Dies dürfe aber keinesfalls dahingehend mißverstanden werden, daß man sich mit den Phänomenen und Problemen der Armuts- oder Unterklassenschicht nicht beschäftigen sollte. Im Gegenteil: Die Analyse der Klassenverhältnisse muß in die Lage versetzt werden, das Phänomen der gesellschaftlichen "Exklusion" in ihren theoretischen Rahmen zu integrieren, bündeln sich doch in ihm zahlreiche Probleme, die auch für ein übergreifendes Klassenhandeln von Wichtigkeit sind.

Uwe Kremer versuchte, die klassentheoretische Diskussion um eine praktisch-politische Dimension zu erweitern. Dabei richtete er den Fokus einerseits auf eine "Verknüpfung von Klassenanalyse und Hegemonietheorie" - in der Tradition einer historisch-materialistischen Geschichtsbeschreibung à la Marx und Gramsci -, andererseits auf "das Feld der Betriebe, Unternehmen und Branchen". Es käme nicht so sehr darauf an, Klassenstrukturen statistisch exakt erfassen zu wollen, sondern es müsse vielmehr darum gehen, Klassenbeziehungen unter Berücksichtigung des grundlegenden Klassenantagonismus und der Kategorie des "gesellschaftlichen Gesamtarbeiters" als dynamische, sich sowohl im Zeitverlauf als auch strukturell ständig verändernde "Klassenlandschaften" aufzufassen. Solche Klassenlandschaften sind nicht ökonomisch determiniert, sondern entwickeln sich aus dem Wechselverhältnis von Ökonomie und Politik, sie sind also auch "in hohem Maße politisch bestimmt". So habe beispielsweise der moderne Sozialstaat die kapitalistischen Klassenstrukturen und -beziehungen ebenso nachhaltig beeinflusst wie es die Durchsetzung des Neoliberalismus zweifellos in Zukunft tun würde. Dieser Gedanke ist insofern von großer Bedeutung, als Klassenpolitik damit nicht (mehr) nur mit der Vertretung objektiver "Klasseninteressen" zu identifizieren sei, sondern zu einem mehr oder weniger autonomen Akt der Klassenakteure wird, die damit sogar zur "unbewußt-bewußten Gestaltung der Klassenlandschaft" beitragen können. Ein wenig klingt in dieser Politisierung des Klassenbegriffs die Marx'sche Unterscheidung von der "Klasse an

sich" und der "Klasse für sich" an, nur ist sie bei Kremer offenbar jeder deterministischen Deutung entzogen: "Klassengesellschaft", so spitzt er seine Argumentation zu, "wird auch politisch gemacht". Als Beleg für diese politisch vermittelte Herstellung einer Gesellschaftsklasse führt Kremer die Entwicklung in den 60er und 70er Jahren an, als seiner Meinung nach die Arbeiterklasse trotz diverser objektiver Differenzierungsprozesse (z.B. "Tertiärierung", "Pluralisierung") eine "maximale Kohärenz" erreicht und sich ein auch von der Wahlforschung empirisch ermitteltes "breites Arbeitnehmerbewußtsein" berausbildet hatte. Der spätere Zerfall dieser "Kohärenz" war nicht etwa den fortgesetzten Differenzierungsprozessen und Milieuveränderungen geschuldet, sondern ökonomischen und politischen Veränderungen, die mit den Stichworten Massenarbeitslosigkeit und "neoliberale" Gegenoffensive zu kennzeichnen wären. Am nachhaltigsten haben diese Veränderungen auf die Ebene der Unternehmen und Betriebe durchgeschlagen und die Klassengesellschaft geprägt.

Auch wenn man dieser starken Akzentuierung der Rolle der Politik nicht folgen möchte, lenkt der Kremersche Ansatz das Augenmerk doch auf den Kern klassenpolitischer Auseinandersetzungen und ihrer im Arbeitsprozeß lokalisierbaren Voraussetzungen: z.B. die Zersetzung der klassischen Kernstrukturen der Arbeiterbewegung, die parallel dazu sich entwickelnde "kommerziell-industrielle Dienstleistungsklasse", die Ausdehnung eines Sektors "autonomer" Arbeit (Scheinselbständige, Schattenwirtschaft usw.) und schließlich die Autonomisierung eines wachsenden Teils des lohnabhängigen Sektors (etwa Tendenz zum Co-Management, "Ausbreitung des Unternehmerischen in der Klassenlandschaft"). Diese Veränderungen in der "Klassenlandschaft" gelte es nicht nur zu "kartographieren", sondern auch mittels politischer Interventionen zu gestalten. Zwei vordringliche Projekte schweben Kremer vor: Einmal die "Revitalisierung eines ökologisch-solidarischen Umbauprojekts für den industriellen Sektor" unter Einbeziehung der Kompetenzen der betroffenen Werk tätigen; zum anderen die Entwicklung einer eigenen "Mittelstandspolitik", die den Handel, das Kleingewerbe sowie genossenschaftliche Betriebe erreicht und somit die Klassenstrukturierung im für so wichtig gehaltenen "autonomen" Sektor zu beeinflussen vermag.

Erich Hahn kommt in seinem Beitrag zu ähnlichen Schlußfolgerungen wie seine Vorredner, er wählt aber einen anderen Ausgangspunkt. Der empirische und theoretische Nachweis, daß der grundlegende Gegensatz zwischen Kapital und Arbeit in einer Klassengesellschaft wie der der BRD nach wie vor existiert und wirkt (wofür zur Zeit vor allem der "Klassenkampf von oben" sichtbarer Beleg ist), ändere nichts daran, daß von einer oder gar "der" historischen Mission der Arbeiterklasse keine Rede sein könne. Vielmehr, und dies ist Hahns zentrale These, würde es dem Charakter der gegenwärtigen und künftigen grundlegenden Probleme (ökonomischer, sozialer, ökologischer Art) entsprechen, wenn die relevanten sozialen Bewegungen "klassenübergreifenden Charakter" trügen. Es

sei "Unfug", nach dem historischen Subjekt der Gesellschaftsveränderung zu suchen, wo es doch eher darauf ankäme, die relevanten gesellschaftlichen Widersprüche aufzuspüren, um an ihnen anzusetzen - beispielsweise wenn es darum geht, einen "demokratischen" (statt einen "autoritären") Ausweg aus dem "Bündel" der gegenwärtigen Krisen zu finden.

Gleichwohl plädiert Hahn für einen stärkeren Rückbezug der sozialen Bewegungen auf den "zentralen gesellschaftsbestimmenden Antagonismus". Läßt man die Bewegungen der 80er und frühen 90er Jahre Revue passieren, dann könne mindestens die eine Lehre gezogen werden, daß nämlich die "gedankliche Trennung von Menschheits- und Klassenfragen" negative ("verhängnisvolle") politisch-praktische Auswirkungen gehabt habe. Es ist nicht ausreichend, den Primat von "Gattungsinteressen oder klassenübergreifenden Problemen" anzuerkennen und in der politischen Praxis zu berücksichtigen. Hinzu kommen müsse die Beantwortung der Frage, welche "spezifische Stellung die unterschiedlichen sozialen Gruppen und Schichten, Klassen, Regionen im Rahmen des übergreifenden Problems einnehmen, auf welche Weise und in welchem Maße sie von der gemeinsamen Herausforderung oder Bedrohung betroffen sind und welche spezifischen Interessen sie mit ihrer Lösung verbinden". Die Klassenfrage bleibe wichtig, denn es gebe "kein Menschheitsproblem, demgegenüber Reiche nicht in einer günstigeren Position sind als Arme!" Auch bei Anerkennung der Priorität klassenübergreifender Problembewältigungsansätze müsse also nach Auffassung Hahns die besondere Rolle der Arbeiterklasse betont werden. Dabei dürfe man allerdings nicht den bekannten "Mystifizierungen" marxistisch-leninistischer Schulweisheiten aufsitzen. Die Marxsche Frage nach dem, was das Proletariat ist und "was es diesem Sein gemäß geschichtlich zu tun gezwungen sein wird" (Die Heilige Familie) läßt sich weder fatalistisch ausdeuten im Sinne einer "autonomen übergeschichtlichen Tendenz" zum Sozialismus, noch auf die Vorstellung verkürzen, die Herausbildung sozialer Bewegungen und Kämpfe vollziehe sich "ausschließlich unter dem direkten Einfluß ökonomischer oder sozialökonomischer Bedingungen". Ebenso wichtig sind politische Erfahrungen, die Resultate vorausgegangener Kämpfe, die Schärfe und der Charakter aktueller sozialer Konflikte, "Wissen, Kultur und Organisation". Vor allem aber, und hier knüpft Hahn an Uwe Kremer's Idee von den politischen "Projekten" an, müsse die Bewegung eine klare Vorstellung von den Aufgaben und Zielen, die sie anstrebt, entwickeln, müsse sie sich auf "Künftiges, Vorgedachtes, Vorgezeichnetes" beziehen. "Ohne die Arbeiterklasse bleibt der Sozialismus eine interessante Idee. Ohne den Sozialismus erlangt die Arbeiterklasse kein eigenständiges gesellschaftliches Gewicht", wird Heinz Jung zitiert. Und dieses Gewicht, so lautet Hahns Botschaft, müsse in klassenübergreifende Bündnisse, "Blöcke" und Projekte eingebracht werden. Denn immer noch sind kollektive Aktionen derjenigen sozialen Kräfte, die sich "in der größten Nähe zum Gegensatz zwischen Ar-

beit und Kapital befinden, hinsichtlich ihrer praktischen Wirkungsmöglichkeiten" durch nichts zu ersetzen.

Ute Osterkamp lenkte den Blick auf einen anderen Punkt. Auch sie ließ zunächst die Frage nach der Dynamik der kapitalistischen Klassenrealität offen. Für ihre Fragestellung ist es nicht so entscheidend, ob man der Auffassung ist, die traditionellen Klassenfronten hätten sich derart verwischt, daß es heute v.a. um die Lösung der Menschheitsfragen und um die Einlösung individueller Entwicklungsansprüche gehen müsse, oder ob man die behauptete Ausdifferenzierung der Klassen ausschließlich von ihrer negativen Seite betrachtet (Vereinzeling, Orientierungslosigkeit, Ohnmacht, persönliche Deformierungen usw.), sich selbst aber von diesem Prozeß ausnimmt: In beiden Fällen bleibe die Analyse unvollständig, was zu fehlerhaften Konsequenzen führe. "Während in der einen Sicht die konkreten Macht- und Unterdrückungsverhältnisse weitgehend hinter den universalen Menschheitsfragen aus dem Blick geraten, besteht in der anderen Sicht eine mehr oder weniger scharfe Trennung zwischen denen, die die Unterdrückung ausüben, und jenen, die diese unmittelbar erfahren und damit im höheren Maße gegen alle ideologischen Verirrungen und moralischen Korruptionen gefeit sein sollen." Gerade dies aber ist eine, auch in der Linken weitverbreitete, falsche Annahme.

Soziale Unterdrückungsverhältnisse wirken unter dem Druck der Situation ausnahmslos "durch die Menschen hindurch", d.h. jeder Mensch ist einbezogen in die Beschränkung und Unterdrückung anderer Menschen. Dieser Funktionsmechanismus führt z.B. dazu, daß sich verschiedene soziale Gruppen "gegenseitig in Schach halten", daß Unterdrückung "lateralisiert" wird bzw. jeweils an den Schwächeren weitergegeben wird. Dieser Mechanismus untergräbt die "Widerständigkeit" der Menschen und trägt somit zur Reproduktion der bestehenden Machtverhältnisse bei, wobei dies umso reibungsloser geschieht, je weniger der Tatbestand als solcher zur Sprache kommt. Doch auch wo er zur Sprache kommt, herrscht häufig die Tendenz vor, sich selbst jeweils als letztes Glied der Unterdrückungskette zu begreifen, "jenseits dessen die große Einheit aller Unterdrückten beginnt", wo es keine Unterschiede, sondern nur noch Solidarität gibt. Am Beispiel der Beziehungen zwischen Einheimischen und Nichtdeutschen oder zwischen Männern und Frauen zeigt Osterkamp, welche fatalen Folgen diese Beschwörung der Einheit haben kann: Wer innerhalb dieser behaupteten Einheit auf unterschiedliche Machtpositionen hinweist, gerät schnell in den Verdacht des spalterischen Auftretens oder des unsolidarischen Verhaltens. Die Feministin Susan Bordo hat z.B. zeigen können, daß die Einheit insbesondere von jenen geschworen wird, die innerhalb der Gruppe die höhere Machtposition und damit auch die besseren Möglichkeiten haben, "die allgemeinen Interessen zu definieren, denen sich die jeweils anderen unterzuordnen haben". M. E. verdient dieser Aspekt auch bei der Aufarbeitung der Erfolge und Grenzen der historischen Arbeiterbewegung - in all ihren Fraktionierungen - viel stärker beachtet zu werden.

Ute Osterkamp berichtet über Untersuchungen, wonach die Ansichten über die weite Verbreitung rassistischer Erscheinungen im Produktionsbereich sich je nach der sozialen Position diametral unterscheiden. Angehörige der dominanten Gruppe behaupten fast durchweg, daß es in ihrem Bereich keine Anzeichen für Rassismus gebe, während die Mitglieder der Minderheiten- (d.h. Betroffenen-) -Gruppe zu 90 Prozent angaben, solche Erfahrungen gemacht zu haben.

Die Leugnung des Einbezogenenseins in den gesellschaftlichen Macht- und Unterdrückungszusammenhang führt dann auch dazu, daß der Kampf gegen die Unterdrückung zum "Stellvertreterkampf" wird - ein beliebter Boden für offen zur Schau gestellte "Charakter"züge wie "Selbstaufopferung", Altruismus und Heroismus. Dessen bedarf es nach Auffassung Osterkamps gar nicht, wenn man den Unterdrückungsbegriff zugleich weiter und präziser fassen würde. "Wenn man unter Unterdrückung nicht nur die materielle Unterprivilegierung, sondern die allgemeine Instrumentalisierung der Menschen für fremdgesetzte Ziele einschließlich der damit verbundenen Einbezogenheit in die Unterdrückung anderer versteht, fordert der politische Kampf niemals Selbstaufopferung, sondern ganz im Gegenteil das Eintreten für Verhältnisse, die es ermöglichen, die Lebensansprüche - sowohl die eigenen als auch die der anderen - zu realisieren." Als zentrale politische Aufgabe würde es Osterkamp denn auch nicht ansehn, den Menschen eine politische Orientierung "hin auf das sozialistische Ziel oder ähnliches zu vermitteln", sondern sich selbst und andere Menschen in die Lage zu versetzen, das jeweils eigene Handeln daraufhin zu überprüfen, "wieweit es zur Festigung oder Überwindung der jeweiligen Machtverhältnisse und der eigenen Fremdbestimmtheit beiträgt." In einer solchen Orientierung liegt auch der Schlüssel zur Analyse der Komplexität und Widersprüchlichkeit der Klassenrealität, die auch eine "andere Wissenschaft" verlangt, eine Wissenschaft, welche die traditionelle Arbeitsteilung zwischen den Disziplinen (z.B. zwischen Soziologie und Psychologie) überwindet. Denn auch die "gegenseitige Abschottung" der Disziplinen ist nur eine andere Form der "wissenschaftlichen Absicherung der allgemeinen Ausgeliefertheit an die Verhältnisse".

Es mag aus der Sicht der Veranstalter tröstlich erscheinen, daß diese letzte Forderung von Seiten der an der Podiumsrunde beteiligten Wissenschaftler im Ansatz durchaus realisiert worden war. Dem widerspricht nicht, daß gleichwohl eine Reihe mit der Klassentheorie zusammenhängender Probleme nicht oder nur unzureichend zur Sprache kam. Die Interventionen aus dem Plenum bezogen sich größtenteils auf solche Desiderata, etwa wenn die systematische analytische Verbindung von Klassen- und Geschlechterfrage eingefordert wurde, wenn auf die sich verändernden Relationen von Erwerbsarbeit und gesellschaftlicher Nicht-Erwerbsarbeit bzw. Hausarbeit und auf deren klassentheoretische Implikationen hingewiesen wurde, oder wenn eine exaktere Rollen- und Funktionsbeschreibung des modernen "Kleinbürgertums" bzw. anderer sozialer Schichten oder Kate-

gorien in bezug auf den grundlegenden Antagonismus zwischen Kapital und Arbeit angemahnt wurde. Eine Fortsetzung des begonnenen Dialogs in Hannover sollte im kleineren Kreis und mit einem größeren Zeithudget stattfinden.

Peter Strutyński

## Demokratie, Menschenrechte, Emanzipation und Sozialismus

Mit Prof. Dr. Nina Hager, Berlin; Prof. Dr. Uwe-Jens Heuer, Berlin; Prof. Dr. Peter von Oertzen, Hannover; Prof. Dr. Gerhard Stuby, Bremen. Moderation: Prof. Dr. Norman Paech, Hamburg.

Das Gespräch im Podium begann ziemlich abstrakt-juristisch. Norman Paech wollte wissen, wie man an die im Thema des Plenums genannten Begriffe herankommt. Emanzipation - was ist das? Befreiung wovon, für wen, wohin?

Nina Hager schilderte ihre persönliche Sicht. Durch den Übergang von einem Gesellschaftssystem zum anderen sei für sie einerseits die Welt größer geworden, Gewinne und Enttäuschungen seien zu verbuchen, neue Freunde seien gewonnen. Andererseits sei sie selbst als Philosophin an der Akademie der Wissenschaften der DDR "abgewickelt" worden, also im negativen Sinne emanzipiert, nämlich von Arbeit. Frauen seien da besonders betroffen. Emanzipation sei Selbstentfaltung, einschließlich der Fähigkeit zur Selbstkorrektur, Entfaltung aller Fähigkeiten der Menschen. Dies sei abhängig von den jeweiligen historischen Grundlagen, also ein historischer Prozeß.

Für Peter von Oertzen ist Emanzipation von Demokratie und Rechtsstaatlichkeit nicht zu trennen. Emanzipation sei - nach Rousseau - die Fähigkeit, sich seines Verstandes ohne Anleitung durch andere zu bedienen. In einer Gesellschaft, in der nur ein einziger herrscht, könne von Emanzipation nicht die Rede sein. Ohne gesicherte Rechte der Menschen sei Emanzipation nicht möglich. Sie setze rechtsstaatlich geordnete Verhältnisse voraus. Die Vollendung des Prozesses der Emanzipation sei nur möglich, wenn die ökonomischen Ausbeutungsverhältnisse verschwunden sind.

Nach Gerhard Stuby gibt es einen demokratisch-rechtsstaatlichen Standard, unterhalb dessen von Emanzipation nicht gesprochen werden kann. Er nannte dies "Rückschrittssperre" und definierte diesen Standard durch die Menschenrechte der französischen Revolution, die Prinzipien der Gewaltenteilung, der Gesetzlichkeit und gerichtlichen Kontrolle der Verwaltung und durch ein gewisses Niveau auf sozialem Gebiet.

Näher an die praktischen Probleme kam Uwe-Jens Heuer. Er nannte den heutigen Rechtsstaat einen gewissen Fortschritt gegenüber der DDR. Die

rechtsstaatlichen Standards würden jedoch gegenüber Ostdeutschen eingeschränkt. Für sie gelte ein Sonderrecht. Er nannte die Entlassungen aus dem öffentlichen Dienst, das Rentenstrafrecht und die Aufhebung des Rückwirkungsverbots für Ostdeutsche unter bestimmten Bedingungen durch das Bundesverfassungsgericht. Dies seien Verstöße gegen rechtsstaatliche Grundprinzipien.

Auf die Frage von Norman Paech, ob der Sozialismus eine *conditio sine qua non* für Demokratie sei, antwortete Peter von Oertzen, es seien viele Formen der Demokratie vorstellbar. Aber es müsse ein "Kernbestand" an Demokratie gegeben sein, wenn man eine Gesellschaft demokratisch nennen will. Er nannte die Parteienfreiheit, die Meinungs- und Pressefreiheit und freie Wahlen. Die bloß formale Geltung solcher demokratischer Rechte bedeute aber noch gar nichts. Die Herrschenden und ökonomisch Mächtigen würden diese Rechte ständig unterlaufen und mißachten. Die Mehrheit müsse die Demokratie verteidigen. Solange die soziale Ungleichheit so groß ist, sei Demokratie nicht gesichert. Letzten Endes könne Demokratie nur durch den Sozialismus vollendet werden. Nina Hager ergänzte das mit der Bemerkung, man müsse nach Alternativen, nach Möglichkeiten eines Bruchs suchen. Ein solcher Bruch gelinge nicht heute und nicht morgen, aber er müsse gelingen.

Nach diesen Begriffsklärungen und einigen ungeduldrigen Zwischenrufen und Bemerkungen aus dem Saal ging es dann doch ans "Eingemachte". Thematisiert wurden der reale Sozialismus und sein Verhältnis zur Demokratie, natürlich vor allem am Beispiel der DDR.

Auf die Frage, ob die DDR überhaupt etwas mit Sozialismus zu tun hatte, stellte Uwe-Jens Heuer die Gegenfrage, warum die Herrschenden der BRD die DDR absolut nicht mögen. Wegen der Verbrechen, die tatsächlich oder angeblich begangen wurden? Seine Antwort: Verbrechen in anderen Staaten werden hingenommen. Das wirkliche Verbrechen in den Augen der Herrschenden war die Existenz der DDR, die Tatsache, daß es den sozialistischen Versuch auf deutschem Boden überhaupt gab. Wenn man diesen Versuch total verdamme, komme man dazu, daß ein neuer Versuch eigentlich gar nicht möglich ist. Wenn man den Versuch für berechtigt hält, müsse man auch sagen, was davon bleibt und in der Zukunft brauchbar ist. Michael Benjamin zählte dazu die soziale Sicherheit und annähernde Gleichheit, das Recht auf Arbeit, die Chancengleichheit, neue Züge in den Geschlechterbeziehungen, demokratische Basiselemente, eine bürgernahe Gesetzgebung und demokratische Seiten in der Methodik der Planung.

Für Gerhard Stuby war die DDR zweifellos ein sozialistisches System. Er leitete das aus der Änderung der Eigentumsverhältnisse ab. Sozialismus sei Deprivatisierung der Verfügung über die Produktionsmittel, öffentliche Kontrolle der Produktionsmittel, Kontrolle durch die Produzenten selbst, Betriebsdemokratie. Gerhard Stuby brachte in diesem Zusammenhang den Artikel 14 GG, also die Sozialverpflichtung des Eigentums ins Spiel. Ohne

eine solche Stoßrichtung laufe Demokratie ins Leere. In der DDR habe es auch sozialistische Demokratie gegeben, keine bürgerliche, aber doch eine Demokratie.

Auf die Bemerkung von Norman Paech, Michael Brie stelle in dem Kommentar zur Programmatik der PDS nicht die Eigentumsfrage, sondern die Menschenrechtsfrage in den Mittelpunkt linker Politik, ging Uwe-Jens Heuer ein. Die Menschenrechte widerspiegelten die Stellung des einzelnen in der Gesellschaft auf sehr widersprüchliche Weise. Wenn das Recht auf Eigentum nicht angetastet werde, könne das Recht auf Arbeit nicht verwirklicht werden. Eine bittere Pille zur Eigentumsfrage gab Robert Steigerwald zu schlucken. Warum - so seine Frage - haben die Leute 1989 den Sozialismus nicht geschützt? Gesellschaftliche Aneignung der Produktion habe zwar stattgefunden. Die Arbeiter hätten ihre Betriebe aber nicht als ihr Eigentum betrachtet. Vielleicht hat er damit den Knackpunkt der Eigentumsfrage formuliert: Wie kann sich das Volk als Eigentümer konstituieren?

Für Peter von Oertzen ist die Frage, ob die DDR sozialistisch war, scholastisch. Die Hauptsache sei, daß die Verfügung über das Eigentum in die Hände einer demokratisch organisierten Gesellschaft gelegt wird. Ohne breite Demokratie und gesicherte Menschenrechte könne es keinen Sozialismus geben. Dazu ein herzerfrischender Dialog: Peter von Oertzen berief sich auf die beftige Kritik Kautskys an Lenins undemokratischem Vorgehen im damaligen Rußland. Darauf Uwe-Jens Heuer: Da sei ja was dran. Aber Lenin habe Kautsky geantwortet, unter den russischen Bedingungen könne er sich Demokratie jetzt nicht leisten; Kautsky könne es unter den deutschen Bedingungen ja anders, demokratischer machen. "Aber" - so Heuer unter beifälligem Lachen des Auditoriums - "Kautsky hat es bis heute noch nicht gemacht!" Damit war ein Kernproblem ausgesprochen: Wie kann und soll ein demokratischer Weg zum Sozialismus gestaltet werden?

Frauen und Männer aus dem gut gefüllten Saal beteiligten sich rege und engagiert an der Diskussion und hielten sich mit kritischen Argumenten nicht zurück. Hier können nicht mehr als einige beachtenswerte Gedankensplitter referiert werden.

Gerhard Stubys "Rückschrittssperre" funktioniere leider nicht, und Peter von Oertzens "Kernbestand" an Demokratie sei im Kapitalismus keineswegs gesichert. Es finde ein Frontalangriff auf die bürgerlichen Rechte statt. Die bürgerliche Gesellschaft sei immer weniger ein Schutzwall für die Menschenrechte von 1789. Rechte haben nur solange Wirkung, wie sie verteidigt werden. Uwe-Jens Heuer verwies darauf, daß eine Systemveränderung nach rechts hin stattfindet. Einige Stimmen ("Ihr redet über Rechtsbullen, nicht über Inhalte") zeigten, daß es unter marxistischen Linken klärungsbedürftige Meinungsverschiedenheiten über die Rolle des Rechts als Ausformung, Maßstab und Instrument von Politik gibt, darunter auch als Kampfinstrument für die Linken selbst.

Sozialismus sei nicht gleich Verstaatlichung. Er könne nicht von außen oder von oben eingeführt werden. In einem einzigen Lande sei der Sozialismus nicht überlebensfähig. Ein Teilnehmer zitierte Art. 28 der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte, wo ein Recht auf Veränderung von Staat und Gesellschaft in Richtung auf Sozialismus proklamiert ist: "Jeder Mensch hat Anspruch auf eine soziale und internationale Ordnung, in welcher die in der vorliegenden Erklärung angeführten Rechte und Freiheiten voll verwirklicht werden können."

Jemand wollte wissen, ob der Parlamentarismus die Demokratieform des Sozialismus sein könne. Gerhard Stuby meinte, das Parlament gehöre wohl zum Sozialismus, man solle aber auch die Brauchbarkeit des Rätessystems neu durchdenken. Die Frage sei, was für das sozialistische System effektiver ist. Auf jeden Fall müsse Gewaltenteilung und Gesetzlichkeit der Verwaltung gegeben sein. Nach Peter von Oertzens Meinung erfüllt die parlamentarische Demokratie in der gegenwärtigen Form die Anforderungen an Demokratie nur zum Teil.

Es verwundert nicht, daß es mehr Fragen als Antworten gab und daß viele Probleme nicht gründlich ausgelotet wurden. Herzlichen Beifall erhielt ein von christlichen Grundsätzen geprägter Teilnehmer, als er die Bildung einer "marxistischen Ökumene" forderte. Der Vorschlag und seine zustimmende Aufnahme zeigt die Bereitschaft von Marxisten ganz unterschiedlicher Couleur, miteinander ohne Verdächtigungen, Besitzansprüche auf die Wahrheit und Ausgrenzungen zu diskutieren. Die Plenarveranstaltung hat dazu einen guten Beitrag geleistet.

*Gregor Schirmer*

## Hat Klassenbewegung eine Zukunft?

*Mit Judith Dellheim, Berlin; Horst Schmitthener, Frankfurt/M.; Sybille Stamm, Stuttgart; Hubert Thiermeyer, München; Michael Wendt, München. Moderation: Richard Detje, Hamburg.*

Eine solche Fragestellung zum Abschluß einer Tagung mit dem anspruchsvollen Thema "Marxismus an der Schwelle zum 21. Jahrhundert" kann hohe Erwartungen wecken. Schließlich begann die Tagung mit marxistischen Analysen dieses Jahrhunderts und schlug den Bogen über Debatten zur Ökonomie und zur Klassenstruktur bis hin zur Frage nach dem Subjekt oder besser den möglichen Subjekten gesellschaftlicher Veränderung. Was all diese notwendigen theoretischen Überlegungen und Kontroversen jetzt für die praktischen Klasseauseinandersetzungen an Schlußfolgerungen nahelegen, konnte unmöglich in einer zweistündigen Podiums- und Plenumsdebatte auch nur annähernd beantwortet werden.

Die notwendige Beschränkung des Anspruchs betonte einleitend zu Recht *Richard Detje*, der den Fokus der Diskussion deshalb auf die aktuellen

Probleme der Gewerkschaftsbewegung richtete. *Detje* skizzierte die Ausgangskonstellation: Während noch Anfang der 90er Jahre relative Ruhe herrschte, ist seit zwei bis drei Jahren eine Renaissance sozialer Kämpfe in der Bundesrepublik zu beobachten. Die Bonner Großdemonstration des DGB gegen den Sozialabbau sowie die sich anschließenden Tarifkämpfe zur Sicherung der Lohnfortzahlung markierten einen Höhepunkt, in dem zugleich ähnliche Sozialprotestzüge gegen die Austeritätspolitik wie in anderen EU-Ländern zum Vorschein traten, ohne daß "Maastricht" schon zum einigenden Band dieser Abwehrkämpfe wurde.

In den sich anschließenden Podiumsbeiträgen ging es erst einmal um die Frage, worin nun die Triebkräfte und zugleich die Grenzen und Schwächen dieser Kämpfe zu sehen sind. *Sybille Stamm* (Landesvorsitzende der IG Medien Baden Württemberg) batte in einer Einschätzung des Tarifabschlusses in der Druckindustrie die These vertreten, "wenn der Kampf um die Lohnfortzahlung als Teil einer politischen Gesamtauseinandersetzung begriffen worden und in das Frühjahr '97 transportiert worden wäre, dann hätte es zumindest die Chance einer breiten Massenbewegung für eine grundlegend andere Politik gegeben". (Sozialismus 3/1997, S. 32) Daß es derzeit eher zu einer Atomisierung des Widerstandes kommt, begründete *Sybille Stamm* mit vier Vermutungen: Einmal sieht sie gravierende politische Schwächen des Dachverbandes DGB, die auch in ihren Repräsentanten erkennbar seien. Zum anderen habe die Verlagerung des Sozialkonflikts auf die Tarifebene zur Kanalisierung beigetragen. Schließlich hätten fünfzig Jahre Tradition "zivilisierter Konfliktlösungen" in Deutschland eine Politisierung verhindert, obwohl der soziale Konsens von der Kapitalseite aufgekündigt sei. Die Radikalität des Bergarbeiterprotestes habe blankes Entsetzen in DGB-Kreisen ausgelöst. Aber es fehle auch an einer wirkungsvollen Strategie der Linken. Denn, so schon eine Erkenntnis von *Friedrich Engels*, in Zeiten der Krise versagten Gewerkschaften regelmäßig.

Während die IG Metall Anfang 1996 mit dem "Bündnis für Arbeit" noch am deutschen Konsensmodell des "rheinischen Kapitalismus" anknüpfen wollte, ist es seit dessen Scheitern sogar zu einer Radikalisierung neokonservativer Politik gekommen. *Horst Schmitthener* (geschäftsführendes Vorstandsmitglied der IG Metall) sah diese Radikalisierung z.B. in den zunehmenden Angriffen auf die Tarifautonomie als zweiten Stützpfiler der Demokratie neben dem Sozialstaat. Allerdings befänden sich die Neokonservativen in einem Grunddilemma: Ihre Annahme, daß Deregulierung Wachstumsschübe auslöse, bestätige sich nicht, und die Haushaltsdefizite nähmen trotz Sozialabbau zu.

Auch *Michael Wendt* (Bezirksvorsitzender der ÖTV Bayern) sah die gegenwärtige Schwäche der Gewerkschaften in der sektoralen Beschränkung des Widerstandes. In der Verteidigung des Sozialstaates gäbe es außerdem Schwierigkeiten, sich auf ein Reformkonzept zu einigen. Darin zeigten sich

auch Defizite von Teilen der Linken, die immer noch von der Sozialstaatsdebatte der 70er Jahre beeinflusst sei, die ihren Schwerpunkt in der Bürokratiekritik hatte.

Znm Teil sind Kämpfe gegen die Deregulierung auch verloren gegangen, wie *Hubert Thiermeyer* (HBV-Sekretär in München) am Fall des Ladenschlußgesetzes zeigte. Diese gewerkschaftliche Niederlage betrachte Rexrodt immerhin als seinen größten Erfolg. Für die HBV habe die komplizierte Aufgabe bestanden, nach einer großen politischen Mobilisierung ohne Erfolg diese Bewegung in eine neue tarifpolitische Mobilisierung zu überführen. Wichtig sei es gewesen, auch offen mit Niederlagen umzugehen.

In den neuen Bundesländern sei schon 1993 eine branchen- und länderübergreifende Bewegung gegen die Kahlschlagpolitik und Deindustrialisierung gescheitert, führte *Judith Dellheim* (PDS-Bundesvorstand) aus. Die ostdeutsche Betriebsräte-Initiative sei der Keim einer solchen übergreifenden Basis-Solidarität gewesen, sie sei aber von den Gewerkschaften alleine gelassen worden. Mitgliederverluste und Enttäuschungen seien das Ergebnis.

Worin sind die Ursachen für diese Situation, die weitgehend übereinstimmend analysiert wurde, zu suchen? Während in einzelnen Plenumsbeiträgen durchaus altbekannte simple Muster wie "die Apparate hremsen die vorwärtsdrängende Basis" als Erklärung herhalten mußten, konterte *Hans-Jürgen Urban* (IG Metall) mit dem Hinweis, daß nicht in jeder aktuellen Widerstandsaktion schon die "Auferstehung des revolutionären Proletariats" zu sehen sei. Die Schwäche der einzelnen Kämpfe hestünde in ihrem sektoralen, beschränkten Charakter. Das eigentliche Defizit sei deshalb das Fehlen umfassender linker Alternativen; darin liege umgekehrt auch nach wie vor die Stärke des Neokonservatismus.

Schon *Hubert Thiermeyer* hatte darauf hingewiesen, daß sich die Verschiebung gesellschaftlicher Kräfteverhältnisse seit den 80er Jahren natürlich auch in den DGB-Gewerkschaften widerspiegeln. Am sichtbarsten sei dies in der Debatte um das Grundsatzprogramm erkennbar geworden. *Michael Wendt* brachte es auf den Punkt: "Die Gewerkschaften leiden derzeit an der Schwäche der politischen Linken - und zwar mehr als die Linke es wahrnimmt."

Die anwesenden Vertreterinnen und Vertreter der politischen Linken verstanden es nicht, diesen politischen Ball aufzunehmen. *Manfred Sohn* von der DKP meinte, eine Schwäche der Gewerkschaftsführungen darin zu orten, daß der Apparat von DKP-Mitgliedern frei gehalten würde. *Judith Dellheim* als Repräsentantin einer linkssozialistischen Partei gelang es nicht, die inhaltlichen Beiträge der PDS - z.B. aus den zahlreichen parlamentarischen Initiativen - für diese Debatte aufzuzeigen. Immerhin hatte *Wendt* u.a. Alternativen zur Steuerreform und dem staatlichen Sozialahhan eingefordert.

*Horst Schmitthenner* (IG Metall) sprach sich für ein gemeinsames Projekt von Gewerkschaften sowie politischen und gesellschaftlichen Bündnispartnern gegen die Deregulierungspolitik aus. Ansätze hierfür sah er in der "Erfurter Erklärung", die einen politischen Kurswechsel nur auf Basis verstärkter außerparlamentarischer Aktivitäten für realistisch hält. Eine DiskutantIn aus Stuttgart hob hervor, daß die Marxismus-Tagung selbst ein ausgezeichnete kleiner Schritt zur Überwindung der Schwäche der Linken sei.

Auf der Tagesordnung stehen, dies könnte eine Schlußfolgerung aus dem letzten Jahr sein, eine politische Zuspitzung und Koordinierung der sozialen Kämpfe, in denen keineswegs nur korporative Interessen verteidigt werden. Dies aber erfordert auch - so ein Ergebnis der Tagungsdebatte - die schärfere Konturierung der linken Alternativen zum neokonservativen Herrschaftsblock, dessen Risse und innere Differenzen eher zugenommen haben. Die neue Debatte um eine weitere Stufe der Arbeitszeitverkürzung einschließlich der Bedeutung der Verteilungsfrage wird hierzu gehören.

*Klaus Pickshaus*

## Vorschau

### Z - Nr. 31

erscheint Anfang September 1997

mit dem Schwerpunktthema

### "Ökonomische Aspekte des modernen Kapitalismus"

Theoretische Grundfragen - Internationalisierung/Globalisierung - Neue Strukturen

mit Beiträgen u.a. von Binus, Heining, Huffschild, Kisker, Maier, Schmid, Schui, Strutyński

Außerdem Beiträge zur Geschichte der Marxismusrezeption in der Arbeiterbewegung (Neubert), Klassendiskussion (Hahn), Dritte Welt (Neelsen), Entwicklungsländerdiskussion (Boris) u.a.m.

**analyse fakten & argumente**

**isw-report**

(erscheint vierteljährlich,  
z. T. mit beigeheftetem wirtschaftsinfo)  
DM 5,- plus Versand (Jahresabo: 30,- DM)

**Grenzen des Sozialstaats?** Referate  
des 5. isw-forums (Nr. 28, Juli 1996)

**EURO-Strategien des Kapitals**  
(Nr. 29, Oktober 1998)

**Das Geschäft mit der Wohnung**  
(Nr. 30, Februar 1997)

**Deutsche Macht-Allianz**  
(Nr. 31, April 1997)

**isw-spezial**

**Cuba libre - Kuba liberal?**  
(Nr. 9, Januar 1997), DM 5,- + Versand  
**Energiesteuer - und dann?**  
(Nr. 10, April 97), 80 Seiten, DM 8,- + Vers.

**isw-wirtschaftsinfo extra**

**Von Krise zu Krise - Standortkrieg  
oder Beschäftigungspolitik**  
(Nr. 25, April 96), DM 5,- + Versand

**wirtschafts- und grafikdienst**

**Reichtum u. Kapitalmacht in  
Deutschland** (Nr. 2, Nov. 95), DM 8,- + V.  
**Der Steuer-Skandal**  
(Nr. 3, Juni 96), DM 10,- + Vers.  
**Armut & Sozialabbau in einem  
reichen Land** (Nr. 4, Januar 1997),  
DM 10,- + Versand

**Prospekte anfordern,  
bestellen, nbonnieren, fördern**

isw sozial-ökologische  
Wirtschaftsforschung e.V.  
Johann-von-Werth-Str. 3, 80639 München,  
Telefon: 089-130041, Fax 168 94 15

**Neu bei isw!**



Deutsche  
Macht-  
Allianz

**Geld und Macht  
der Deutschen Bank und  
Allianz-Versicherung**

ISW **REPORT NR. 31**  
sozial-ökologische Wirtschaftsforschung München e.V.



ISW **WIRTSCHAFTS-  
UND GRAFIKDIENT**

Armut & Sozialabbau  
in einem reichen Land

Morus Markard

**Kritische Psychologie muß marxistisch sein!<sup>1</sup>**

**1. Sozial-Psychologie als reformistisches Kontrollkonzept:  
Kann es eine marxistische Psychologie geben?**

Der Titel dieses Beitrags rührt daher, daß es in kritisch-psychologischen Arbeitszusammenhängen durchaus Diskussionen darüber gibt, inwieweit Marxismus nach wie vor Bezugspunkt Kritischer Psychologie sein muß.

Vorgeordnet ist aber noch eine andere Frage: Ob Psychologie überhaupt sein muß. Um die Relevanz dieser Frage beurteilen zu können, ist es aufschlußreich, kurz in die Entstehungsgeschichte der Psychologie oder Sozialpsychologie in den USA der Jahrhundertwende zurückzublicken: Angesichts seinerzeitiger massiver sozialer Probleme war es unter dem Eindruck organisatorischer Formierungsansätze einer Arbeiterbewegung (1886, 1. Mai in Chicago) der Gedanke der Reform(ierbarkeit) der bürgerlichen Gesellschaft, der mit deren wachsenden Widersprüchen zur sozialwissenschaftlichen Formulierung drängte: Gefordert war eine theoretische Konzeption zur *Optimierung sozialer Kontrolle* bei dauernden gesellschaftlichen Wandlungsprozessen *unter Aufrechterhaltung des gegebenen gesellschafts-politischen Rahmens* (kurz: Reform statt Revolution). Dies sollte ermöglicht werden durch die Einbeziehung des Verhältnisses der Menschen zu derartigen Prozessen in diese Kontrolle, und dies ist die Grundidee zu einer modernen Sozial-Psychologie. *Sozialwissenschaftlich* bedeutete dies die Notwendigkeit der Überwindung einer subjektlosen Soziologie wie einer un-sozialen Psychologie in Richtung auf einen Ansatz, der das *Verhältnis Individuum/Gesellschaft* sozialwissenschaftlich bzw. sozialpsychologisch fassen sollte (vgl. Markard 1984, 20ff.). Zentral ist dabei: die *Veränderung der Haltung* der Menschen bei *gleichbleibenden Verhältnissen* (vgl. Holzkamp-Osterkamp 1975, 14ff.). Bedeutend war der Begriff der der "social control" als Kontrolle *über* die Menschen und die Ersetzung des Begriffs des Fortschritts durch den des "Wandels" (vgl. Staebule 1972) - was ja geradezu schon postmodern ist. Ellwood stellte im American Journal of Sociologie 1988/9 (S. 664) die Sozialpsychologie in direkte Konkurrenz zum Sozialismus: "Wenn die Sozialpsychologie die Vollkommenheitsstufe erreicht hat, in der sie eine Doktrin sozialer Verbesserung oder einer 'sozialen Teleologie' hervorbringen kann, dann tritt möglicherweise eine andere Person neben den Sozialisten, die genau weiß, was sie für die Ver-

<sup>1</sup> Workshop-Beitrag zur Tagung "Marxismus an der Schwelle zum 21. Jahrhundert - Bilanz und Perspektiven" in Hannover (14.-16.3.1997). Ausführlichere Überlegungen zu den hier angesprochenen Problemen erscheinen im Bericht über den Kongreß Kritische Psychologie, der im Februar an der FU Berlin stattgefunden hat (vgl. Fied et al., in Vorb.).

besserung der Gesellschaft tun will; diese Person wird der Sozialpsychologie sein." Dessen Methoden seien vielleicht nicht so schnell, dafür aber wissenschaftlich in der "Kenntnis des Wesens des sozialen Prozesses" begründet. Auf jeden Fall war - in Anlehnung an Don Martindale formuliert - die Entstehung der Sozialpsychologie eine "konservative Antwort auf den Sozialismus" (1960, 529).

Deswegen nimmt es nicht wunder, daß Klaus Holzkamp den ersten Kongreß Kritische Psychologie, der vor genau zwanzig Jahren, 1977 also, stattfand, mit der Frage eröffnete "Kann es innerhalb des Rahmens der marxistischen Theorie eine Kritische Psychologie geben?" Kann also - gegen die seinerzeit und nach wie vor vorfindliche bürgerliche Psychologie - eine marxistische Psychologie als möglich oder gar notwendig begründet werden?

In der kürzestmöglichen Zusammenfassung beantwortete Klaus Holzkamp die von ihm gestellte Frage mit "Ja". Dabei ist vor dem Hintergrund der geschilderten Probleme zu bedenken, daß es zwar vielleicht nicht unbedingt die Einzelwissenschaft Psychologie geben muß, unabhängig von deren Existenz aber über Individualität und Subjektivität und ihr Verhältnis zu Natur und Gesellschaft nachgedacht wird, zum Beispiel so, daß menschliche Subjektivität auf den bloßen *Schnittpunkt der ökonomischen Bedingungen* zu bringen, Subjektivität also nur unselbständiges Moment der Gesellschaftstheorie sei, was allerdings in einer kruden *Milieutheorie* endet, in deren Bann Menschen immer nur als bedingt und bewirkt, nicht aber als bewirkend und Bedingungen verändernd begriffen werden können. Eine andere Möglichkeit ist die, psychologische Fragen der Psychoanalyse zu überlassen und diese dann mit dem Marxismus zu kombinieren, mit dem Problem, daß die Psychoanalyse mit ihrem antigesellschaftlichen Triebmodell kaum ein mit marxistischem Denken vereinbares Konzept des *Verhältnisses* von Individuum und Gesellschaft besitzt. Gegenüber derartigen Vorstellungen verstand sich Kritische Psychologie selber als Alternative, nämlich als genuin marxistische Subjektwissenschaft mit dem Programm des Begreifens menschlicher Existenz aus der Rekonstruktion der widersprüchlichen Einheit von Natur-, Gesellschafts- und Individualgeschichte.

Was es damals zu klären gab, war die Vereinbarkeit einer eigenen, psychologischen Subjektwissenschaft mit marxistischem Denken, nicht aber die Relevanz marxistischen Denkens für das Nachdenken über Subjektivität überhaupt. Dies entsprach in gewisser Weise dem Geist der Zeit: Seinerzeit wurde der Bezug auf marxistisches Denken durch eine lebendige marxistische Diskussion und gewisse linke Selbstverständlichkeiten erleichtert. Sie wurde auch durch die Existenz und das Wirken fundamental oppositioneller sozialer Bewegungen erleichtert. Kritische Psychologie ist aus der seinerzeitigen sozialen Bewegung hervorgegangen; und wie jede marxistische Theorie ist sie in ihrer praktischen Entfaltung an antikapitalistische soziale Bewegungen und deren Entfaltung gebunden, ein durchaus

wechselseitiger Prozeß. Der Versuch, davon getrennt, allein oder zuvörderst binnen-institutionell Positionen zu gewinnen, Einfluß auszuweiten, birgt m.E. die klassische Gefahr der Sozialdemokratisierung.

## 2. Kritische Psychologie und ihr Bezug auf Marx: Funktions- und Erkenntniskritik bürgerlicher Psychologie

Heute ist, zumal in der Psychologie, ein Bezug auf Marx alles andere als selbstverständlich, und die Brisanz der Besinnung auf die marxistischen Wurzeln der Kritischen Psychologie liegt natürlich vor allem darin, daß mit dem Ausbrennen des realsozialistischen Systems auch grundsätzliche Diskussionen über "den" Marxismus vollends unvermeidlich wurden. Aktuell ist heute nicht mehr die Frage "Kann es innerhalb des Rahmens der marxistischen Theorie eine Kritische Psychologie geben?" *Aktuell* ist vielmehr die Frage "Kann es jenseits marxistischen Denkens eine Kritische Psychologie geben?" In der kürzestmöglichen Zusammenfassung ist die Antwort "nein", die ich freilich noch ein wenig zu erläutern Gelegenheit nehmen will.

Manche von uns haben sicher lernen müssen, daß es zwar Karl Marx, aber nicht "den" Marxismus im Singular gibt, weil er sich historisch verändert und durch TheoretikerInnen wie soziale Bewegungen verschiedene positive Bezugnahmen und Veränderungen erfährt. Die Rede von *dem* Marxismus ist aber dann zulässig, wenn globalisierend je auszuführende Charakteristika marxistischen Denkens gegenüber anderen Grundansätzen - etwa der Psychoanalyse - gemeint sind. Nur in diesem Sinne ist hier von "dem" Marxismus - und übrigens auch "der" Kritischen Psychologie - die Rede.

Es gibt mindestens drei Bezüge Kritischer Psychologie auf das von Marx begründete Denken:

1. die Spezifizierung und Anwendung des logisch-historischen *Verfahrens* zur Fundierung psychologischer Grundbegriffe, "Kategorien";
2. der Bezug auf die *Resultate* Marxscher und marxistischer gesellschaftstheoretischer Analysen als Voraussetzung für psychologische Bedeutungsanalysen, d.b. die Nutzung und Konkretisierung gesellschaftstheoretischer Erkenntnisse für die Aufschlüsselung individueller Erfahrungen, und
3. die Nutzung und Konkretisierung v.a. in der Warenanalyse enthaltener *psychologischer* Bedeutungsmomente wie "objektive Gedankenformen".

In diesen Bezügen wurde das anfänglich erwähnte *funktionskritische* Moment gegenüber der Psychologie in eine positiv verstandene, emanzipatorisch-parteiliche Konzeption eingebunden, in die Entwicklung von der Kritik der Psychologie zur marxistischen Subjektwissenschaft. Der letztere Begriff ist auch deshalb günstig, weil er nicht nur die terminologische Fixierung auf die Psychologie interdisziplinär lockert, sondern auch mit seinem Bezug auf Subjektivität die Bedeutung des aktiven Eingreifens in die Verhältnisse nahelegt.

Die genannte *Funktionskritik* bezog sich immer auch auf die Gesellschaft, für die die Psychologie funktional war - in ihrer Umdeutung von objektiver Beschränkung in subjektive Beschränktheit, in ihrem Heilsversprechen, menschliches Leiden unter Ausklammerung der Lebensumstände, aus denen es verständlich wird, kurieren zu können, in der Fixierung auf unmittelbare Situationen und der Ausklammerung übergreifender Strukturen. Insofern repräsentiert marxistische Subjektwissenschaft den Anspruch der Einheit von Psychologie- und Gesellschaftskritik. Sie ist vermittelt mit der antikapitalistischen Vorstellung gesellschaftlicher Emanzipation, mit der *Kritik* der Auflösung des Fortschrittsgedanken in den bloßen *social change*, mit dem Kampf um subjektive Bestimmung statt *social control*, mit der Absage an den "sozialdemokratische(n) Automatismus an sich, als Aberglaube an die Welt, die von selber gut wird", wie es Bloch einmal formulierte (1959, 168). (Als wissenschaftliches Beispiel für diesen Aberglauben darf wohl Sir Karl Popper stehen, Kritischer Rationalist, Anti-Marxist und Pate der deutschen Sozialdemokratie, der vor rund 40 Jahren in seinem Buch "Falsche Propheten - Hegel, Marx und die Folgen" selber prophezeite, Wirtschaftskrisen und Arbeitslosigkeit gehörten im Kapitalismus der Vergangenheit an (1958, 223). Modell war übrigens Schweden als seinerzeitiges Vaterland aller sozialdemokratischen Arbeitnehmer.

### 3. Erkenntnis und Parteilichkeit: Kritische Psychologie als marxistische Subjektwissenschaft

Mit der Entwicklung der Kritik der Psychologie zur marxistischen Subjektwissenschaft ist auch der angedeutete Zusammenhang von Erkenntnis und Parteilichkeit zu explizieren. Das will ich tun, ausgehend von der Feststellung Holzkamps, "daß der Mensch, wenn er sich erkennend auf die gesellschaftliche Realität bezieht, ... immer schon Teil dessen ist, was erkannt werden soll" (1976, 254). Indem er diesen Zusammenhang auf die bürgerliche Gesellschaft bezieht, kommt er zu folgendem Ergebnis: In sozialwissenschaftlichen Argumentationen ist "Klassenstandpunkt" ... nicht Ergebnis einer außerwissenschaftlichen Vorentscheidung, sondern ergibt sich aus der wissenschaftlichen Analyse selbst, weil bei historisch-gesellschaftlicher Konkretion die Umwelt sich notwendig als Klassenwirklichkeit verdeutlicht, wobei auch 'Parteilichkeit' in dieser Wirklichkeit selber liegt, weil jeder sich notwendig auf der einen oder anderen Seite des Klassenantagonismus befindet" (ebd.). Parteilichkeit ist damit - entsprechend der Unausweichlichkeit impliziter gesellschaftlicher Stellungnahmen in sozialwissenschaftlichen Konzeptionen - die soziale Charakterisierung von Begriffen und darin gewonnen Erkenntnissen - gegen den Schein der Möglichkeit eines "Standpunktes außerhalb" dieser gesellschaftlichen Gegensätze. Daß der Standpunkt der Lebenswelt zwar nicht verlassen werden, dennoch aber gedanklich durchdrungen werden kann, macht die methodologische Basis materialistischer Dialektik aus (vgl. Holzkamp 1984, 51). Wie weit der Ge-

danke der Klasseurealität empirisch trägt, wäre natürlich ggf. gesondert zu diskutieren.

Kritik des "Standpunktes außerhalb" und die Analyse der Parteilichkeit von Konzepten markieren also ein wissenschaftliches Bezugssystem - vor dem Hintergrund des Spannungsverhältnisses zwischen Objektivitätsanspruch und gesellschaftlichen Interessen. Objektivität wird man als historisch relatives und je umstrittenes Verhältnis von Einsicht und deren Grenzen sehen dürfen. Wie dieses Verhältnis mit gesellschaftlichen Interessen vermittelt ist, wie also das Verhältnis von Objektivität und Parteilichkeit zu verstehen ist, mag man sich an dem Begriff verdeutlichen, den Holzkamp sich in seiner letzten Monographie von "Lernen" (1993) machte.

Er faßt dort Lernen nicht als eine von Lehren abhängige "Variable", sondern *allgemein* als Notwendigkeit und Möglichkeit eines erweiterten, oder wie er es formulierte, "expansiven" Weltaufschlusses in Situationen, in denen das betreffende Individuum mit seinen bisherigen Bewältigungsmöglichkeiten nicht 'weiterkommt', insofern also lernen muß. Erst vor diesem Hintergrund lassen sich sog. "defensive" Formen des Lernens abheben, die in bloß externen Anforderungen hzw. zur Abwehr von Bedrohungen begründet sind. Das Begriffspaar "expansiv"- "defensiv" dient nicht der Klassifikation von Menschen, sondern der Analyse von Situationen auf darin gegebene Lernmöglichkeiten bzw. -behinderungen hin. So läßt sich z.B. die historisch-konkrete Institution "Schule" auf Handlungsmöglichkeiten und -behinderungen der Beteiligten untersuchen, so läßt sich in der Notengebung der Verwertungsstandpunkt des Kapitals analysieren, so ggf. "der Vereinnahmung des schulischen Lernens durch die offizielle Schulideologie Widerstand entgegensetzen", wie es Holzkamp 1994 (vgl. Holzkamp 1996) noch in einem Vortrag formulierte (in dem er übrigens dezidiert auf den Marxismus als Fundament seiner Arbeit verwies [129]).

Allgemeiner formuliert: Die Frage nach der Parteilichkeit bedeutet also das Beharren auf der Frage danach, was es ist, das menschliche Möglichkeiten gesellschaftlich desavouiert; das schließt natürlich auch das Beharren auf der Frage nach der begrifflichen Bestimmung dieser menschlichen Möglichkeiten selber ein. Der dabei mitgedachte Anspruch ist der, daß emanzipatorisch funktionale Konzepte auch die inhaltlich gehaltvolleren sind - ein Anspruch, der allerdings gegen wissenschaftliche Konkurrenz behauptet werden muß, und mit dem beurteilbar werden soll, inwieweit psychologische Konzeptionen oder Theorien inhaltlich *borniert*, *bürgerlich* und *"befriedungsverbrecherisch"* sind, um mit den Basaglias (1975) zu sprechen.

Marxistische Subjektwissenschaft ist eine Psychologie vom Standpunkt des Subjekts. Das ist nach unserer Auffassung die theoretisch und methodisch radikale Konsequenz der marxistischen Analyse des Mensch-Welt-Zusammenhangs. Handeln ist immer Handeln erster Person. Es ist aber nicht sozusagen "frei flottierend", sondern dieses Handeln ist zu verstehen unter

Bezug auf konkret-historische Handlungs-Bedingungen; diese wiederum determinieren das Handeln nicht, aber die Handelnden müssen sich zu ihnen als für sie subjektiv bedeutsam, als ihren Handlungsprämisse verhalten. Der Welt-Bezug des Handelns ergibt sich daraus, daß es derart in Prämisse hegründet ist.

Ich hoffe meine Auffassung annähernd verdeutlicht zu haben, daß die Kritische Psychologie mit *ihrem* Bezug auf den Marxismus jedenfalls steht und fällt. Andersherum bedeutet das aber auch: Soweit die Kritische Psychologie sich in ihrer marxistischen Fundierung ausweisen kann, haben damit auch marxistische Überlegungen Bestand. Als marxistische ist die Subjektwissenschaft nicht bloß abhängige Variable eines über den Einzelwissenschaften schwebend gedachten Marxismus, sondern als dessen einzelwissenschaftliche Konkretisierung Aspekt seiner wissenschaftlich Existenz bzw. Existenzberechtigung.

#### 4. Kritische Psychologie und Gesellschaftstheorie oder: Zusammenhang von Psychologie- und Gesellschaftskritik

Was bedeutet es aber für diese Subjektwissenschaft und ihren antikapitalistischen Impetus, wenn der revolutionären Perspektive das Subjekt flötengeht, jedenfalls gegenwärtig keines aktiv ist, das den Verhältnissen die Melodie vorpfeift, die jene zum Tanzen hringt?

Vernünftiger- und erfrenlicherweise hat die Kritische Psychologie - ganz in Übereinstimmung damit, daß auch Marx das Reich der Freiheit nicht schon begrifflich tapeziert hat - verallgemeinerte Handlungsfähigkeit nie "positiv" definiert, eine solche theoretische Zumutung sogar dezidiert zurückgewiesen. Dieser Begriff impliziert lediglich das Beharren auf der Frage, wie, wann, warum je ich in Versuchen der eigenen Lehenshewältigung gleichzeitig eigene und anderer Lebensinteressen verletze - unter der Voraussetzung gesellschaftlicher *Klassen*-Strukturen, die dies nahelegen.

Marxistische Subjektwissenschaft hängt insofern an einer Gesellschaftstheorie, mit der sich zeigen läßt, daß die gesellschaftliche Struktur nicht in lokale Kontexte bzw. in Situationen aufzulösen ist. Diese Auflösung würde bedeuten, der Einladung zur Entpolitisierung subjektwissenschaftlicher Forschung und Praxis Folge zu leisten, die z.B. von psychologischen Interpretationen postmodernen Denkens ausgehen. Nicht der triviale (allerdings gegen demgegenüber abstrakter Experimentalpsychologie zu behauptende) Umstand, daß Menschen in *Kontexten* handeln, ist spezifisch-kritisch-psychologisch. Für uns spezifisch ist vielmehr die Frage, welche Handlungswidersprüche sich darans ergeben, daß in unmittelbar kontextfixiertem Handeln dessen gesellschaftliche Vermitteltheit ausgeblendet wird. Nur so gewinnt die Dialektik von objektiver Bestimmtheit und subjektiver Bestimmung historisch und subjektiv Sinn.

Die wissenschaftliche Existenzmöglichkeit marxistischer Subjektwissenschaft ist nicht an ein real existierendes, aktuelles revolutionäres Subjekt gebunden. Woran sie aber gebunden ist, das ist die Utopie der Negation der bürgerlichen Negation des Gesellschaftlichen. Sonst ist marxistische Subjektwissenschaft überflüssig, sonst tun es bürgerliche Konzeptionen auch, die die Welt nicht nur bloß interpretieren, sondern zusätzlich noch den Unterschied von Interpretieren und Handeln in dem Maße verwischen, in dem sie die Welt als Text behandeln.

"Einen Menschen ..., der die Wissenschaft einem ... *ih*r fremden, äußerlichen Interessen entlehnten Standpunkt zu *akkomodieren* sucht, nenne ich 'gemein'." Diese Aussage von Marx (MEW 26, 2, 112) enthält eine *allgemeine* wissenschaftskritische Aufforderung, und zwar dahingehend, den Allgemeinheitsanspruch wissenschaftlicher Erkenntnis gegen Fremd- und Selbstbeschränkung aufrecht zu erhalten, das Verhältnis von Wissenschaft und Macht zu reflektieren, als ein Verhältnis, das nicht nur *äußerlich* ist, also die Organisation und institutionelle Durchsetzung wissenschaftlicher Auffassungen betrifft, sondern in die Poren wissenschaftlichen Denkens eindringt.

Die (kritisch-) psychologische Frage, inwieweit das Verhältnis von Fremdbestimmung, dem Handeln *unter* Bedingungen, und einem Handeln, das selber Bedingungen verändernd ist, unterschieden werden kann, ist nicht damit erledigt, daß gegenwärtig niemand weiß, wer das Subjekt revolutionärer Veränderungen sein soll.

#### 5. Widersprüche individueller Handlungsfähigkeit im Verhältnis von objektiver Bestimmtheit und subjektiver Bestimmung

Nach diesem Verhältnis wird in der Kritischen Psychologie mit der schon erwähnten Kategorie der Handlungsfähigkeit gefragt. Handlungsfähigkeit ist eine Vokabel, die in Wissenschaft und Alltag in vielfältigen Bezügen verwendet wird. Wenn im Kontext der *Kritischen Psychologie* als einer Psychologie vom Standpunkt des Subjekts von Handlungsfähigkeit die Rede ist, werden damit vor allem zwei *Gesichtspunkte* wichtig.

*Erstens* wird die Aufmerksamkeit auf das Problem gelenkt, daß in kritischen Situationen Gründe und Konsequenzen je meines Handelns nicht auf der Hand liegen, sondern daß sie gegen Vordergründigkeiten, Selbsttäuschungen usw. erst herausgearbeitet werden müssen. Gedacht ist dabei an subjektiv wichtige und problematische Situationen, in denen das Individuum mit seinen überkommenen Denk- und Handlungsweisen nicht oder nicht mehr klar kommt, sich also vor der Notwendigkeit sieht, sich selber, ggf. mit der Hilfe anderer, über sich, seine Beziehungen, seine Gefühle, seine Handlungsmöglichkeiten zu verständigen. Sich verständigen, das bedeutet auch, daß in der psychologischen Praxis - in Diagnostik und Intervention - *Individuen nicht Gegenstand* der Aktivitäten der Professionellen

sind, daß also die Vorstellung einer Subjekt-Objekt-Relation als Relation von Professionellen und Betroffenen hier fehl am Platze ist. Das mag auf den ersten Blick trivial erscheinen, wenn man nicht gerade im Banne des nomothetischen Schemas denkt. Die Brisanz einer Psychologie vom Standpunkt des Subjekts ergibt sich erst, wenn man sich folgendes klar macht: Wenn der Gegenstand von Forschung und Praxis nicht das Subjekt ist, sondern die Welt, wie das Subjekt sie - empfindend, denkend, handelnd - erfährt, dann können subjektwissenschaftliche Aussagen auch keine Aussagen über Menschen sein, schon gar keine Klassifikationen von Menschen; es sind dann vielmehr Aussagen über erfahrene - und ggf. verallgemeinerbare - Handlungsmöglichkeiten. Es ist eben diese Konsequenz, nicht Menschen nach Eigenschaften, Persönlichkeitsmerkmalen etc. zu klassifizieren, sondern Handlungsmöglichkeiten zu entwickeln, die traditionellem psychologischem und Alltagsdenken zuwiderläuft und wohl auch zuwider ist, und zwar deswegen, weil Klassifikationen die Welt auf den ersten Blick übersichtlicher machen und mit jenem Gesichtspunkt der Wertbarkeit von Menschen harmonisieren, der das Denken in der bürgerlichen Gesellschaft dominiert.

Mit diesem Bezug auf die bürgerliche Gesellschaft bin ich bei der zweiten Fragestellung, die mit dem kritisch-psychologischen Begriff der Handlungsfähigkeit aufgeworfen wird. Unmittelbare soziale Beziehungen zwischen Dir und mir sind in gewissem Ausmaße anschaulich. Dagegen ist die Gesellschaft als *System*, durch das die Lebenserhaltung des einzelnen vermittelt ist, *kein anschaulicher, unmittelbarer Erfahrungstatbestand*. Es kann (und muß) jedoch theoretisch rekonstruiert werden. Was daran für subjektwissenschaftliche Fragestellungen vor allem zu rekonstruieren ist, das ist der Vermittlungszusammenhang zwischen diesem umgreifenden und strukturierenden gesellschaftlichen System und den Vorgängen in der unmittelbaren Lebenswelt der Individuen. Die unmittelbaren Beziehungen zwischen Männern und Frauen, zwischen Eltern und Kindern, zwischen Lehrenden und Studierenden, zwischen Liebenden, die Gedanken, die sie sich machen, die großen und kleinlichen Gefühle, die großen und kleinen Katastrophen - wieviel davon bleibt unbegriffen, wenn man nicht in Rechnung stellt, daß sie von gesellschaftlichen Denkformen und Institutionen strukturiert sind? Das heißt: Unanschauliche gesellschaftlichen Strukturen geben durchaus in unmittelbare Erfahrungen ein, färben sie, geben ihnen eine bestimmte, spontan aber unbegriffene Qualität. Das heißt aber auch: Erfahrungen, Probleme sind, soweit sie *nicht* auf diese Momente hin analysiert werden, unvollständig und schief analysiert.

Diese beiden Gesichtspunkte - Subjektwissenschaft vom Standpunkt des Subjekts und das Verhältnis von gesellschaftlicher Struktur und unmittelbarem Kontext - sind es, die ich als beim kritisch-psychologischen Begriff der Handlungsfähigkeit mitgedachte hervorheben wollte.

Allgemeiner läßt sich jetzt formulieren: Handlungsfähigkeit ist eine *Kategorie* zur Vermittlung objektiv-ökonomischer Sachverhalte und subjektiver Lebensnotwendigkeiten, eine Kategorie, mit der die übliche psychologische und sozusagen gut-bürgerliche Trennung dieser beiden Aspekte menschlicher Existenz überwunden werden soll. Generell hängt es von kategorialen Vorstellungen ab, welche Fragen man an die Realität stellt. Die grundlegende Frage, die sich aus der kritisch-psychologischen Kategorie "Handlungsfähigkeit" ergibt, ist eben die nach der gesellschaftlichen Vermitteltheit individueller Erfahrung und Existenz in der bürgerlichen Gesellschaft, nach den damit sich ergebenden Handlungsmöglichkeiten und -behinderungen, die Frage nach der Differenz zwischen menschlichen Möglichkeiten, wie sie die Kritische Psychologie auf den Begriff zu bringen versucht, und der kapitalistischen Realität und Rationalität totaler Verwertung.

## 6. Gesellschaftspolitische Dimensionen / Perspektiven psychologisch-emanzipativer Praxis

Der Anspruch *praktisch* emanzipatorischer Psychologie hat nun mindestens drei wichtige Aspekte: Er ist (1) jenseits bewußter gesellschaftstheoretischer Reflexionen unrealistisch. Denn wenn, wie oben gesagt, Handlungsfähigkeit eine Kategorie zur Vermittlung objektiv-ökonomischer Sachverhalte und subjektiver Lebensnotwendigkeiten ist, dann müssen diese objektiv-ökonomischen Sachverhalte als gesellschaftliche Strukturen *gesellschaftstheoretisch* erfaßt sein, damit sie auch *psychologisch* als Ensemble von individuellen und kollektiven Handlungsmöglichkeiten und -behinderungen begriffen werden können. Gesellschaftstheorien sind ähnlich strittig und konkurrierend wie psychologische Theorien, und eine marxistische *Subjektwissenschaft* wird sich, auf *marxistische Gesellschaftsanalysen* beziehen (was nicht heißt, daß es damit keine Strittigkeit mehr gäbe, sondern nur die Ebene theoretischer Kontroversen betrifft). Es ist ja ein Unterschied, ob die Individualisierungsthese mit der Eröffnung neuer Lebenschancen "zutrifft" oder ob es sich eher um markterzwungene Selbst-Inszenierungen unter extremem Anpassungsdruck handelt, ob also Individualisierung empirische Realität oder "Sozialmythologie" ist (vgl. Seppmann 1996, 78).

(2) Wenn man gesellschaftliche Strukturen psychologisch als Ensemble von Handlungsmöglichkeiten und -behinderungen auffaßt, bedeutet emanzipatorische Psychologie auch die utopische Perspektive der Formulierung menschlicher Möglichkeiten jenseits vorfindlicher gesellschaftlicher Behinderungen. Utopie heißt wörtlich "ohne Ort". Ohne die Formulierung von menschlichen Möglichkeiten, die zwar *nicht nirgends*, aber in der bürgerlichen Gesellschaft keinen Ort haben können, sind gesellschaftliche Behinderungen als solche gar nicht psychologisch konkret und gesellschaftlich systematisch formulierbar. Praktische Psychologie ohne Utopie ist Affir-

mation und läuft Gefahr, beim "Befriedungsverbrechen" zu landen, um noch einmal mit den Basaglias (s.o.) zu sprechen. Diese Gefahr besteht nach den historischen Erfahrungen allerdings auch, wenn Emanzipation zur staatlichen Doktrin mutiert.

(3) Psychologische Praxis hat massive politische Dimensionen, und mit einer antikapitalistischen Perspektive macht man sich nicht nur Freunde in der bürgerlichen Gesellschaft. Diese politische Dimension ist ein wesentliches Problem in der Analyse der Handlungsfähigkeit der PsychologInnen selber und bei der Beantwortung der Frage, ob bzw. wie in der bürgerlichen Gesellschaft eine emanzipatorisch-praktische Psychologie möglich ist, welche Kompromisse eingegangen werden können, welche eingegangen werden müssen, welche nicht eingegangen werden dürfen. Probleme der Strategie und Taktik spielen auch eine Rolle in der psychologischen Praxis, die also durch ein spezifisches Verhältnis von Wissenschaft und Politik zu charakterisieren ist.

### 7. Durchdringung der Pseudokonkretheit des Alltags: Analyse individueller Handlungsbegründungen

Die Bedeutung des *Politischen* für die psychologische Praxis ergibt sich aus der Struktur der bürgerlichen Gesellschaft, die zu verkennen wiederum eine wichtige Funktion der traditionellen Psychologie ist. Diese Strukturverknüpfung ist Ausdruck der schon von Marx analysierten Verkehrung von Konkretheit und Abstraktheit. Das Einzelindividuum, so Holzkamp (1970, 100), sei mit Marx aber keineswegs "eine schlichte 'konkrete' Vorfindlichkeit", sondern "das Konzept des Einzelindividuums (sei) vielmehr außerordentlich abstrakt, nämlich das Ergebnis von Abstraktionen von der konkreten historisch-gesellschaftlichen Lage des Menschen", in der Formulierung von Marx ein "abstrakt-isoliertes-menschliches Individuum" (MEW 3, 6).

So wird in der Rede von Eigenschaften und Persönlichkeitsmerkmalen von den Lebensumständen des betreffenden Individuums *abstrahiert*, ggf. werden *gesellschaftliche Beschränkungen in subjektive Beschränktheit uminterpretiert*. Was eine solche Denkbewegung so attraktiv wie zäh macht, ist der Umstand, daß die *Abstraktion* von den Lebensumständen *im Gewande 'praller' Konkretheit* erscheint: Schließlich ist es doch dieses Individuum, das aggressiv, dumm oder auch "begaht" ist. Demgegenüber bedarf es theoretischer Anstrengungen, diese "Pseudokonkretheit" (Kosik 1967), diese "Unmittelbarkeitsfixiertheit" (Holzkamp 1983) zu durchbrechen, das bloß Anschauliche zu hinterfragen. Denn was als konkret erscheint, ist hier in Wirklichkeit abstrakt. Pseudokonkretheit als psychologisches Problem resultiert nicht aus individuell fehlerhaftem Denken der PsychologInnen, sondern aus der allgemeinen gedanklichen Reproduktion bürgerlicher Verhältnisse selber.

In ihren Handlungswidersprüchen können sich die Individuen nur versteinern, wenn sie sich gedanklich aus der abstrakten Isoliertheit lösen und sich zu den gesellschaftlichen Strukturen ins Verhältnis setzen, die sich in verschiedenen Kontexten konkretisieren. Sicher ist bspw. die Schule spezieller Kontext, aber er ist ein Kontext in der Struktur der bürgerlichen Gesellschaft mit der widersprüchlichen Funktion von Förderung auf der einen und Selektion, Konkurrenz auf der anderen Seite. Und wie verschieden die Sichtweisen von Schülern, Eltern, Lehrern und PsychologInnen sein mögen: Sie *müssen* sich in diesem Widerspruch bewegen, wenn sie sich in dieser Gesellschaft bewegen wollen. Das Konzept des lokalen oder institutionellen Kontextes ist nur tauglich als Konzept des Kontexts-in-der-Struktur-der-bürgerlichen-Gesellschaft. Sonst ist es pseudo-konkret, unmittelbarkeitsfixiert und dergestalt abstrakt: das seiner spezifischen Historizität entkleidete, a-historische Ambiente des abstrakt-sozialen Individuums. Wenn, wie in interpretativen bzw. phänomenologisch begründeten Ansätzen, die in der Postmoderne-Rezeption durch die Psychologie eine massive Renaissance erleben, also etwa sozialem Konstruktivismus, Symbolischem Interaktionismus oder Ethnomethodologie, Struktur und Kontext zusammenfallen, imponieren eben - mit Holzkamp (1984, 52) formuliert, "solche Konzeptionen vom marxistischen Standpunkt aus ohne weiteres als 'bürgerliche' Konzeptionen".

Mit der Unterscheidung von gesellschaftlicher Struktur und bloß kontextbezogener Erfahrung ergibt sich die spezifische Ambivalenz der Handlungsbegründungen, die im Begriffspaar *restruktive/verallgemeinerte Handlungsfähigkeit* gemeint ist: Gründe für Arrangements innerhalb der bestehenden Machtverhältnisse bzw. Gründe dafür, gesellschaftliche Bedingungen zu ändern. Das Begriffspaar *restruktive vs. verallgemeinerte Handlungsfähigkeit* stellt die Frage nach subjektiven Widersprüchen, wenn Handeln problematisch wird, und zwar unter der Voraussetzung *machtvermittelter* Beschränkung und Unterdrückung von Lebensmöglichkeiten und angesichts der Alternative, diese Beschränkung und Unterdrückung mit psychischen Kosten zu verleugnen oder dagegen anzugehen. Wichtig ist der Konditionalis: *Wenn* Handeln problematisch wird. Wenn nicht, dann eben nicht. Dabei charakterisiert die Wahl zwischen Handlungsalternativen nicht Menschen, sondern Situationen, in denen Menschen sich vor einer Bedrohung ihrer Handlungsmöglichkeiten und der subjektiven Notwendigkeit der Überwindung dieser Situation sehen. *Widerspruchsverhältnisse* bestehen dabei allerdings nicht zwischen restriktiver und verallgemeinerter Handlungsfähigkeit, sondern die Begründung restriktiver Handlungsfähigkeit ist in sich widersprüchlich, weil sie den gesellschaftlichen Verhältnissen den Rücken kehrt, die gleichwohl Lebensprobleme strukturieren. Die *historische* Spezifik dieses Begriffspaares erfordert natürlich die Berücksichtigung aktueller gesellschaftlicher Strukturen bzw. die Rezeption gesellschaftstheoretischer Analysen und Debatten - ein Aspekt

der Notwendigkeit interdisziplinärer Orientierung marxistischer Subjektwissenschaft.

Das Begriffspaar verallgemeinerte vs. restriktive Handlungsfähigkeit bedeutet das Beharren auf der Frage, wie, wann, warum, unter welchen Verhältnissen je ich in Versuchen eigener Lebensbewältigung gleichzeitig eigene und anderer Lebensinteressen verletze. In diesem Sinne wird es allerdings durchaus zu einem Problem von PsychologInnen, die nämlich gewöhnlich vor der (institutionellen) Anforderung stehen, psychisches Leiden kurieren zu sollen unter Vernachlässigung der Veränderung der Lebensumstände, aus denen heraus es verständlich werden kann.

Man muß natürlich als psychologisch klassifizierte<sup>2</sup> Probleme danach unterscheiden, wieweit ihre Lösung bzw. Ermäßigung auch im Rahmen der jeweiligen Lebensumstände möglich ist. Es gibt hier kein alles oder nichts. Es gibt zwar - mit dem berühmten Adorno-Wort - kein richtiges Leben im falschen (1993, 42). Aber das heißt ja nicht, daß es überhaupt nichts Richtiges geben kann. Hier geht es darum, daß PsychologInnen vor der Anforderung und unter dem ideologischen Druck stehen, die Frage nach dem Verhältnis restriktiver und verallgemeinerter Handlungsfähigkeit generell fallen zu lassen. Man kann geradezu sagen: Traditionelle psychologische Kompetenz besteht darin, genau diesen Widerspruch auszublenden, und traditionelle Therapietheorien dienen dazu, diese Ausblendung theoretisch abzupolstern. Dieser Zusammenhang von Psychologie und Politik bestimmt natürlich auch das Verhältnis im Umgang mit KlientInnen, die selber ja auch als Theorieproduzenten in Erscheinung treten, normalerweise aber nicht als Produzenten kritisch-psychologischer oder allgemeiner formuliert: marxistischer Sichtweisen. (Dasselbe Problem besteht übrigens auch in empirischen Forschungszusammenhängen in der potentiellen Auseinandersetzung von ForscherInnen und MitforscherInnen bzw. auch unter diesen. Unpolitische Forschungskonzeptionen gehen deshalb schlicht an der Realität vorbei oder müssen an der Oberfläche bleiben, die Forschung eigentlich durchdringen soll. Der Zusammenhang von Politik und Psychologie betrifft aber auch fallspezifische und theoretische Diskussionen unter PraktikerInnen, und zwar stärker, als ich das selber gedacht hätte.)

Weil das Psychologische politisch ist, bedürfen Kritische PsychologInnen des Zusammenhalts. Fundamentale Gesellschaftskritik und die Perspektive einer radikalen Gesellschaftsveränderung sind nur für eine verschwindende Minderheit von PsychologInnen Perspektiven. Emanzipatorische Projekte haben sich oft kaum durchhalten, geschweige denn real verallgemeinern lassen: Kann man unter diesen Umständen noch langen Atem haben? Sicher ist nur: Allein machen sie Dich ein, das gilt allemal für unserein'. Lewin, der ja wahrhaftig kein Revolutionär war, der aber mit seiner Tat-For-

<sup>2</sup> Ob und wann ein Problem als *psychologisches* zu betrachten ist, ist jenseits berufsständisch funktionaler, da materiell einträglicher Psychologisierungstendenzen gar nicht so einfach zu beurteilen (vgl. dazu Fahl & Markard 1993).

schung das Programm verfolgte, sich psychologisch durchaus kritisch in gesellschaftliche Verhältnisse einzumischen, meinte, "daß diese Arbeit ... ein äußerstes Maß an Mut verlangt" (1953, 298). Die Realisierung der neuzeitlich mindestens auf Kant zurückgehenden Aufforderung, den Mut zu haben, sich des eigenen Verstandes zu bedienen, setzt eine gewisse theoretische Kommunikation, emotionale Unterstützung und soziale Absicherung voraus. Diese ist unverzichtbar gegen die uns alle belastenden Lähmungen und Hemmungen und für die Entwicklung oder Aufrechterhaltung eines ungehemmten und also hemmungslosen Radikalismus der Infragestellung des status quo.

## Literatur

- Adorno, T.W. 1993 (1951), *Minima Moralia. Reflexionen aus dem beschädigten Leben*, Frankfurt/M.
- Basaglia, F. & Basaglia-Ongaro, F. 1975, Befriedungsverbrechen, in: Basaglia, F., et al., *Befriedungsverbrechen. Über die Dienstbarkeit der Intellektuellen*, Frankfurt, 11-61
- Bloch, E. 1959, *Das Prinzip Hoffnung*, Frankfurt/M.
- Fahl, R. & Markard, M. 1993, Das Projekt "Analyse psychologischer Praxis" oder: Der Versuch der Verbindung von Praxisforschung und Psychologiekritik. *Forum Kritische Psychologie* 32, 4-35
- Fried, B., Kaindl, C., Markard, M. & Wolf, G. (Hg.), Bericht über den Kongreß *Kritische Psychologie "Erkenntnis und Parteilichkeit: Kritische Psychologie als marxistische Subjektwissenschaft"* 6.2.-9.2.1997 in Berlin, Hamburg (in Vorb.)
- Holzcamp, K. 1970, *Wissenschaftstheoretische Voraussetzungen kritisch-emanzipatorischer Psychologie*, Zeitschrift für Sozialpsychologie, 1, 5-21 und 109-141, Zitiert nach: Holzcamp, K. 1972, *Kritische Psychologie, Vorbereitende Arbeiten*, Frankfurt/M., 75-146
- Holzcamp, K. 1976, Das Marx'sche "Kapital" als Grundlage der Verwissenschaftlichung psychologischer Forschung, in: Holzcamp, K. 1978, *Gesellschaftlichkeit des Individuums*, Köln, 245-255
- Holzcamp, K. 1983, *Grundlegung der Psychologie*, Frankfurt/M.
- Holzcamp, K. 1984, *Kritische Psychologie und phänomenologische Psychologie. Der Weg der Kritischen Psychologie zur Subjektwissenschaft*, *Forum Kritische Psychologie* 14, 5-55
- Holzcamp 1993, *Lernen. Subjektwissenschaftliche Grundlegung*, Frankfurt/M.
- Holzcamp, K. 1996 (posthum), *Lernen. Subjektwissenschaftliche Grundlegung. Einführung in die Hauptanliegen des Buches*, *Forum Kritische Psychologie* 36, 113-132, hier: 116
- Holzcamp-Osterkamp, U. 1975, *Grundlagen der psychologischen Motivationsforschung I*, Frankfurt/M.
- Kosik, K. 1967, *Die Dialektik des Konkreten*, Frankfurt/M.
- Lewin, K. 1953 (1948), *Tat-Forschung und Minderheitenprobleme*, in: Lewin, K., *Die Lösung sozialer Konflikte*, Bad Nauheim, 278 - 298, hier: S. 298
- Markard, M. 1984, *Einstellung - Kritik eines sozialpsychologischen Grundkonzepts*, Frankfurt/M.
- Martindale, D. 1960, *The Nature and Types of Social Theory*, Boston
- Seppmann, W. 1996, *Individualisierung und Desintegration. Reproduktionsformen der modernen Klassengesellschaft*, *Z 27*, 70-83
- Staeuble, I. 1972, *Politischer Ursprung und politische Funktion der pragmatistischen Sozialpsychologie*, in: Nolte, H. & Staeuble, I., *Zur Kritik der Sozialpsychologie*, München, 7-65

Ernst Theodor Mohl

## Noten zur MEGA<sup>2\*</sup>

Der Theoretiker, der sich mit Marx theoretisch beschäftigt, hat unter Marxisten wie Antimarxisten keinen leichten Stand, denn beide vermengen entweder das Wort "theoretisch" mit dem Wort "praktisch" oder sie behaupten, jedes theoretische Interesse setze stets ein praktisches Interesse voraus.<sup>1</sup> Ich "bekenne": Von Kants trinitarischem Fragekatalog "Was kann ich wissen? Was kann ich tun? Was kann ich hoffen?" interessiert mich als Theoriehistoriker essentiell die erste. Das führt bei der Beschäftigung mit Marx nicht notwendig zu einer Bornierung auf die sogenannten theoretischen Schriften, sondern mit dem Blick auf das Gesamtwerk zum Beispiel zu der Wahrnehmung, daß Marx in seinen "Tageskundgebungen, Aufsätzen, Reden und Manifesten ... seine Thesen mit bewundernswerter Konzentration und Übersichtlichkeit verfißt"<sup>2</sup>, oder beim Theorien-Vergleich, daß er mit seiner "Kapital"-Analyse die vornehmlich stationären Theorien von Adam Smith, David Ricardo und John Stuart Mill weit hinter sich ließ, und in jener Periode "die einzige wirklich evolutionäre Wirtschaftstheorie hervorbrachte".<sup>3</sup> - Falsch ist übrigens die Unterstellung, den Theoriehistoriker leite ein ausschließlich historisierendes, archivalisches Interesse, das allenfalls auf ein "Verstehen" der überlieferten Theorien abhebe. Mein Umgang mit Marx zielt jedenfalls schon immer auf ein rekonstruierendes Begreifen, das nicht unhin kommt, sich an aktuellen theoretischen Fragestellungen zu orientieren, "die die Gesichtspunkte der Rekonstruktion darstellen", denn ohne derartige Gesichtspunkte wäre es nicht möglich, eine Auswahl aus der "Mannigfaltigkeit der überlieferten Gedanken vorzunehmen, sowie es ohne sie auch unmöglich wäre, eine Ordnung der tradierten Inhalte herzustellen"<sup>4</sup>.

\* Umgearbeitete Fassung von "Liebe: auch so ein Problem, das Marx nicht gelöst hat ..." Referat zur Tagung "Marxismus an der Schwelle zum 21. Jahrhundert: Bilanz und Perspektive". Hannover, 14. bis 16. März 1997.

<sup>1</sup> So: Karl R. Popper, *Objektive Erkenntnis. Ein evolutionärer Entwurf*, Hamburg 1973, S. 371.

<sup>2</sup> Johann Plenge, *Marx und Hegel*, Tübingen 1911, S. 8.

<sup>3</sup> Joseph A. Schumpeter, *Geschichte der ökonomischen Analyse*, Bd. 1, Göttingen 1965, S. 548.

<sup>4</sup> Wolfgang Röd, *Über die Möglichkeit einer philosophierenden Geschichte der Philosophie*, in: *Doxa* 17, Budapest 1989, S. 12. Anders Oskar Negt: er unterstellt denen, die diesen theoretischen approach im Umgang mit Marx praktizieren, sie wollten sich angesichts der Verbrechen, die in dessen Namen begangen wurden, mit der naiven Parole "Zurück zu Marx!" noch einmal "der Unschuld der Quellen ... vergewissern", und seien deshalb allesamt der Fraktion "der pathetischen Verteidigungsredner" zuzuordnen (Einleitung in: *Marx, Ausgewählt und vorgestellt von Oskar Negt*, München 1996, S. 45). Vgl. auch den Beitrag von Oskar Negt in diesem Heft.

Auf einem anderen Blatt steht, wie ich heute *politisch* zum Marxismus stehe. Ich denke, dessen Programme und Politik wurden durch den Aufstieg und Niedergang des "realexistierenden" Staatssozialismus nachhaltig brüskiert. Was sich hochgemut "wissenschaftlicher Sozialismus" alias "Theorie der sozialen Revolution der Arbeiterklasse" nannte, verdient (mit Karl Korsch) jetzt nur noch das Epitheta "reaktionäre Utopie"<sup>5</sup>. Allerdings stehe ich zu dieser Aporie: Weil sich heute die kapitalistische Produktions- und Lebensweise unbegrenzt globalisiert und sich der irrationale Konkurrenzidealismus mit der unverständlichen Überschätzung der Steuerungskraft des Marktes zum "vernünftigen Allgemeinen" amalgamiert, dem erstmals nahezu widerspruchlos das Glück einer immer größeren Zahl geopfert wird - gilt erst recht Horkheimers Diktum: "Wenn der Sozialismus unwahrscheinlich ist, bedarf es der umso verzweifelteren Entschlossenheit, ihn wahr zu machen."<sup>6</sup> - Doch noch einmal: "Ich glaube nach wie vor, daß man gerade unter dem allgemeinen Praxiszwang einer funktionalen pragmatisierten Welt an der Theorie festhalten sollte"<sup>7</sup>, ja muß.

### 1.

Auf dem Hintergrund der eben aufgezeigten Trennung von Marx'schem Werk und Marxismus unternehme ich den Versuch, einige Überlegungen beizusteuern, die sich auf die materiale Basis zukünftiger Marx-Engels-Forschung richten. Dabei gehe ich von folgender Prämisse aus: Die Fortführung der historisch-kritischen Marx-Engels-Gesamtausgabe (MEGA<sup>2</sup>)<sup>8</sup>, die 1990 ff. zum Gegenstand deutsch/deutscher Querelen ("Erbe oder Erblast") wurde, ist jetzt sichergestellt. Die hier entstehende Zäsur veranlaßt mich zu fragen, in welcher Weise die von 1975 bis 1990 erschienenen MEGA-Bände qualifiziert sind, die unabhängig von politischen Meinungskonjunkturen arbeitende Marx-Forschung zu fundieren.

<sup>5</sup> Karl Korsch, *Zehn Thesen zum Marxismus* (1950), in: *alternative*, Zeitschrift für Literatur und Diskussion Nr. 41, April 1965, S. 89.

<sup>6</sup> Heinrich Regius (d.i. Marx Horkheimer), *Dämmerung. Notizen in Deutschland*, Zürich 1934, S. 65; zuletzt in *ders.: Gesammelte Schriften* Bd. 2, Frankfurt am Main 1987, S. 343.

<sup>7</sup> Theodor W. Adorno, *Keine Angst vor dem Elfenbeinturm. Ein Spiegelgespräch*, in: *Der Spiegel* vom 5. 5. 1969, S. 209.

<sup>8</sup> Der Index 2 verweist darauf, daß diese Ausgabe einen Vorläufer hatte, in der von Lenin initiierten und von David Rjazanov, einem der wichtigsten Marx-Forscher der Vorkriegszeit, herausgegebenen ersten MEGA (1927 bis 1935). Sie blieb mit zwölf Bänden ein Torso und fiel nicht nur "der Errichtung der faschistischen Diktatur" zum Opfer, so das "Vorwort zur Gesamtausgabe" der MEGA<sup>2</sup> (Bd. 1/1. 1975, S. 32\*), sondern scheiterte nicht zuletzt auch daran, daß Rjazanov von Stalins Schergen am 21. Januar 1938 ermordet wurde. Dieser "Nachtrag" scheint mir notwendig, weil die Herausgeber der MEGA<sup>2</sup> diesen Sachverhalt bis 1989/90 beharrlich verschwiegen. - Vgl. hierzu: Volker Killow und André Jaroslowski, *David Rjazanov: Marx-Engels-Forscher, Humanist und Dissident*, Berlin 1993; Jakov Rokitjanskij, *Das trübsame Schicksal von David Borisovic Rjazanov*, in: *Beiträge zur Marx-Engels-Forschung, Neue Folge*, Hamburg 1993, S. 3-16.

Zuerst, die MEGA ist *kein Kommentar*, denn ein solcher bietet eine fortlaufende Erläuterung und *Interpretation*. Diese Auslegung oder Exegese der Texte erfolgt durch fortlaufende Bemerkungen, meist sprachlichen Inhalts, wo nötig, unter Heranziehung der entsprechenden Hilfswissenschaften.

An einem Beispiel will ich das illustrieren: In einem so trefflichen Kommentar zu Goethes Faust, wie ihn Albrecht Schöne 1994 im Deutschen Klassikerverlag Frankfurt a.M. veröffentlichte, kann man einen Hinweis erwarten und finden, daß Goethes Vers in Faust I (4. Szene Studierzimmer. Mephisto:) "Wenn ich sechs Hengste zahlen kann, / Sind ihre Kräfte nicht die meine?", später von Marx in seinem Ökonomisch-philosophischen Manuskript von 1844 zitiert wird und daß er daran seine Charakterisierung des Geldes als dem "großen Verkehrer" festmacht.

Zur Erinnerung - Es heißt da: "Das Geld ist der Kuppler zwischen dem Bedürfnis und dem Gegenstand", aber es vermittele auch "das Dasein des andern Menschen für mich". Und drei Seiten später zusammenfassend: "Als diese verkehrende Macht erscheint es (das Geld) dann auch gegen das Individuum und gegen die gesellschaftlichen ... Bande ... Es verwandelt die Treue in Untreue, die Liebe in Haß, den Haß in Liebe, die Tugend in Laster, das Laster in Tugend, den Knecht in den Herrn, den Herrn in den Knecht, den Blödsinn in Verstand, den Verstand in Blödsinn."<sup>9</sup> Fürwahr, eine treffliche Prosa, aber ich erlaube mir diesen Einwand: Marx sitzt hier selbst noch dem Geldfetisch auf. Erst 1859 zeigt er: Essentieller als das Geld (und das Kapital) ist, "daß ein gesellschaftliches Produktionsverhältnis die Form eines Gegenstandes annimmt, so daß das Verhältnis der Personen in ihrer Arbeit sich vielmehr als ein Verhältnis darstellt, worin Dinge sich zu einander und zu den Personen verhalten."<sup>10</sup>

Der Apparat-Band, der separat jedem MEGA-Textband beigegeben ist, enthält zwar keinen Kommentar, jedoch "Erläuterungen"; doch diese Erläuterungen referieren nur die von Marx und Engels benutzten Quellen, und sie verweisen auf andere "bezügliche Textstellen" in demselben Text oder in anderen Texten und geben gelegentlich Erklärungen, die ein besseres Textverständnis ermöglichen sollen, wie zum Beispiel Anmerkungen zu im Text erwähnten Personen und Institutionen. Aber diese Erläuterungen enthalten ausdrücklich "keine Interpretation"<sup>11</sup>. Diese Erläuterungen sind in manchen Bänden spärlich und äußerst zurückhaltend formuliert; mein Eindruck: In den letzten Jahren vor der Wende werden sie nicht nur umfang-, sondern auch inhaltsreicher. Exemplarisch hierfür: Band I/27, erschienen 1988 (Anti-Dühring), oder Band I/20, erschienen 1992 - aber

<sup>9</sup> MEGA, Band I/2, S. 318 und S. 321.

<sup>10</sup> MEW, Band 13, S. 22.

<sup>11</sup> Vergleiche hierzu die "Editionsrichtlinien" in MEGA-Probeband, Berlin 1972, S. 63\*, und ebenso wieder in "Editionsrichtlinien" der MEGA, Berlin 1993, S. 39 Punkt 2.4.

auch dieser Band wurde noch vor der Wende erarbeitet (er enthält die Schriften von Marx und Engels vom September 1863 - September 1864).

Herausstellen möchte ich weiter das "Variantenverzeichnis", das der Apparatband zu vielen Texten bereithält. Ich muß gestehen, das mir dessen Bedeutung lange verschlossen blieb. Ich wußte zwar, was das Variantenverzeichnis leisten soll. In den Editionsrichtlinien im Probeband ist es so definiert: "Das Variantenverzeichnis widerspiegelt die Entwicklung eines Textes durch die Darbietung aller Varianten der von Marx/Engels autorisierten Textzeugen (sprich: aller für die Textentwicklung belangvollen handschriftlichen Materialien und der von Marx/Engels selbst autorisierten Drucke). Der Wortbestand jedes autorisierten Textzeugen kann somit vollständig rekonstruiert werden."<sup>12</sup>

Aber die Arbeit damit war mir hisher einfach zu mühselig. Das änderte sich, nachdem einer der Verantwortlichen für die MEGA<sup>2</sup>, Wolfgang Jahn, mir in einem Privatissimum zeigte, daß man sich mit Hilfe des Variantenverzeichnisses in Band II/6 (enthaltend Kapital Band I in zweiter Auflage von 1872) die Einarbeitung der in der ersten Auflage noch als Anhang figurierenden berühmten "Wertformanalyse" in das erste Kapitel vergegenwärtigen kann.

Voller Respekt realisierte ich die immense, vorzügliche Arbeit, die regelmäßig in diesen Variantenverzeichnissen steckt. Allerdings erfordert deren Einbeziehen in die Textlektüre ein radikal anderes Lesen, denn die Linearität des Textes wird hier aufgebrochen, er wird durch die einbezogenen "Autorenkorrekturen" verräumlicht; was wir "Entstehungszusammenhang"<sup>13</sup> nennen, wird dadurch textimmanent konkret.

Im Zentrum der MEGA steht - wie in jeder historisch-kritischen Ausgabe anderer Autoren - der Text aller überlieferten Schriften, Briefe, Entwürfe, Exzerpte und Notizen. Bekanntlich ist das viel, anfangs sprach man von insgesamt 100 Bänden, jetzt ist die Rede von "mehr als 130".

Hier, in der vollständigen Textedition, liegt die Bedeutung der geleisteten Arbeit. Ich betone, die im Westen immer wieder geäußerten Zweifel an deren wissenschaftlich-philologischer Zuverlässigkeit sind unbegründet. Und wenn Peter Michalzik in der Süddeutschen Zeitung vom 8. Januar 1994 hierzu schreibt, die Textedition "gewissermaßen sauber gehalten zu

<sup>12</sup> Ebd. S. 55\*.

<sup>13</sup> Sonst wird der Terminus Entstehungszusammenhang (in Abgrenzung vom darstellungsgeschichtlichen "Begründungszusammenhang") so weit gefaßt, daß er die Theorieentstehung innerhalb des Gesamtwerks eines Forschers thematisiert. Der Nachlaß von Marx bietet wie kein zweiter die Möglichkeit, von den ersten Exzerpten und Notizen über verschiedenen Entwürfe bis zur "finalen Gestalt" alle Stadien der Theorieproduktion zu verfolgen. Die MEGA<sup>2</sup> enthält dazu eine eigene Abteilung, nämlich die vierte, in der "alle überlieferten Exzerpte, Konspunkte, Notizen und Marginalien ... wiedergegeben werden". Die "Kapital"-Entwürfe finden sich mit den definitiven "Kapital"-Ausgaben in der zweiten Abteilung.

haben", sei "ein Verdienst der ehemaligen Arbeitsgruppe in der DDR"<sup>14</sup>, so möchte ich das wie folgt zurechnen: Es muß heißen: "Arbeitsgruppen (im Plural) in der DDR", denn diese saßen in Berlin, Halle, Jena, Erfurt und Leipzig, und die Moskauer MEGA-Mitarbeiter können schwerlich andere Interessen verfolgt haben, sonst hätten sie sich nämlich, dessen bin ich sicher, durchgesetzt. Genauer: Auf die Editionsarbeiten bezogen lag der Beitrag der Moskauer im untersuchten Zeitraum bei rund 1/3, doch in Streitfragen hatten sie, wie man mir sagte, das letzte Wort. Notabene: Es gab, wie mir ein Insider verriet, gelegentlich heftige Auseinandersetzungen um formale und inhaltliche Fragen, die aber regelmäßig von der zuständigen Redaktionskommission "beendet" wurden.

Ein anderes Thema sind die *Vorworte* und *Einleitungen* zu den Textbänden. Vieles darin hat mich befremdet, was offensichtlich aus der wiederholten Behauptung resultiert, "die Erforschung und Herausgabe der Werke von Marx und Engels" sei "stets eine Angelegenheit schärfsten ideologischen Klassenkampfes"<sup>15</sup>. Aber mehr noch, da stehen auch unhaltbare sachliche Aussagen. Hierfür nur zwei Beispiele. Im Vorwort zur Gesamtausgabe<sup>16</sup> heißt es, Marx' und Engels' Schriften bildeten in ihrer Gesamtheit "ein in sich geschlossenes System philosophischer, ökonomischer und sozialpolitischer (sic!) Lehren". Das istbarer Unsinn! Marx und Engels haben ihre Gegenstände nicht immer, aber da, wo sie ihnen wichtig waren, *systematisch* behandelt, aber - das verbot ihnen ihre dialektische Schulung - das so Erreichte an keiner Stelle (nicht einmal im Anti-Dühring) zum "System" verbogen. Der "Systematiker" Engels hierzu: Wo Sachverhalte, wie z.B. die Naturvorgänge, in einem systematischen Zusammenhang stehen, neige die Wissenschaft dazu, diese als System darzustellen. Aber ein System "physischer wie geistiger und geschichtlicher-Erkenntnis" würde die zukünftige geschichtliche Fortentwicklung abschneiden, "was eine Absurdität, ein reiner Widersinn wäre"<sup>17</sup>.

Oder nehmen wir die Behauptung, Marx habe im "Kapital" "unwiderlegbar wissenschaftlich begründet, daß der Verfall des Kapitalismus und der Sieg des Kommunismus unvermeidlich ist"<sup>18</sup>. Das ist eine "Projektion" der sogenannten Zusammenbruchstheorie - eine Erfindung von Eduard Bernstein - auf das Werk von Marx und Engels. Sie hat dort keine materiale Basis, was schon Karl Kautsky in seiner Bernsteinkritik<sup>19</sup> zeigte. Lenin

<sup>14</sup> Süddeutsche Zeitung vom 8.1.1994, S. 11.

<sup>15</sup> MEGA-Verlagsprogramm 1. Auflage 1985, S. 4.; 2. Auflage 1986 ebd., verfaßt nicht von einem Lektor, sondern von einem maßgeblichen Mitarbeiter.

<sup>16</sup> Band I/1, Berlin 1975, S. 20\*.

<sup>17</sup> MEGA I/27, S. 245f.

<sup>18</sup> Einleitung in Bd. II/1, S. 7\*.

<sup>19</sup> Karl Kautsky, Bernstein und das Sozialdemokratische Programm. Eine Antikritik, Stuttgart 1899. Vgl. auch: Rudolf Walther, "Aber nach der Sintflut kommen wir und nur wir." "Zusammenbruchstheorie". Marxismus und politisches Defizit in der SPD 1890-1914. So-

schloß sich dieser Widerlegung übrigens unmißverständlich an. Er schreibt in seiner Rezension von Kautskys Schrift: "In Wirklichkeit machten Marx und Engels die Umgestaltung der ökonomischen Verhältnisse Westeuropas abhängig von der Reife und Macht der von der neuesten Geschichte Europas in den Vordergrund gerückten Klasse"<sup>20</sup>, und deduzierten eben nicht eine letzte große Krise der Wirtschaft aus dem tendenziellen Fall der Profitrate oder dergleichen.

Solche Einlassungen - ich könnte meine Kritikliste erheblich verlängern - erscheinen nach dem Zusammenbruch des "institutionellen Marxismus" vielleicht als Nachtreterei. Deshalb nun dieses, hoffentlich deutliche Votum: Herausgeber der MEGA waren, bis zur Wende, die beiden Institute für Marxismus-Leninismus beim ZK der KPdSU und beim ZK der SED. Die Mitglieder der Redaktionskommissionen sowie die Bearbeiter der Bände waren, das kann man unterstellen, hrave Parteisoldaten, und die von ihnen verfaßten Vorworte und Einleitungen widerspiegeln ihre politische Überzeugung. Das heißt: Das Bemerkenswerte daran sind nicht die uniformen, der parteiamtlichen Sprachregelung folgenden "Vorabbestimmungen" der "richtigen Lesart", sondern die Verdopplung der Beteiligten in einerseits "ideologische Klassenkämpfer" und andererseits in Texteditoren mit unanfechtbaren wissenschaftlichen Standards. Sie buldigten gewissermaßen einem peniblen "Positivismus der Textdokumentation".

1987 hat die westdeutsche "Arbeitsgemeinschaft philosophischer Editionen der Allgemeinen Gesellschaft für Philosophie in Deutschland" unter dem Titel "Buchstabe und Geist" einen Sammelband herausgegeben, der das schwierige Geschäft der Textedition thematisiert. Darin qualifiziert Horst Baier die MEGA<sup>2</sup> wie folgt: Die Sozialwissenschaften deutscher Sprache hätten keine Tradition der historisch-kritischen Gesamtausgabe. "Die Ausnahme ist die Karl-Marx/Friedrich-Engels-Gesamtausgabe (MEGA), aber zum einen haben diese beiden Klassiker des Sozialismus und der Sozialwissenschaften eine unvergleichbare Stellung in der Weltgeschichte wie Weltpolitik und zum anderen ist das Zentrum der Edition das Moskauer Institut für Marxismus-Leninismus beim Zentralkomitee der KPdSU. So hilfreich die Marx- und Engels-Forscher der DDR sein mögen, Ort, Bedeutung und Ausmaß der MEGA sprengen allemal deutsche Verhältnisse."<sup>21</sup>

Bekanntlich haben sich nicht nur die hier etwas schwach gewichteten "deutschen Verhältnisse", sondern auch die in der ehemaligen Sowjetunion

zialgeschichtliche Bibliothek, hrsg. von Dieter Groh, Frankfurt am Main/Berlin/Wien 1981.

<sup>20</sup> LW, Bd. 4, S. 192.

<sup>21</sup> Horst Baier, Auf dem Weg zu einem neuen Typus der historisch-kritischen Gesamtausgabe, in: Buchstabe und Geist. Zur Überlieferung und Edition Philosophischer Texte. Im Auftrag der Arbeitsgemeinschaft philosophischer Editionen der allgemeinen Gesellschaft für Philosophie in Deutschland, hrsg. von Walter Jaeschke u.a., Hamburg 1987, S. 215.

seit der Abfassung dieses Urteils grundlegend verändert. Und wenn nun, in einem radikal veränderten politischen und wissenschaftlichen Kontext, die Arbeit an der MEGA fortgesetzt wird, so wird m.E. eine Art MEGA<sup>3</sup> entstehen. Die Internationale Marx-Engels-Stiftung (IMES) mit Sitz in Amsterdam, die jetzt verantwortlich zeichnet, betont in ihren Editionsrichtlinien von 1993, die bisherigen und neuen Mitarbeiter seien gehalten, "politisch-ideologische Regelungen" zu beseitigen; ich übersetze: Ab jetzt Marx und Engels strikt zu "historisieren".

Ich hoffe, daß die nunmehr sehr restriktiven finanziellen Bedingungen und die große geographische Streuung<sup>22</sup> der neuverantwortlichen Herausgeber und Mitarbeiter die editorische Arbeit nicht über Gebühr belasten, und man bei den neuen Bänden nicht gezwungen sein wird, die Meßlatte "umständehalber" tiefer zu legen. - In diesem und im nächsten Jahr sollen übrigens vier bis fünf Bände erscheinen, die aber alle noch unter den alten Herausgebern vorbereitet wurden.

## 2.

Nun zu meinem besonderen Teil. In der westdeutschen akademischen Literatur wurde gelegentlich erwähnt, Marx und Engels seien in Wahrheit die wirklichen Entdecker des sogenannten Ruchti-Effekts<sup>23</sup>. Dabei geht es um das Problem der "Finanzierung aus Abschreibung", des "Kapazitätserweiterungseffekts" oder, in Marx'scher Terminologie, um die erweiterte Reproduktion ohne Mehrwert-Akkumulation. Will sagen: Es handelt sich um Kapitalvermehrung ohne Ausbeutung der Lohnarbeit, also um eine deutliche Differenzierung von Marx' Grundmodell.

Bekanntlich korrigiert der Buchhalter und Kalkulator mittels der Abschreibung die Buchwerte der Aktiva mit dem Zweck, einmalige finanzielle Ausgaben als Kosten auf den Zeitraum zu verteilen, während dem die abzuschreibenden Produktionsmittel Nutzleistungen abgeben. Ziel der Abschreibung, sagen die Lehrbuchautoren der Betriebswirtschaftslehre, sei die Erhaltung des investierten Kapitals. Die periodische, meist jährliche Abschreibungsquote, kann konstant, abnehmend oder zunehmend sein, je nach Wahl des unterschiedlich begründeten Verfahrens. Die einen setzen die Anschaffungswerte ein, andere die Wiederbeschaffungswerte. 1953 veröffentlichte Hans Ruchti seine, auf einer Arbeit von 1942 basierende

<sup>22</sup> Geographische Streuung meint: Der Herausgeberkreis wurde "globalisiert", China, Japan, die USA, einige Länder Westeuropas und wie bisher Rußland und die Bundesrepublik.

<sup>23</sup> Zuerst Karl Hax, Die Bedeutung der betrieblichen Abschreibungs- und Investitionspolitik für das wirtschaftliche Wachstum der modernen Industriestaaten. Mit Anhang: Karl Marx und Friedrich Engels über den "Kapitalerweiterungseffekt" in: Zeitschrift für handelswissenschaftliche Forschung, Neue Folge 10. Jg. (1958), S. 24 ff. und 222ff. Zuletzt Alfred E. Ott, Karl Marx, in: Klassiker des ökonomischen Denkens, hrsg. von Joachim Starbatty, Bd. 2, München 1989, S. 10. Ott diskutiert diesen Sachverhalt als beispielhaft für Marx' "wissenschaftlichen Scharfsinn" und seine "Gelehrsamkeit".

Monographie mit dem Titel "Die Abschreibung, ihre grundsätzliche Bedeutung als Aufwand, Ertrags- und Finanzierungsfaktor". Seither gilt ihr Verfasser der Zunft der Betriebswirte als Entdecker eines Theorems, das ihm zu Ehren in der einschlägigen Literatur den Namen "Ruchti-Effekt" bekam.

Ich verdeutliche den damit gemeinten Sachverhalt an einem Beispiel: Ein Reeder beginnt, sein Schifffahrt-Unternehmen mit 10 Mill. Währungseinheiten (WE), die er zur Anschaffung von zehn Schiffen gleicher Größe und Ausstattung verwendet. Er nimmt eine Lebensdauer von 20 Jahren an und stellt ihren Ersatz durch eine konstante Abschreibung von 5 % p.a. sicher.

Das heißt, nach zwei Jahren hat er einen liquiden Betrag von 10 Mill. WE auf seinem Erneuerungskonto, mit dem Effekt, daß er nach zwei Jahren sich bereits ein weiteres Schiff - konstante Preise unterstellt - kaufen kann; seine Flotte erböt sich damit auf elf Schiffe. Der damit einsetzende Prozeß der expansiven Ausstattung mit Betriebsmitteln - hier Schiffe - beschleunigt sich, da die neuen Schiffe ihrerseits wieder Abschreibungsquoten erbringen, so daß nach Ablauf der 20 Jahre ein Bestand von 24 Schiffen erreicht wird. Eine Art "Wirtschaftswunder"! Keine Ausbeutung, kein Kredit, kein Fremdkapital! Nur durch Machinationen in der finanziellen Sphäre verdoppelt der Mann sein "werbendes Vermögen", sein Produktivkapital. Weiter: Nun werden die zuerst eingestellten Schiffe ausgemustert und en bloc durch zehn neue Schiffe ersetzt und, das ist klar, das Spiel beginnt von Neuem; allerdings nimmt jetzt die Streuung der Lebensalter der Schiffe zu, was zu einem ständigen Bestand von 18 bis 19 Schiffen führt<sup>24</sup>.

Nun verfolge ich, wie Marx und Engels im Briefwechsel der Jahre 1858 bis 1867 dieses Problem behandeln. Anlaß war, daß Marx 1858 versuchte, herauszubekommen, wie Ersatzbeschaffungszyklen der Produktionsmittel die wirtschaftliche Gesamtbewegung beeinflussen. Er erbittet mit Brief vom 2. März 1858 von Engels Aufschlüsse über die praktische Handhabung der betrieblichen Abschreibung; seine Begründung: Die theoretischen Gesetze seien ihm klar, aber es scheine ihm "doch gut, eine Ahnung davon zu haben, wie die Sache praktisch aussieht"<sup>25</sup>. Engels antwortet postwendend. Marx apostrophiert später diese Antwort als "etwas oberflächlich"<sup>26</sup>. Im Sommer 1862 (betont Marx deshalb erneut die Rolle des "Amortisationsfonds" (seine Bezeichnung für "Erneuerungskonto"). Marx verdeutlicht im Brief vom 20. August 1862 den Sachverhalt mit diesem Beispiel: Ein Unternehmer eröffnet mit 12.000 £ Maschinerie ein Geschäft und

<sup>24</sup> Vgl. hierzu: Martin Lohmann, Einführung in die Betriebswirtschaftslehre, 2. Auflage Tübingen 1955, S. 184. Übrigens, vor Ruchti, nämlich bereits 1926, operierte der in Rotterdam lehrende Betriebswirt Pollack mit meinem Schiffsbeispiel; auch er also ein "Entdecker" des "Kapitalerweiterungseffekts".

<sup>25</sup> Marx an Engels am 5. März 1858, in: MEW, Bd. 29, S. 296.

<sup>26</sup> Marx an Engels am 24. August 1867 - Marx benutzt das englische "somewhat superficially", MEW 31, S. 327.

schreibt diesen Bestand in zwölf Jahren konstant mit 1000 £ p.a. ab. Seine Frage an Engels: "Was wird nun aus diesem fonds, der jährlich 1/12 der Maschinerie ersetzt?" Bezeichnend ist sein nächster Satz, der zeigt, daß er spätestens jetzt das Problem erkannt hat. Er schreibt "Ist das nicht ein Akkumulationsfonds zur Erweiterung der Reproduktion, abgesehen von aller conversion of revenue into capital?"<sup>27</sup> Ich übersetze: ein Fonds zur zusätzlichen Investition ohne Rückversetzung von Profit in Anlagekapital. - Engels antwortet zur Sache nicht, denn der Einkäufer der Spinnerei Ermen & Engels in Manchester ist ein, so Engels, (ängstlicher) "Hosenscheißer" und hat den kostengünstigen Einkauf der Baumwolle verschlafen, und nun steigen deren Preise gewaltig, denn die Flotte des Nordens blockiert die Exporthäfen der Südstaaten während des amerikanischen Bürgerkriegs ... Engels wirft sich deshalb selbst in diese "Baumwollhatz"<sup>28</sup>. Engels bemerkt im gleichen Brief nur, er glaube, daß Marx da "auf die unrechte Fährte"<sup>29</sup> gekommen sei, denn die Verschleißzeit sei ja nicht für alle Maschinen dieselbe.

Doch Marx läßt nicht locker. Am 24. August 1867 (er sitzt an der Fahrenkorrektur des ersten "Kapital"-Bandes) schreibt er an Engels, er müsse ihn wie vor Jahren wieder wegen besagten Sachverhalts angehen.<sup>30</sup> Engels antwortet am folgenden Tag: "Über die Ersatzfonds-Frage morgen ausführlich - Ich muß nämlich noch ein paar Fabrikanten fragen, ob unser Modus der allgemeine oder nur [der] ausnahmsweise (ist)"<sup>31</sup>. Wie angezeigt liefert er bereits am nächsten Tag, am 27. August 1867, drei Modellrechnungen: 1. Aufstellung (Reparaturkosten und technischer Fortschritt bleiben ausgeschlossen): der Regelfall mit konstanter Abschreibung; 2. Aufstellung: Die "Rechnung", wenn der Fabrikant sein Geldkapital, das er durch Abschreibungen gewinnt, "auf Zinsen legt", und endlich die 3. Aufstellung mit dem Titel: "Der Erneuerungsfond wird jedes Jahr neu in Maschinerie angelegt"<sup>32</sup>. Sie vermuten richtig: Hier wird die Nuß endgültig geknackt. Marx am 31. August lapidar: "... Kalkül erhalten. Thanks"<sup>33</sup>.

<sup>27</sup> Marx an Engels am 20. August 1862, MEW 30, S. 280.

<sup>28</sup> Engels an Marx am 9. September 1862, ebd., S. 284.

<sup>29</sup> Ebd., S. 284.

<sup>30</sup> Marx an Engels am 25. August 1867, MEW 31, S. 327.

<sup>31</sup> Engels an Marx am 26. August 1867, ebd., S. 328.

<sup>32</sup> Engels an Marx am 27. August 1867, ebd., S. 329-332.

<sup>33</sup> Marx an Engels am 31. August 1867, ebd., S. 333. Eine monographische Behandlung der Studier- und Arbeitsweise von Karl Marx fehlt meines Wissens bis heute. Eine knappe Erörterung dieses Gegenstandes von mir ist enthalten im Anhang zu Oskar Negt, Alexander Kluge, Geschichte und Eigensinn, Frankfurt am Main 1993, S. 1212-1217. Außerdem in: Oskar Negt und Ernst Theodor Mohl, Marx und Engels: Der unaufgegebene Widerspruch von Theorie und Praxis, in: Pipers Handbuch der politischen Ideen, hrsg. von Iring Fetscher und Herfried Münkler, Bd. 4, München/Zürich 1986, S. 462-468.

Nun erweitere ich die Fragestellung und möchte wissen, was Marx aus den Ergebnissen dieser brieflichen Erörterung macht. Ich erwarte, daß die MEGA sich hierbei als ein Hilfsmittel erweist. - Doch als erstes mache ich dabei folgende Erfahrung: Die von mir nach der MEW zitierten Briefe sind bisher in der MEGA<sup>2</sup> nicht erschienen, der letzte Briefband III/8 (1990) reicht nur bis zum Dezember 1857. Also rechne ich mir aus: Von den geplanten 130 Bänden sind bisher knapp 50 erschienen, ergo beträgt die Wahrscheinlichkeit, daß das Gesuchte in der MEGA nicht enthalten ist, rund 60 %.

Aber ich möchte ja außerdem der Frage nachgehen, wie sich diese briefliche Diskussion im "Kapital" niederschlägt. Zuerst Kapital Band I: In der Abteilung II der MEGA ist er bisher in sechs "Varianten" erschienen, nämlich 1., 2., 3. und 4. Auflage plus die französische und englische Übersetzung. Es gibt da im 22. Kapitel eine versteckte erste Andeutung unseres Problems, und zwar in dem Abschnitt, wo Marx Adam Smith' Auffassung der erweiterten Reproduktion kritisiert, mit dem Verweis, im dritten Abschnitt des 2. Bandes werde er, Marx, "die Analyse des wirklichen Zusammenhangs geben".<sup>34</sup> Nur, kein Hinweis im Sachregister ("Amortisationsfonds") oder ein Verweis auf die briefliche Diskussion in den "Erläuterungen" setzt mir ein Licht auf.

Fehlanzeige auch die Stelle im 2. Band des "Kapitals", denn auch dieser ist in der MEGA nicht erschienen (seine Bearbeiter gehen gerade an die Arbeit und rechnen damit, im Jahre 2005 fertig zu sein). Die besagte entscheidende "Stelle" kann man nachlesen in MEW Band 24, S. 172, mit der klaren Unterscheidung der qua Abschreibung realisierten "Geldreservefonds" zwecks "Geschäftserweiterung", oder "zu Verbesserungen an den Maschinen", d.h. zur erweiterten extensiven oder intensiven Reproduktion. Der Kernsatz lautet: "Diese Reproduktion auf erweiterter Stufenleiter entspringt nicht aus Akkumulation - Verwandlung von Mehrwert in Kapital - sondern aus Rückverwandlung des Werts ... in Geldform ... in neues, entweder zuschüssiges oder doch wirksameres fixes Kapital derselben Art".<sup>35</sup> Aber auch in der MEW-Ausgabe des 2. Bandes pointiert kein Register oder sonstiger Hinweis unseren Sachverhalt.

Die im Proband zur MEGA von 1972 publizierten Editionsrichtlinien normieren bezüglich der "Erläuterungen", es sei darin "auf Beziehungen zu anderen Textstellen, Werken usw." zu verweisen.<sup>36</sup> Und das schließt natürlich den Briefwechsel ein, denn jeder Marxkenner weiß, der Briefwechsel

<sup>34</sup> MEGA II/6, S. 539\*541 bzw. S. 541.

<sup>35</sup> MEW, Bd. 24, S. 172.

<sup>36</sup> Proband 1972, S. 64\*.

zwischen Marx und Engels ist "eine wertvolle Ergänzung und Erläuterung zu einzelnen Kapiteln oder ganzen Abschnitten des Kapitals"<sup>37</sup>.

Ich halte fest: Obwohl die MEGA eminent "Kapital"-zentriert angelegt ist, wofür es einige gute und einige weniger gute Gründe gibt, läßt mich ihr Apparat bei meiner nun wirklich nicht nebensächlichen Sachfrage im Stich. Gewiß, der einzelne Bearbeiter kann dem Benutzer nur erschließen, was er selber erkannt oder besser: als bedentsam erkannt hat. Daß er die "bürgerliche" Betriebswirtschaftslehre und damit deren Finanzierungslehre nicht kennt, müssen wir ihm wohl nachsehen, denn seit Jahrzehnten wurde ihm ja eingehämmert, das sei "Vulgärökonomie, in ihrer vulgärsten Ausprägung".<sup>38</sup> Mit anderen Worten, man hat die Betriebswirtschaftslehre wie auch die Volkswirtschaftslehre "ausgegrenzt" und hat nicht untersucht, ob die eine oder andere Theorie vielleicht doch einen "materialistischen" rationalen Kern aufweist. Ich denke, dem einzelnen Bearbeiter ist das nicht anzulasten, nur daß dem kollektiven Sachverstand aller an jedem Band beteiligten Bearbeiter, Kommissionsredakteure und Gutachter dieses Desiderat entgehen konnte (an den sechs "Kapital"-Band I-Bänden der MEGA sind je unmittelbar zwischen acht und 18 Personen beteiligt), stimmt mich nachdenklich.

### 3.

Jetzt mache ich einen Quantensprung und wende mich "unvermittelt" dem beliebten Thema "Liebe" zu. Das Motto zu diesem Abschnitt liefert mir der französische Dramatiker Jean Anouilh, der meinte: "Liebe: auch so ein Problem, das Marx nicht gelöst hat." Noch einmal versuche ich, "MEGA-gestützt" auszumachen, was mein Autor dazu zu sagen hat. Aus früherer Lektüre erinnere ich, daß Marx und Engels sich einschlägig zur Liebe in der "Heiligen Familie" äußern. Doch diese ist bisher ebenfalls nicht in der MEGA erschienen, denn die erste Abteilung, enthaltend "sämtliche Werke, Schriften, Reden und Artikel, ausgenommen 'Das Kapital' mit den dazugehörigen Vorstufen" reicht vorn nur bis Band I/3, d.h. bis zum August 1844, dann klafft eine beträchtliche Lücke bis Band I/10, Juli 1849 bis Juni 1851. Ich unterdrücke die Enttäuschung und mache mich statt dessen über die ersten drei MEGA-Bände der ersten Abteilung her, wobei ich alsbald ausmache, daß die *Sachregister* dieser (und ich setze hinzu: leider nicht nur dieser) Bände miserabel (zu deutsch: beklagenswert, bedauernswert, jämmerlich) ausgefallen sind. Übrigens: Zusammen mit den Editionsrichtlinien von 1976 wurden zusätzliche "Richtlinien für die Sachregi-

ster" erlassen.<sup>39</sup> Es heißt da: "Die Sachregister zu den einzelnen Bänden der MEGA sind ein wichtiges Hilfsmittel für die inhaltlich sachliche Erschließung des literarischen Erbes von Marx und Engels"<sup>40</sup>. Und zur Frage der inhaltlichen Gestaltung der Sachregister (Schlagwortregister) heißt es da: "In die Sachregister werden vor allem folgende Schlagwortgruppen aufgenommen: - Kategorien und Begriffe aller Bestandteile des Marxismus". Ich präzisiere: Es müßte richtig heißen des "Marxismus-Leninismus", denn das Schema folgt Lenins später kanonisierter Arbeit "Drei Quellen und drei Bestandteile des Marxismus"<sup>41</sup>. Kurz: Es sind die Kategorien und Begriffe 1. des dialektischen und historischen Materialismus, 2. der politischen Ökonomie und 3. des wissenschaftlichen Kommunismus. Auch die hierauf folgenden Anweisungen, betreffend Begriffe aller anderen Wissenschaftsbereiche, lassen all das durchfallen, was Marx und Engels konkret zum konkreten Leben von "Geburt" über "Liebe" bis "Tod" etc. schreiben. ...

Was tun? Ich suche und finde einen Ersatz in den sorgfältig erstellten "Literaturverzeichnissen"; sie enthalten "alle Literatur ..., die in den Texten direkt oder indirekt zitiert bzw. direkt oder indirekt erwähnt"<sup>42</sup> wird. Diese Literaturverzeichnisse stellen im MEGA-Dampfer das dar, was in der Seemannssprache "die Last" heißt, nämlich den Vorratsraum unter Deck. Das klappt zum Glück auch bei den MEW-Bänden, die zum Teil überhaupt kein Sachregister haben. Liest man zum Beispiel in der "Heiligen Familie" im Literaturverzeichnis Bérard, F. F. A. (das war um 1830 ein Pariser Polizeikommissar) mit dem Buchtitel: Les Filles publiques de Paris ..., dann führt einen die beigegebene Seitenzahl auch zum darunterstehenden Textabschnitt "Die Liebe" ...

Jetzt bin ich in der Lage, den folgenden "Suchbericht" zu präsentieren: Neuere Lexikographen meinen, "unter allen Begriffen des Denkens" sei "die Liebe einer der vielschichtigsten und mehrdeutigsten"<sup>43</sup>. Halten wir fest, bei Marx ist die Behandlung dieses Themas von bemerkenswerter Eindeutigkeit. Es gibt dazu eine Art "Vorgeschichte": In den Gedichten des 17/18jährigen Studenten erscheint das Wort "Liebe" bereits im Titel der ersten, rund achtzig MEGA-Druckseiten umfassenden Sammlung: "Buch der Liebe". Seine Verse künden vornehmlich von "sehnsuchtstrunkener, boffnungsleerer Liebe"<sup>44</sup> und von Marx' eingehender Kenntnis von Heinrich Heines "Buch der Lieder" (1827 u. ö.). - Herz, Schmerz und Liebe bilden darin häufige Vokabeln, letztere in originellen Reimmustern:

<sup>39</sup> Vgl. Editionsrichtlinien der MEGA 1993 - Dokumentation, S. 204-211.

<sup>40</sup> Ebd. S. 205.

<sup>41</sup> 1913 - LW 19, S. 3-9

<sup>42</sup> Editionsrichtlinien Proband S. 67\*.

<sup>43</sup> Bernhard Casper im Artikel "Liebe", in: Handbuch philosophischer Grundbegriffe, hrsg. von Hermann Krings u.a., Band 2, München 1973, S. 860.

<sup>44</sup> Marx an seinen Vater am 10./11. November 1837, MEGA III/1, S. 10.

<sup>37</sup> Zit. aus dem Vorwort zu Karl Marx und Friedrich Engels, Briefe über "Das Kapital", hrsg. vom Marx-Engels-Lenin-Stalin-Institut beim ZK der SED, Berlin 1954, S. 7.

<sup>38</sup> Hierzu nur ein Beispiel: Kurt Braunreuther, Versuch einer theoriegeschichtlichen Darstellung der bürgerlichen Betriebswirtschaftslehre, in: Wissenschaftliche Zeitschrift der Humboldt-Universität, Jg. 1955, Nr. 4, S. 339-355.

"liebewarm / erdenarm"; "lieben / weggetrieben" ... Das Sachregister des MEGA-Bandes I/1 verzichtet ganz auf eine Verschlagwortung der Poesie, dafür gibt es da "Ehe" und "Ehegesetzgebung", was den Leser zum Marx-schen Artikel zum preußischen "Ehescheidungsgesetzentwurf" in der Rheinischen Zeitung von 19. Dezember 1842 leitet.<sup>45</sup> Marx kritisiert da den "eudämonistischen Standpunkt" des Gesetzgebers, der bei Liebe und Ehe abstrakt "nur an zwei Individuen" denke, und das Gemeinsame, "den Willen ... die sittliche Substanz dieses Verhältnisses" ignoriere. Dies ist die Basis der in den folgenden Jahren von Marx entfalteten "Theorie der Liebe". Vorweg dieses: Eine Interpretation, die meint, Marx leite die Liebe ab "aus der spezifischen menschlichen Reproduktionsform, der gesellschaftlichen Arbeit und ihrer Daseinsform, abhängig von der Produktionsweise"<sup>46</sup>, walzt Marx' Vielschichtigkeit auf papierdünnen ML. Gewiß, Marx expliziert seine Bestimmung von "Liebe" im "Feuerbach-Kapitel" der "Deutschen Ideologie" (1845-46) am Modell der praktischen Tätigkeit, lies: "Der Produktion des Lebens, sowohl des eignen in der Arbeit wie des fremden in der Zeugung"<sup>47</sup>. Nur, indem er mit Feuerbach das Prinzip der Sinnlichkeit bejaht, was bedeutet: die Selbstverwirklichung des Individuums als Ausbildung seiner subjektiven Sinne, meint er eben nicht wie Feuerbach nur die körperlichen, sondern auch die geistigen Sinne. Der Beleg: In dem Pariser Manuskript von 1844 ist das substantivierte Verb "Lieben" fest verankert in des Menschen "menschliche Verhältnisse zur Welt" als da sind "Sehn, Hören, Riechen, Schmecken, Fühlen, Denken, Anschauen, empfinden, wollen, thätig sein, lieben, kurz alle Organe seiner Individualität"<sup>48</sup>. Ebenda polemisiert Marx folgerichtig gegen die Genossen, die das "exklusive Privateigentum" der bürgerlichen Ehe in einer kommunistischen "Weibergemeinschaft" aufheben wollen, und die er deswegen einem "rohen und gedankenlosen Kommunismus" zuordnet. Marx nennt solche "Männerphantasien" die Negation der Persönlichkeit nicht nur der Frau, sondern des Menschen. Das heißt auch: Marx will die alte utopisch-sozialistische Forderung nach "freier Liebe" nicht als Forderung nach allgemeiner Promiskuität mißverstanden wissen.

Jetzt läßt sich auch der etwas hermetische Text "Die Liebe" in der "Heiligen Familie" dechiffrieren: Marx nimmt da eine Romanrezension von Edgar Bauer auseinander. Er kritisiert Bauer, er präsentiere eine fade Abstraktion der Liebe, er spekuliere über deren Begriff, Beweis und Deduktion à la Hegel und frage nach ihrem "Woher" und "Wohin". Marx schreibt, für eine solche Betrachtungsweise sei die Liebe "das Mädchen ans der Fremde, ... ohne dialektischen Paß", das deshalb des Landes verwiesen

<sup>45</sup> MEGA I/1, S. 287-290.

<sup>46</sup> Hartmut Böhm, im Artikel "Liebe", in: Europäische Enzyklopädie zu Philosophie und Wissenschaft, hrsg. von Hans Jörg Sandkühler u.a., Band 3, Hamburg 1990, S. 62.

<sup>47</sup> MEW, Bd. 3, S. 29.

<sup>48</sup> MEGA I/2, S. 392.

werde. Damit bekämpfe Bauer aber nicht nur die Liebe, sondern "alles Lebendige, alles Unmittelbare, alle sinnliche Erfahrung, alle wirkliche Erfahrung überhaupt, von der man nie vorher weiß 'woher' und 'wohin'"<sup>49</sup>.

Es zeigt sich: Marx will in seinen sogenannten Frühschriften vermittelt der Liebe nicht weniger als das Verhältnis des Menschen zum Menschen und des Menschen zur Natur darstellen. Aus dem jeweiligen Verhältnis von Mann und Frau, so seine Hauptthese, "kann man ... die ganze Bildungsstufe" der Menschen beurteilen.<sup>50</sup> Und daraus folgt: Substantielle Liebe, frei von allen Momenten der Entfremdung, ist nur zu verwirklichen jenseits kapitalistischer Produktions- und Lebensweise. Ich belege ans MEGA I/2, diesmal dort ordentlich rubriziert im Sachregister unter "Liebe":

"Setze (im Sozialismus als Sozialismus) den Menschen als Menschen und sein Verhältniß zur Welt als ein menschliches voraus, so kannst du Liebe nur gegen Liebe austauschen" (und nicht gegen Stand, Geld, Vermögen, Kapital). Allerdings weiß Marx, daß auch dann die Gegenleistung nicht einklagbar sein wird, denn er fährt fort: "Wenn Du liebst, ohne Gegenliebe hervorzurufen, d.h., wenn dein Lieben als Lieben nicht die Gegenliebe produziert ... so ist deine Liebe ohnmächtig, ein Unglück"<sup>51</sup>.

Weiter: Marx' eben referierte "Theorie der Liebe" verlängert sich übrigens gebrochen und verspiegelt in seine "Kritik der politischen Ökonomie" und da besonders in seine häufige, metaphorische Schreibweise hinein.

In den "Frühschriften" klotzt er, da geht zum Beispiel Hegels Philosophie "als altes, verwelktes und verwitwetes Weib" in ganz Deutschland auf den Strich.<sup>52</sup> Und auch noch im ersten Kapitalentwurf - in den Grundrissen - heißt es drastisch, wenn jemand dem Bourgeois "die Läuse auf dem Kopfe suche, oder ihm den Schwanz reibe", dann sei das nun mal keine produktive Arbeit, auch wenn ihn diese Dienstleistungen "aufgeräumter für das Comptoir" machten.<sup>53</sup>

Im "Kapital" wird das etwas subtiler: Da ist die Ware ein "ordinäres Ding", welches "das Geld liebt", und mit dem Preisschild auf dem "Warenleib" den Käufer wie mit "Liebesaugen" anlockt<sup>54</sup>, und die Ware Tisch (in Missionarsstellung) treibt es "mit allen anderen Waren"<sup>55</sup>. Und endlich das Kapital - das spezifisch gesellschaftliche Verhältnis der bürgerlichen Gesell-

<sup>49</sup> MEW 2, S. 23.

<sup>50</sup> MEGA I/2, S. 262.

<sup>51</sup> MEGA I/2, S. 438.

<sup>52</sup> MEW, Bd. 2, S. 20.

<sup>53</sup> MEGA II/1,1, S. 197.

<sup>54</sup> MEGA II/1, S. 44ff.

<sup>55</sup> Vgl. hierzu auch: Günter Schulte, Kennen Sie Marx? Kritik der proletarischen Vernunft, Frankfurt a.M. und New York 1992, insb. S. 211.

schaft - dieser Inbegriff der Subjekt/Objekt-Verkehrung avanciert zum alles "übergreifenden Subjekt" und arbeitet "als hätt' es Lieb' im Leibe"<sup>56</sup>.

Ich rede damit nicht der biographisch-(pseudo-)psychoanalytischen Werkinterpretation à la Rühle, Künzli und Raddatz<sup>57</sup> das Wort, die dies und das in Marx *hineinliest*, sondern ich schlage vor, umgekehrt einmal Erlebnis und Schicksal, Erfahrung und Traum des Autors *aus seinen Schriften heraus zu lesen*. Der Autor Kant klagte: "Es ist schwer, den Menschen ganz abzulegen". Marx hat diesen Versuch erst gar nicht unternommen.

\*\*\*

Mein Resümee lautet:

1. Der Positivismus der Textdokumentation sichert den MEGA-Bänden ihren zeitenthobenen Rang.
2. Die "Beigaben" der Bearbeiter und Redakteure zum Text, von den Einleitungen bis zu den Sachregistern, indizieren diese als Produkte einer bestimmten Marx-Engels-Rezeption, ich nenne sie abgekürzt die parteimarkistische. Die Geschichte wird dazu ihr Urteil sprechen.
3. Was aus der MEGA, den schon erschienenen und den zukünftig erscheinenden Bänden wird, das entscheiden auch die Benutzer. Dem Leser, der sich mit Kopf und Gemüt und mit Ausdauer auf dieses "Hochgebirge" einläßt, erwartet ein Abenteuer, vergleichbar der Liebe: Man weiß zwar, wo die Reise beginnt, aber man weiß nicht, wo sie hinführt.

## "Globalisierung, Nationalstaat, Europäische Union"

Workshop der Forschungsgruppe Europäische Gemeinschaften (FEG) Marburg

Wie der Kongreß, so kämpfte auch der Workshop von Beginn an mit zwei Grundproblemen der gegenwärtigen Linken. Die Marginalisierung der sich als marxistisch verstehenden Linken im gesellschaftlichen Diskurs macht einerseits breite Bündnisse notwendiger denn je, könnte aber andererseits ihrem eigenen Verschwinden Vorschub leisten, indem wichtige analytische Referenzpunkte der bündnisstrategischen Beliebtheit zum Opfer fallen. Bevor diese politischen Fragen jedoch virulent werden können, geht es darum, Gemeinsamkeiten für einen Arbeitsplan zu finden; also um eine adäquate Analyse angesichts der Herausforderungen des neoliberalen Regimes zu streiten. Die Vernetzung, auch der internationalen Diskurse, gewinnt dabei besondere Priorität.

Der Vorankündigung des von der FEG Marburg organisierten Workshops zum Thema "Globalisierung, Nationalstaat, Europäische Union" war zu entnehmen, daß er sich zum Ziel gesetzt hatte, die linke Debatte über Globalisierung, Weltmarkt und Nationalstaat zuzuspitzen. Das Konzept der Veranstaltung war zweigeteilt: Zum einen sah es die Überprüfung der theoretischen Konzeption vor, zum anderen allerdings ging es um die sich daraus ergehenden politisch-strategischen Schlußfolgerungen für die Linke. Dieser sicherlich nicht zu knapp bemessene Rahmen wurde durch Statements von *Dr. Bernd Röttger* (Braunschweig), *Prof. Dr. Jörg Huffs Schmid* (Bremen) und *Dr. Joachim Bischoff* (Hamburg) sowie von *Dipl. Pol. Hans-Jürgen Bieling* für die FEG unter der Moderation von *Prof. Dr. Frank Deppe* umrissen.

Die Frage, was Globalisierung eigentlich ist, wurde von *Bieling* gleich zu Beginn seines Eröffnungsstatements gestellt. Die gegenwärtige Diskussion, die sich um die Frage nach dem wie und warum der Globalisierung dreht, wird von zwei extremen Polen bestimmt:

1. *Globalisierung als externer Sachzwang*, dem alle unterworfen sind und vor dem es kein Entrinnen gibt. Von Rechts wird als Lösungsvorschlag die hierzu erforderliche Anpassung propagiert, von Links wird dagegegehalten, daß andere Weltmarktregulierungen entwickelt werden müssen.
2. Dem wird normalerweise die These vom *Mythos Globalisierung* entgegen gesetzt. Die externen Vorgaben haben sich nicht geändert. Diese Sichtweise geht von der Regulierbarkeit von Ökonomie und Gesellschaft unter Zuhilfenahme des keynesianistischen Wohlfahrtsstaates aus.

Hans Jürgen Bieling stellt dagegen die These auf, daß Globalisierung weder als Sachzwang noch als Mythos begriffen werden kann. Die Globalisierung ist vielmehr Bestandteil eines neoliberalen Politikprojekts. Im Mo-

<sup>56</sup> MEGA II/5, S. 109.

<sup>57</sup> Gemeint sind: Otto Rühle, Karl Marx. Leben und Werk, Hellerau bei Dresden 1928; Arnold Künzli, Karl Marx. Eine Psychographie, Wien/Frankfurt am Main/Zürich 1966; Fritz J. Raddatz, Karl Marx. Eine politische Biographie, Hamburg 1975.

ment befinden wir uns in einer qualitativ neuen Phase der Globalisierung, die durch neuartige mikro-ökonomische Strukturen, die damit einhergehende kulturelle Vernetzung, die Globalisierung des Finanzsektors und eine Revolutionierung des Transportsektors gekennzeichnet ist. Dennoch muß dieser Prozeß als ein politischer begriffen werden, dessen Folgen nur allzu deutlich sind: eine sich immer schneller drehende Deregulierungsspirale.

Daraus läßt sich ein Funktionswandel des Nationalstaates folgern: durch die oben beschriebenen gesellschaftlichen Umbrüche bilden sich neue Ebenen und Formen der Politik heraus. Der keynesianistische Wohlfahrtsstaat wird in einen Wettbewerbsstaat oder, anders ausgedrückt, in einen schumpeterianischen Leistungsstaat (nach Jessop) transformiert. Konkret bedeutet dies, daß Staatsaufgaben europäisiert werden. Die externen Aufgaben werden hin zu einer Wettbewerbsorientierung erweitert, was mit einer veränderten, marktanalogen Form der Staatsintervention einhergeht. Dieses Konglomerat von Veränderungen wird von einer neoliberalen Koalition, einem Kompromiß zwischen den oberen Mittelschichten und dem Finanzkapital getragen. Die Europäische Integration spielt hierbei die Rolle eines Vehikels des Globalisierungsprozesses, ist also momentan nicht als Bremsklotz, sondern eher als Garant dieser Entwicklung zu sehen. Alles in allem läßt sich daraus folgern, daß sich ein neuer Staatstypus im Moment der Globalisierung herausbildet.

Für eine marxistische Theorie ergibt sich daraus, daß sie auf dieses veränderte Verhältnis von Nationalstaat und Weltmarkt eingehen muß. Es ist jedoch auch nicht so, daß die Politik grundsätzlich national und die Ökonomie grundsätzlich international ist. Auf der strategisch-politischen Ebene ist zu beobachten, daß die These von TINA (There Is No Alternative) dafür sorgt, daß Konservative die Wahl gewinnen. Hier muß angesetzt werden, es muß sich zeigen, ob der Eindruck der Alternativlosigkeit eventuell mit einem keynesianischen Konjunkturprogramm und mit Hilfe der ArbeiterInnenbewegung aufgehoben werden kann.

Bernd Röttger, der nächste Vortragende, hält die These der Globalisierung nicht hoch, da auch sie einem Paradigmenwechsel unterworfen ist. Historisch war die Unterordnung des Weltmarkts unter das Kapital nur unter Zuhilfenahme von Repressionsmechanismen möglich. Heute vollzieht sich die Globalisierung als ein neoliberales Projekt, das in neue Diskurse eingeflochten ist. Es wird von der Tyrannei der Globalisierung gesprochen, der Diktatur der Märkte und davon, daß sich der Regulationsbedarf, so Wolfgang Fritz Haug, katastrophisch zurückmeldet. Der Neoliberalismus, als Ideologie gestartet, stellt sich jetzt als quasi Naturnotwendigkeit dar, die unabhängig von Regierungswechseln existiert.

Auf diesen Formationsbruch und seine Analyse muß sich die marxistische Theorie orientieren. Die strukturellen Bedingungen, unter denen nationale Entwicklung stattfinden kann, weisen Spielräume auf, die es zu finden und

auszunutzen gilt. In den Diskussionsprozessen scheint es zwingender denn je, daß ein Bedarf an Re-Regulierung existiert. Die Globalisierungsfalle schnappt aber auch hier ständig zu, denn der Grundsatz der Priorität des Allgemeinen vor dem Besonderen (trickle-down-Perspektive) ist allgegenwärtig. Die Falle, die hier zum Zuschnappen kommt, ist die der konstruierten Dichotomie zwischen Markt und Staat. Diese konstruierte Dichotomie, diese Trennung von Staat und Markt, muß also in der Theorie aufgehoben werden. Die Kritik des Kapitalismus darf von den gesellschaftlichen Voraussetzungen nicht abstrahieren, sondern muß gerade ihnen gemäß, die Wirklichkeit respektierend, durchgeführt werden.

Für eine marxistische Theoriebildung ist es notwendig, zu erkennen, daß wir heute mit einer neuen Form der Vergesellschaftung konfrontiert sind, in der sich die soziale Frage zuspitzt, während Ansätze zur politischen Regulierung unterbunden werden. Die Auflösung dieser Dichotomie muß in der Analyse beim Staat mit Rückgriff auf Gramsci ansetzen; eine Alternative dazu gibt es nicht. Mit Hilfe der Gramscianischen Transformationsanalyse kann die Veränderung von und durch die hegemonialen Apparate erfaßt werden. Die Liberalisierung ist nicht die Konsequenz eines entfesselten Weltmarktes, sondern ein politisches Projekt, mit dem Ziel, die Verteilung des nationalen Reichtums und demnach auch die Machtverhältnisse zu verändern. Zu wessen Gunsten dies stattfindet, ist klar.

Als Konsequenzen hieraus ergibt sich demnach, daß die Analyse von der Staatstheorie ausgehen muß, um die Märkte als kapitalistische Märkte verstehen zu können. Der neoliberale Staat ist nur eine spezifische Form des kapitalistischen Staates, der Liberalismus ist also auch nur eine Strategie zur Entfesselung des Weltmarktes und nicht umgekehrt. Mit dem Gegensatzpaar Ökonomie-Politik kann die Transformation nicht begriffen werden. Dies zu erkennen ist jedoch notwendig, wenn man nicht nur bei dem Theorem der finalen Krise des Fordismus stehenbleiben will. Als Ausgangspunkt für eine theoretische Neubegründung von marxistischer Theorie zur Erfassung des Formationsbruchs wären die Stabilitätsreserven des gegenwärtigen Kapitalismus bzw. jener, die noch aus dem Fordismus bestehen, zu durchleuchten. Diese Stabilitätsreserven entsprechen den "Schützengräben", die es für den "Stellungskrieg" um die Frage der Hegemonie auszuheben gilt.

Huffschmids Verständnis von Globalisierung ging zunächst dahin, daß es sich hierbei lediglich um eine selektive Internationalisierung handelt. Desweiteren ist seiner Ansicht nach diese Internationalisierung vor allem durch eine Landnahme des Finanzsektors gekennzeichnet, der unreguliert und kreisförmig, also ausschließlich auf sich selbst bezogen, agiert. Dies geschieht jedoch auch nicht als notwendige Konsequenz, sondern als Folge von politischen Prozessen. Hierbei zeigt sich nicht das Volumen der Finanztransaktionen als das eigentliche Problem, sondern die Geschwindigkeit, mit der die Finanzmärkte agieren. Diese Argumentation ist jedoch

nur für den Finanzsektor gültig, da z.B. die staatliche Souveränität bei den Zinsen durch politische Handlungsfähigkeit gekennzeichnet ist. Für Hufschmid ist eine Dichotomie von Staat und Ökonomie ebenfalls nicht gewährleistet und deshalb hat der Neoliberalismus nichts mit dem Rückzug des Staates zu tun.

Für *Bischoff* ist in der Analyse des Kapitalismus immer viel von "Waren"- und "Kapitalfetischismus" enthalten, was sich seiner Meinung nach daran zeigt, daß sich das neoliberale Projekt fest im Alltagsverständnis der Bevölkerung verankert und so an Schlagkraft gewonnen hat. Der Paradigmenwechsel im Alltagsbewußtsein der Beschäftigten wurde nicht von den Eliten forciert. Es bleibt dann die Frage zu klären, wie und wodurch er zustande kam.

Diskutiert wurde anschließend die Frage der Auswirkung der Globalisierung auf die ArbeiterInnenbewegung. Da Hufschmid nicht von einem Formationsbruch, sondern von einem allmählichem Wandel infolge aufgebrauchter Stabilitätsreserven ausgeht, hängt die Veränderung der Machtverhältnisse nach wie vor von Veränderungen nationaler Kräfteverhältnisse ab. Röttger machte geltend, daß der Formationsbruch wegen der Transformation des Nationalstaates neue ideologische Formen annehmen muß. ("Mit der alten Grammatik kann das Geheimnis des neoliberalen Staates nicht entschlüsselt werden"). Für Frank Deppe war klar, daß der Formationsbruch aufgrund der Veränderung der politischen Verhältnisse stattfindet und daß durchaus die Chance besteht, daß politische Kämpfe an Bedeutung gewinnen.

Die Frage danach, wie sich die konstatierten Veränderungen auf die EU auswirken, bzw. wie dies alles im Licht der europäischen Einigung zu sehen ist, kam leider zu kurz und wurde nur am Rande gestreift. Aus dem Publikum wurde versucht, die Diskussion in diese Richtung zu erweitern, was jedoch auch aufgrund der Zeitknappheit nicht möglich war.

Ralf Götz

## Gramsci und die Folgen - eine Zwischenbilanz

Im Rahmen der Tagung "Marxismus an der Schwelle zum 21. Jahrhundert" war der Denker, Philosoph, Politiker, Linguist - jede einzelne dieser Bezeichnungen wird seiner Person nur annähernd gerecht - Antonio Gramsci in vielen Veranstaltungen präsent. Begriffe wie der "Stellungskrieg" und Forderungen nach "gramscianischer Suche nach den Stabilitätsreserven der hürgerlichen Gesellschaft" waren in vieler Munde. Die Frage nach dem "wie?", die Frage nach der Hegemoniefähigkeit eines emanzipatorischen Bündnisses verband sich auch mit seinem Namen. Mit seinem Denken beschäftigte sich explizit der von der Zeitschrift für sozialistische Politik (spw) veranstaltete Workshop "Gramsci und die Folgen - eine Zwischenbilanz".

Der spw-Workshop konzentrierte sich auf drei Aspekte gramscianischen Denkens und Handelns. *Diether Dehm* legte sein Augenmerk auf den Bereich der Zivilgesellschaft im allgemeinen, und dort im speziellen auf die Kultur. Die Bedeutung populärer Kultur, "Volkskunst" (Volkskunst - ein sicherlich schwammiger Begriff), wird immer noch unterschätzt. Im zweiten Teil seiner Ausführungen versuchte er aktuell-politische Handlungsanweisungen, namentlich Bündnisstrategien, zu formulieren, die auf den dann folgenden Ausführungen *Sabine Kebirs* über den historischen Politiker, den Bündnisstrategen Antonio Gramsci aufbauten. Inhaltlich-historisch logischer erschien mir eine andere Reihenfolge der Beiträge zu sein, aber aus Gründen der Authentizität behalte ich die von den Veranstaltern gewählte bei.

*Diether Dehm* begann seine Ausführungen mit der Definition des Begriffs "Hegemonie" als Vorherrschaft. Die vorherrschende politische Kaste besteht aus den organischen Intellektuellen des hegemonialen Blocks und den traditionellen, ebemals organischen, Intellektuellen. Beide zusammen "halten sich für den Staat". Die hegemoniekonstituierende Funktion der Intellektuellen liegt in ihrer Rolle als Multiplikatoren im Bereich der Meinungsführerschaft. Antonio Gramsci - eingekerkert von den Faschisten - erkannte in dieser tiefsten aller möglichen Niederlagen die besondere Bedeutung der Meinungsführerschaft, des Alltagsbewußtseins, der kulturellen Hegemonie, der zivilgesellschaftlichen Sphäre für die Veränderung der gesellschaftlichen Verhältnisse, die revolutionäre Praxis. Ein Beispiel für die Verbindung von Politik und Kultur - Hoch- und Popularkultur - war die "ordine nuovo", das politische Organ der Rätebewegung. Diese Erkenntnis Gramscis ist heute noch genauso aktuell wie vor 80 Jahren, eine linke, emanzipatorische Kunstentwicklung in breitem Ausmaß - über punktuelle Ansätze hinausgehend - steht noch hervor. Die Frage, "warum es keine Abenteuerromane der Linken gibt", muß unbeantwortet bleiben. Was bleibt, ist ein Appell, die Volkskunst nicht zu vernachlässigen, denn die Stabilitätsreserven der bürgerlichen Gesellschaft im kulturellen Bereich

sind nicht nur in der "böberen" Kunst verortet, sondern auch - und vielleicht sogar überwiegend - im Bereich der "Volkskunst".

Zu einem sollte Gramsci-Rezeption nicht führen: Zu einem auf die Spitze getriebenen Gegenreflex gegenüber ökonomistischen Tendenzen des Marxismus, zu einem regelrechten "Überban-ismus". Bei Gramsci selbst findet sich Klärendes: "Kann es eine kulturelle Reform und damit zivile Hebung der niedergehaltenen Schichten der Gesellschaft geben ohne eine vorausgehende ökonomische Reform und eine Veränderung in der gesellschaftlichen Stellung und der ökonomischen Welt? Deshalb kann eine intellektuelle und moralische Reform nur an ein Programm ökonomischer Reform gebunden sein, ja, das Programm ökonomischer Reform ist geradezu die konkrete Weise, in der jede intellektuelle und moralische Reform auftritt." (aus: Gefängnisbefe, 13. Heft, S. 1540) Die gesellschaftlichen Machtverhältnisse durchdringen auch die zivilgesellschaftliche Sphäre, der Bereich der Kultur liefert Stabilitätspotentiale für die bürgerliche Gesellschaft, nicht mehr, aber auch nicht weniger.

Neben Fragen der kulturellen Hegemonie versuchte *Dehm*, noch eine Brücke zu den aktuellen politischen Verhältnissen in Deutschland zu schlagen, wobei er deren grundsätzliche Andersartigkeit im Vergleich mit jenen Italiens betonte. In Deutschland gibt es - nach seiner Rechnung - zwei gleich große politische Lager, das linke und das rechte. Im Vorgriff auf die bündnisstrategischen Ausführungen *Sabine Kebirs* erklärte er das Kleinbürgertum zum Schlüssel für das Aufbrechen dieser pari-Konstellation. Es ist möglich - in gramscianischer Tradition -, ein antikapitalistisches Unternehmerbewußtsein zu schaffen. Was versteht *Dehm* nun unter der Kategorie des Kleinbürgertums? Kennzeichnend für diese unternehmerische Gruppe ist eine eklatante Abhängigkeit gegenüber den Großbanken und den transnationalen Konzernen, den "global players", bedingt durch einen durchschnittlichen Eigenkapitalanteil von nur 15 Prozent und ihre zuliefernde Stellung in der Produktionswelt. Im Zuge der tiefgreifenden Deregulierungen der Arbeitsbeziehungen sind auch sie von den Krisenphänomenen des Kapitalismus immer nachhaltiger betroffen, als Beispiel seien hier nur verschiedene Formen der Scheinselbständigkeit genannt. Auf diesen Überlegungen baut *Diether Dehm* seine Empfehlung auf, nicht reduktionistisch von "den Unternehmern" zu reden, sondern zu differenzieren zwischen Unternehmern und Spekulanten. Es gibt ein Unternehmerpotential jenseits der finanzkapitalistischen Sphäre, das für einen Umbruch, für ein emanzipatorisches Politikprojekt zu gewinnen ist. Eine radikal gesplittete ökonomische und soziale Strategie, eine Bündnispolitik mit dem Kleinbürgertum führt nur über eine Verschärfung des Klassenkampfes mit den Großkonzernen.

*Sabine Kebir* blickte in ihrem Statement zurück auf den Politiker Antonio Gramsci. Ausgangspunkt ist die heutzutage oft gestellte Frage nach der Hegemoniefähigkeit eines linken Blockes, eines - nur im abstrakten Den-

ken existierenden - einheitlichen, oder besser geeinten linken Blockes. Geeint und nicht einheitlich deshalb, weil es nicht darum gehen kann, Unterschiede auszumerzen, sondern das Ziel nur ein linkes Bündnis - im Sinne eines "bunten, pluralistischen linken Bündnisses" (Frank Deppe) - sein kann. *Sabine Kebir* favorisiert aus diesem Grunde auch den Bündnispolitikbegriff gegenüber dem der Blockbildung. Ein Grundfehler der deutschen Linken im 20. Jahrhundert war der unbedingte Wille, allein zu regieren, nahezu ein "absoluter Mehrheits"-Wahn. Für Gramsci war die Politik ein System von Interessensaushandlung verschiedenster Gruppen mit unterschiedlichsten Interessen und Zielen, im Endeffekt also Kompromißfindung - eine Absage an maximalistische Positionen. Nur etwas, was das Produkt, das Schaffen der Menschen ist, hat Bestand. Kein fatalistischer Geschichtsoptimismus, inklusive kapitalistischer Fortschrittsgläubigkeit, kann den Lauf der Geschichte bestimmen, nur Menschen als Akteure können es.

Antonio Gramscis Familie stammte aus dem Süden Italiens, dem Armenhaus Sizilien. Seine Kindheit verlief im Schatten der Verurteilung und Emkerkerung seines Vaters, eines Finanzbeamten. Im Jahre 1912 begann Antonio Gramsci sein Studium an der Universität von Turin. Aus dem rückständigen häuerlich geprägten Süden in den industriellen Norden Italiens - ein fast schon "epochaler Räumlichkeitswechsel". Eine Koalition zwischen den lohnabhängigen Arbeitern des Nordens und den armen Bauern des Südens erschien undenkbar, "kooperierten" die industriellen Beschäftigten doch - aus der Sicht des Südens - mit den Kapitalkräften. Gramsci gelang es als erstem, diese beiden Gruppen in der Rätebewegung zusammenzuführen. Er sah in diesen Bündnisstrategien einen wichtigen Faktor für die Veränderung der gesellschaftlichen Verhältnisse. Der aufziehende Faschismus stellte die größte Herausforderung für die Bündnisfähigkeit der Linken dar. Die Rätebewegung der Arbeiter und Bauern wurde mit Hilfe faschistischer Milizen außerhalb bürgerlicher Rechtsstaatlichkeit niedergeschlagen. Die Allianz zwischen bürgerlichen und faschistischen Kräften, die rechte Blockbildung, war damit bereits nahezu vollzogen. Gramscis Ziel war die Formierung eines linken Bündnisses und die Zerschlagung dieses "Rechtsblocks".

Antonio Gramsci wurde nach der Verhaftung Bordigas 1923, ein Jahr nach der Machtübernahme Mussolinis, zum kommissarischen Führer der neugegründeten kommunistischen Partei Italiens (KPI) ernannt, die sich 1921 von der sozialistischen Partei (PSI) abgespalten hatte (Gramsci: "Abspalten und Vereinigen auf höherem Niveau"). Nur wenige erkannten außer Gramsci die Gefahr einer faschistischen Diktatur. Dies wird auch durch Gramscis Verhalten im Nachfeld des Mordes an dem Sozialisten Matteotti durch die Schergen Mussolinis deutlich. Nach der Idee der Gründung eines Gegenparlamentes aus Protest gegenüber den faschistischen Machthabern führte er die kommunistische Gruppe doch wieder ins Parlament zurück, in der festen Überzeugung, "daß man das Parlament

doch nicht den Faschisten überlassen könne". Die Gefahr einer faschistischen Diktatur war ihm allgegenwärtig und der Kampf gegen sie hatte für ihn höchste Priorität.

Am 8. November 1926 wurde Gramsci trotz seiner parlamentarischen Immunität verhaftet und eingekerkert. Noch im Gefängnis distanzierte er sich vom sektiererischen Kurs der Kommunistischen Internationale, einem Kurs, den auch die KP Italiens verfolgte, trotz der drohenden Isolation von seinen mitinhaftierten Genossen. Am 27. April 1937 verstarb Antonio Gramsci an den Folgen einer Hirnblutung.

Die Frage nach der Hegemoniefähigkeit eines linken Blocks bzw. eines linken Bündnisses, nimmt auch heute noch - und vielleicht ganz besonders nach 1989 - eine zentrale Stellung ein. In Sachen Bündnisstrategien und Bündnispolitik könnten linke Bewegungen des ausgehenden 21. Jahrhunderts eine ganze Menge von Gramsci lernen, so die These *Sabine Kebirs*. Gerade unter diesen Gesichtspunkten wäre eine Neu-Rezeption Gramscis zu begrüßen.

Was mir ein wenig zu kurz kam, läßt sich leicht auf einen Punkt hringen: Der Marxist Antonio Gramsci. Eine wenn auch nicht bewußte Reduzierung auf den Politiker, den Bündnisstrategen in fast machiavellianischer Tradition führt zwangsläufig zu Mißverständnissen. Trotz aller bündnispolitischer Strategien blieb Gramsci zeitlebens ein Marxist. Ich möchte dies nur an einem Beispiel erläutern. Die Allianz von den Bauern des Südens und den norditalienischen Industriearbeitern in der Rätebewegung trieb Gramsci nicht nur aus Gründen der Stärkung der emanzipatorischen Bewegung voran, nein, er hatte erkannt, daß beide Abhängige und Unterdrückte der gleichen gesellschaftlichen Machtverhältnisse waren. Die Aufspaltung beider Gruppen, die gegenseitigen Antipathien stellten sogar Stabilitätsreserven der bürgerlichen Gesellschaft dar. Die Koalition beider Gruppen war die Voraussetzung progressiver gesellschaftlicher Veränderung. Durch eine solche Herangehensweise fällt es auch leichter, die anscheinend so schwer zu verdauende neuere Rezeptionsgeschichte Gramscis zu begreifen. Eine Rezeption durch die "Neuen Rechten" sollte nicht zu einem resignierenden Rückzug, sondern zu einer Reflexion über "das Marxistische" seiner Theorie führen. Das Unbehagen einiger Teilnehmer, das sich in Forderungen nach einer Rückkehr zu den Marx'schen Grundkategorien der Arbeitsteilung und Wertschöpfung ausdrückte, erscheint mir in die gleiche Richtung zu gehen. Dem Politikstrategen Gramsci wird zwangsläufig eine differenzierte Rezeptionsgeschichte in der Tradition Niccolò Machiavellis widerfahren.

Hajo Holst

## Marxismus und Demokratie

Etwa 60 Interessierte nahmen im Rahmen der Hannoveraner Tagung "Marxismus an der Schwelle zum 21. Jahrhundert - Bilanz und Perspektive" am Workshop "Marxismus und Demokratie" des Marxistischen Forums teil. Einleitend referierten *Uwe-Jens Heuer* (Berlin), *Ekkehard Lieberam* (Leipzig), *Michael Benjamin* (Berlin) und *Jörg Miehe* (Göttingen) zu verschiedenen Aspekten der Demokratiefrage aus marxistischer Sicht. In der Diskussion sprachen zwölf Teilnehmer; u. a. *Dieter Klein*, *Peter von Oertzen* und *Ellen Weber*. Diskussionspunkte waren vor allem: Eigenständigkeit der Demokratiefrage und allgemeiner Demokratiebegriff, Demokratiedefizite des Realsozialismus, Notwendigkeit einer Bilanz der Demokratieentwicklung im Kapitalismus, Demokratie und Klassengleichgewicht, Maßstäbe der Kritik hürgerlicher Demokratie, Vereinbarkeit von Kapitalmacht und parlamentarischer Demokratie und das Schicksal der Eigentumsfrage in ihrer Beziehung zur Demokratiefrage.

Wir dokumentieren im folgenden die Ausführungen von Uwe-Jens Heuer und Ekkehard Lieberam. Eine erweiterte Fassung des Beitrags von Michael Benjamin wird im Anschluß daran abgedruckt. Jörg Miehes Einleitungsstatement folgt in Z 31 (September 1997).

*Uwe-Jens Heuer*

### Marxismus und Demokratie in der Geschichte des Sozialismus

#### Demokratiebegriff

Ich möchte mit einer Definition der Demokratie beginnen. Ein solcher allgemeiner Demokratiebegriff wurde von der marxistisch-leninistischen Orthodoxie abgelehnt. Sie stützte sich dabei vor allem auf Schriften Lenins. In seiner Arbeit "Die proletarische Revolution und der Renegat Kautsky" hatte er geschrieben: "Es ist nur natürlich, wenn ein Liberaler von 'Demokratie' schlechthin spricht. Ein Marxist wird nie vergessen zu fragen: 'für welche Klasse?'. Man könne "nicht von 'reiner Demokratie' sprechen, solange es verschiedene *Klassen*" gibt, "sondern nur von Klassendemokratie".<sup>1</sup> Lenin vertrat diese Auffassung gegen Kautsky zur Verteidigung einer proletarischen Diktatur gegen die gestürzte Bourgeoisie. Kautsky hatte demgegenüber von einem grundlegenden Gegensatz von Demokratie und Diktatur gesprochen, wie übrigens vor ihm auch Eduard Bernstein. Ge-

<sup>1</sup> W.I. Lenin, Werke, Band 28, Berlin 1959, S. 233, S. 240.

stützt auf diese Position Lenins wurde in der DDR überwiegend nur von bürgerlicher bzw. sozialistischer Demokratie gesprochen, wobei sozialistische Demokratie längere Zeit mit proletarischer Diktatur gleichgesetzt wurde.

Mir scheint, daß es für eine fruchtbare Diskussion notwendig ist, einen Allgemeinbegriff von Demokratie zu akzeptieren. Ich schlage vor, den Inhalt der Demokratie durch die Realisierung der widersprüchlichen Interessen des Volkes, Entfaltung der Persönlichkeit, durch Einfluß auf den Staat in der Wechselwirkung von Individuum, Gesellschaft und Staat zu bestimmen. Das Maß der Demokratie wäre in diesem Sinne das Maß der jeweils erreichten individuellen und kollektiven Selbstbestimmung. Demokratie gebt damit vom Bestehen von Herrschafts- und Machtverhältnissen aus.

Dieser moderne, auf das Volk bezogene Demokratiebegriff bildete sich mit der französischen Revolution heraus. Auch Marx und Engels gehörten zum Lager der Demokratie, zum Lager jener, die individuelle und kollektive Selbstbestimmung in kritischer Sicht auf Herrschafts- und Machtverhältnisse forderten und denen das Mißtrauen der Herrschenden sicher war. Von dieser Position her kritisierten sie Zensur und Bürokratie. Die revolutionäre, wenn man will kopernikanische Wende bei Marx war die Einsicht, daß der entscheidende Gegner, die entscheidende Bedrohung der Demokratie nicht die Macht des Staates, sondern die Macht des Privateigentums sei. Aus der Forderung nach Abschaffung des Staates, der Politik, wurde die Forderung nach der Beseitigung des Privateigentums an den Produktionsmitteln. Die entscheidende politische Form des Übergangs von der bestehenden kapitalistischen Gesellschaftsordnung zur neuen Gesellschaftsordnung sahen sie in der Klassendiktatur des Proletariats. Hatte die Revolution von 1848 Marx zur Schlußfolgerung der Notwendigkeit einer vorübergehenden Diktatur geführt, so sah er in der Pariser Kommune den Beweis ihrer Realisierbarkeit. Sie war die "endlich entdeckte politische Form, unter der die ökonomische Befreiung der Arbeit sich vollziehen konnte".<sup>2</sup> Die Pariser Kommune hat nur 72 Tage existiert. Niemand konnte damals die Frage beantworten, ob die Pariser Kommune bei längerer Existenz diese ihre die Staatsmaschine ablösenden Formen der unmittelbaren Demokratie hätte aufrecht erhalten können. Marx und Engels aber sahen in ihr den Nachweis jedenfalls der Möglichkeit, die verhaßte Staatsmaschine zu festigen. In einer Kontroverse mit Bakunin charakterisierte Engels in einem Brief vom 24. Januar 1872 die Auffassung Bakunins und seine Gegenposition mit folgenden Worten: "Da also der Staat das Hauptübel sei, so müsse man vor allem den Staat abschaffen, dann gehe das Kapital von selbst zum Teufel, während wir umgekehrt sagen: Schafft das Kapital ab, so fällt der Staat von selbst."<sup>3</sup>

<sup>2</sup> MEW, Band 17, Berlin 1962, S. 342.

<sup>3</sup> MEW, Band 33, Berlin 1966, S. 388.

Marx und Engels waren Zeit ihres Lebens entschiedene Demokraten. Sie sahen aber den entscheidenden Schritt zur Lösung der Demokratiefrage in der Abschaffung des Privateigentums. Eine spezifische Demokratiefrage gab es damit eigentlich nicht mehr. Das Gleiche gilt auch für das Recht. Vor der Revolution war Demokratie nicht möglich und nach der Beseitigung des Privateigentums war sie als spezifische politische Form nicht mehr nötig. Ähnliches galt für das Schicksal des Rechts. Es war vorher Ausdruck des Privateigentums und nachher überflüssig. Ich habe diese Position hier natürlich nur in äußerster Kürze skizzieren können.<sup>4</sup>

Mit der wachsenden Kraft der Arbeiterbewegung, mit der wachsenden Möglichkeit, politische Veränderungen zu erreichen, mit dem Heranreifen der Revolution, wuchs die Notwendigkeit, sich über demokratische Veränderungen in der bürgerlichen Ordnung zu verständigen. Hier sei nur auf Arbeiten von Bernstein, Kautsky, Luxemburg und Lenin verwiesen.

### Sozialismus und Demokratie - eine erste Bilanz

Für unsere heutige Diskussion möchte ich aber in den Mittelpunkt die Auseinandersetzung um das praktische und theoretische Erbe des in Europa 1917 unternommenen und 1989/90 gescheiterten ersten Sozialismusversuchs stellen. Ich mache das auch deshalb, weil in den Eingangreferaten zu unserer Konferenz diese Frage eine wesentliche Rolle gespielt hat. Hatte dieser Sozialismusversuch auch Positives auf praktischem und theoretischem Gebiet zur Demokratie beigetragen oder handelt es sich nur um einen Irrweg, eine welthistorische Sackgasse, müssen wir, wie Oskar Negt meinte, vor allem die Frage der Haftung für Verbrechen stellen?

Der erste Versuch, die Überlegungen von Marx und anderen Marxisten über die Schaffung einer neuen Gesellschaftsordnung in die Praxis umzusetzen, wurde in Rußland unternommen. Es wäre absurd, Marx verantwortlich für Lenin oder gar für Stalin zu machen. Aber als Möglichkeit ist die sozialistische Praxis, die sich tatsächlich vollzog, im Werk von Marx angelegt, das auf die revolutionäre Gestaltung einer Gesellschaft ohne Privateigentum zielte. Deshalb kann man nicht einfach zurückkehren zum reinen Marx, als ob nichts geschehen wäre. Die Anwendung einer Theorie sagt etwas aus über sie, über ihren Wahrheitsgehalt.

Bereits wenige Monate nach dem Sieg der Oktoberrevolution wurde offenbar, daß das Konzept des Kommunestaates sich als nicht realisierbar erwies. Lenin war sich darüber im Klaren, daß Demokratie und Diktatur nicht gleichgesetzt werden können. Lenin wußte, daß Diktatur Demokratie für einen Teil der Menschen - und je härter sie angewandt wird, für desto

<sup>4</sup> Vgl. hierzu und zu folgendem: U.-J. Heuer, *Marxismus und Demokratie*, Berlin 1989, Baden-Baden 1989/1990 sowie U.-J. Heuer, *Zur Geschichte der marxistischen Demokratietheorie*, *Utopie kreativ*, Heft 59, September 1995, S. 29-40, U.-J. Heuer, *Demokratisierung im heutigen bürgerlichen Staat*, ebenda, Heft 62, Dezember 1995, S. 34-39.

mehr Menschen - ausschließt. Gleichwohl sah er in der damaligen Situation nur diese eine Möglichkeit, den Weg zum Sozialismus freizuhalten. Die Gefahren dieser Entwicklung hat damals am deutlichsten Rosa Luxemburg gesehen und beschrieben.

Nach dem Ende der neuen ökonomischen Politik entwickelte Stalin eine Theorie, in der Demokratie und Diktatur vollständig in eins gesetzt werden, die eine spezifische Demokratiefragestellung weder in der Gegenwart noch in der Zukunft zuließ. Zugleich war sie offen für jede taktische Wendung, alles war möglich. Diese Theorie wurde zum bestimmenden Kanon, nicht nur für die Sowjetunion, sondern auch für die kommunistischen Parteien anderer Länder.

Nach 1945 gab es in Ostdeutschland und weiteren Ländern Osteuropas eine neue Chance, Sozialismus und Demokratie praktisch und theoretisch zu verbinden. Wichtige Grundlagen hierfür hatten sowohl Gramsci als auch Lukacs belegt. Große Bedeutung für die theoretische Weiterentwicklung besaß der XX. Parteitag der Kommunistischen Partei der Sowjetunion von 1956. Er öffnete den Weg zu neuen Fragestellungen, auch auf dem Gebiet der politischen Theorie, blieb in vielem aber inkonsequent. In der DDR war der wichtigste Versuch für eine Veränderung des politischen Systems, für die Verbindung von Sozialismus und Demokratie mit dem neuen ökonomischen System verbunden, das seit 1963 in Angriff genommen wurde. Auch in späterer Zeit gab es immer wieder Debatten um die Spezifik der Demokratiefragestellung, um die Frage der Kontinuität und Diskontinuität sozialistischer und bürgerlicher Demokratie, um die Möglichkeit und Notwendigkeit eines sozialistischen Rechtsstaates. Die poststalinistische Orthodoxie hat diese Fragen immer wieder zurückgewiesen, immer wieder die Identität von Demokratie und Diktatur behauptet.

Welche Schlußfolgerungen können aus diesem sozialistischen Versuch gezogen werden? Seine Geschichte hat die Marx'sche These, daß die Beseitigung des Privateigentums die Lösung der entscheidenden gesellschaftlichen Probleme, also auch die Lösung der Demokratiefrage zur Folge hat, insbesondere die vom Staat ausgehenden Gefahren innerhalb historischer kurzer Frist aufhebt, widerlegt. Die Gefahr des Staates für die Demokratie war geblieben, hatte sich sogar durch seine gewaltige, sich aus dem staatlichen Eigentum ergebende Rolle erhöht. Die These vom raschen Absterben des Staates hat sich als eine gefährliche Illusion erwiesen. Gefahren für die demokratische Selbstbestimmung gehen nicht nur vom Privateigentum, geben auch, wenngleich in ganz anderer Weise, vom staatlichen Eigentum aus. Diese Schlußfolgerung scheint mir unabweisbar und erfordert wichtige Konsequenzen, auch für unsere Strategie als Marxisten.

Anf der anderen Seite ergaben sich nach der Beseitigung des kapitalistischen Eigentums ein wesentlich höheres Maß an sozialer Gleichheit, eine höhere Allgemeinbildung und damit verbunden andere Formen des Umgangs. Die Befriedigung bestimmter Bedürfnisse verschärfte zugleich an-

dere. Ich möchte die Behauptung wagen, daß eine Reihe wichtiger Voraussetzungen der Demokratie in der DDR besser gewesen waren als jemals in der deutschen Geschichte, daß es in bestimmten Bereichen, etwa in den Betrieben, mehr Demokratie gab. Das System zielte nicht auf politische Apathie, die in bürgerlichen Gesellschaften ein weitgehend notwendiges Produkt ist, sondern auf politische Aktivität. Zugleich aber brach die politische Demokratie ab, sobald die Fragen der Macht ernsthaft berührt waren. Die Menschen wurden politisiert, sie wurden zur Wahrnehmung ihrer Interessen aufgerufen, hierfür auch in hohem Maße gebildet, zugleich aber wurde sie ihnen, wenn sie ernst machten, versagt.

Das hatte auch Konsequenzen auf dem Gebiet des Rechts. Auf einer Reihe von Gebieten gab es Sicherheit, gab es große Rechte, gab es Verständlichkeit eines von den Menschen annehmbaren Rechts. Das betraf etwa das Zivilrecht, das Arbeitsrecht, das Familienrecht. Auf anderen Gebieten gab es keine oder wenig Rechte, das betraf vor allem die Bereiche, in denen die Menschen in unmittelbare Beziehung zum Staat traten, das Verfassungs- und das Verwaltungsrecht. Die DDR war bis zum Schluß kein Rechtsstaat, aber auch kein Unrechtsstaat.

Der Sozialismusversuch, der 1917 begann, und - jedenfalls in Europa - im Jahre 1990 unterging, hat die Vereinigung von Sozialismus und Demokratie nicht gelöst. Er bleibt bei dem stehen, was man sozialistische Erziehungs- oder Gestaltungs-diktatur nennen könnte.<sup>5</sup> Es hatten sich viele Voraussetzungen der Demokratie herausgebildet, in bestimmten Bereichen sogar Formen der Demokratie, aber im eigentlich politischen Bereich überwogen bis zum Schluß autoritäre, also fremdgestimmte Verhältnisse. Sicherlich ist die Überlegung Lenins nicht abschließend widerlegt, daß der Weg der Erziehungsdiktatur schließlich auch zur Demokratie führen kann. Aber auch das Gegenteil wurde nicht hewiesen. Wie lang darf ein Umweg sein, bis er zur Sackgasse wird?

#### Eigentumsfrage bedeutungslos?

Bedeutet nun aber die Einsicht, daß die Abschaffung des Privateigentums sozialistische Demokratie nicht gleichsam zwangsläufig zur Folge hat, auch die Schlußfolgerung, daß die Abschaffung des Privateigentums für das Problem der Demokratie bedeutungslos geworden ist? Ist es heute an der Zeit, endlich den Ballast der Marx'schen These über Bord zu werfen? In meinen Augen ist dann, wenn wir den Zusammenhang von Demokratie und Eigentum aufheben, der Sieg des Kapitalismus im Jahre 1990 theoretisch vollendet. Ich kann deshalb denjenigen nicht zustimmen, die jetzt Demokratie und Sozialismus gleichsetzen. Anscheinend war dies der Sinn der von Lothar Bisky, Gregor Gysi und Hans Modrow formulierten und

<sup>5</sup> Vgl. zu einer solchen Charakterisierung Pipers Wörterbuch zur Politik, Band 1, Politikwissenschaft, München-Zürich 1989, S. 167, sowie zur entsprechenden Charakterisierung der Sowjetunion W. Hofmann, Was ist Stalinismus?, Heilbronn 1984, S. 47f.

von der ersten Sitzung des 4. Parteitages der PDS im wesentlichen akzeptierten fünf Grundsätze. Es hieß dort: "Es geht nicht um die Frage, ob und wieviel Demokratie und Liberalität sich eine sozialistische Gesellschaft leisten kann, sondern darum, daß ihr sozialistischer Charakter von der Realisierung umfassender Demokratie und Liberalität abhängt. Jeder Schritt wirklicher Demokratisierung ... ist ein Schritt in Richtung Sozialismus."<sup>6</sup> Damit ist Sozialismus mit Demokratie identifiziert. Das Problem des demokratischen Sozialismus ist gleichsam durch In-Eius-Setzung von Sozialismus und Demokratie gelöst. Während von der marxistisch-leninistischen Orthodoxie durch eine solche Identifizierung das Demokratieproblem aufgehoben wurde, wird jetzt durch diese Identifizierung das Sozialismusproblem für erledigt erklärt. Christine Ostrowski und Roland Weckesser definierten kürzlich Sozialismus kurzerhand folgendermaßen: "Wir verstehen Sozialismus als einen Begriff der Umschreibung eines demokratischen Gemeinwesens, das zu einer marktwirtschaftlich begründeten Wertschöpfung und sozialem Ausgleich fähig ist."<sup>7</sup>

In dem soeben erschienenen Kommentar zur Programmatik der PDS werden diese Überlegungen in grundsätzlicherer Form entwickelt. Man dürfe den Sozialismus nicht durch Gemeineigentum definieren, es ginge um die Interessen verschiedener Typen von Eigentümern, darunter auch "das Interesse an einer effizienten Verwendung der bezahlten Produktionsfaktoren, ausgedrückt in Gewinn oder Profit". Marktmechanismus, pluralistische Demokratie und Rechtsstaat werden gleichermaßen als die entscheidenden Evolutionspotentiale der bürgerlichen modernen Gesellschaft gekennzeichnet. An die Stelle der Enteignung tritt vorwiegend die Lenkung der "Wahrnehmung der Verfügungsrechte der Kapitaleigentümer in eine andere Richtung". "Für das Einzelunternehmen wird der Gewinn das entscheidende Ziel bleiben."<sup>8</sup>

Die volle Freisetzung unzweifelhaft in der bürgerlichen Demokratie vorhandener Evolutionspotentiale soll gleichsam den Sozialismus hervorbringen. Die Verbindung von Marktmechanismus, pluralistischer Demokratie und Rechtsstaat gibt es bereits heute. Ihre inneren Widersprüche sind in den letzten sieben Jahren unzweifelhaft erheblich deutlicher geworden. Ich halte die Annahme, daß eine vom kapitalistischen Gewinnstreben bestimmte Produktionsweise gleichsam durch einen demokratisch-sozialistischen Überbau unverändert in eine grundlegend andere Richtung gedrängt werden kann, für illusionär. Marx hatte diese Position immer bekämpft. In seiner Kritik des Gothaer Programms schrieb er zu dessen politischen Forderungen: Sie "enthalten nichts außer der aller Welt bekannten demo-

kratischen Litanei: Allgemeines Wahlrecht, direkte Gesetzgebung, Volksrecht, Volkswehr etc. Sie sind bloßes Echo der bürgerlichen Volkspartei, des Friedens- und Freiheitsbundes... Selbst die vulgäre Demokratie, die in der demokratischen Republik das tausendjährige Reich sieht und keine Ahnung davon hat, daß gerade in dieser letzten Staatsform der bürgerlichen Gesellschaft der Klassenkampf definitiv auszufechten ist - selbst sie steht noch berghoch über solcherart Demokratentum innerhalb der Grenzen des polizeilich erlaubten und logisch Unerlaubten."<sup>9</sup>

Ich möchte es noch einmal ausdrücklich betonen. Die Erfahrung dieses Jahrhunderts haben den ungeheuren Wert bürgerlich-demokratischen Institutionen und Verhaltensweisen überaus deutlich gemacht. Die großen Defizite in der DDR auf diesem Gebiet waren eine der Ursachen ihres Untergangs. Dennoch aber kann sich eine sozialistische Partei nicht auf ihre Verteidigung und ihren Ausbau beschränken. Gerade heute wird die Bedrohtheit bürgerlich-demokratischer Institutionen und Verhaltensweisen durch die inneren Tendenzen des kapitalistischen Privateigentums wieder deutlicher. Sozialisten müssen heute nach den schweren historischen Erfahrungen den Kampf gegen die Übermacht des Staates mit dem gegen die Übermacht des kapitalistischen Privateigentums verbinden. Für Sozialisten, die nach dem Scheitern des sozialistischen Versuches ihr Ziel nicht aufgegeben haben, bleibt die Notwendigkeit, über Wege der Verbindung von Sozialismus und Demokratie nachzudenken. Ich meine, daß die welthistorische Aufgabe, sozialistisches Eigentum mit Demokratie zu verbinden, nicht durch Taschenspielertricks in einer oder in der anderen Richtung gelöst werden kann. Ernst Bloch hat diesen Widerspruch, diese Notwendigkeit einer Wechselwirkung in deutlicher Weise formuliert: "Keine Demokratie ohne Sozialismus, kein Sozialismus ohne Demokratie, das ist die Formel einer Wechselwirkung, die über die Zukunft entscheidet."<sup>10</sup> Sieben Jahre nach einem welthistorischen Zusammenbruch wäre es aberwitzig, heute zu bestimmen, wann und wie ein demokratischer Sozialismus wieder auf die Tagesordnung gesetzt wird. Die sich zuspitzenden Widersprüche des Kapitalismus, sein gegenwärtiges Streben nach ungebremseter Weltherrschaft verpflichten uns aber, nach einem solchen Ausweg zu suchen, über ihn nachzudenken und Gegenkräfte zu sammeln.

<sup>6</sup> G. Gysi, L. Bisky, H. Modrow, Sozialismus als Weg, Methode, Wertorientierung und Ziel, in: Neues Deutschland v. 15.1.1995.

<sup>7</sup> Ch. Ostrowski, R. Weckesser, Brief aus Sachsen, in: Neues Deutschland v. 8.5.1996.

<sup>8</sup> Zur Programmatik der Partei des Demokratischen Sozialismus. Ein Kommentar, hrsg. v. Gesellschaftsanalyse und politische Bildung e. V., Berlin 1997, S. 80, S. 92, S. 130, S. 135.

<sup>9</sup> MEW, Band 19, Berlin 1982, S. 29.

<sup>10</sup> E. Bloch, Naturrecht und menschliche Würde, Frankfurt/M. 1961, S. 232.

## Marxistische Demokratietheorie und bürgerliches Parlament

Auch ich plädiere, wie Uwe-Jens Heuer, für eine marxistische Demokratietheorie, die der Eigenständigkeit der Demokratiefrage gerecht wird. Ein wichtiger Aspekt ist dabei zweifelsohne die Haltung der an Marx orientierten Sozialisten zum Parlament. Marx und Engels lebten in einer Zeit, da sich die heutige Funktionsweise der parlamentarischen Demokratie allenfalls in Konturen abzeichnete. Die sozialistische und kommunistische Bewegung hat mittlerweile eine Vielzahl von Erfahrungen sammeln können: positive wie auch sehr problematische. Notwendig ist eine Bilanz. Dies muß eine Bilanz sowohl der praktischen Erfahrungen als auch des entsprechenden marxistischen Denkens sein.

Natürlich gibt es auch zeitübergreifende generelle Fragen, die heute genau so wie im 19. Jahrhundert zu stellen sind. Z. B.: Wie ist das Verhältnis von parlamentarischer Arbeit und Klassenkampf? oder: Was ist der Sinn bzw. was sind die Risiken von Regierungsbeteiligung? Aber natürlich fallen die Antworten heute anders aus als im 19. Jahrhundert. Die Probleme am Ende des 20. Jahrhunderts haben ihr eigenes Gepräge. Wir müssen uns diesen Problemen aus der Sicht unseres Wissens um den Transformationsprozeß der parlamentarischen Demokratie stellen. Dazu vier Überlegungen.

### 1.

Zuerst geht es darum, die Grundrichtungen der Transformation der parlamentarischen Demokratie in den vergangenen 150 Jahren zu bestimmen. Karl Marx formulierte 1843, daß das Repräsentationsprinzip der "unverhohlene Widerspruch" ist.<sup>1</sup> Er zog im "18. Brumaire des Louis Bonaparte" aus der Konfrontation zwischen Nationalversammlung und Pariser Proletariat im Juni 1850 bekanntlich die sehr weitreichende Schlußfolgerung, daß zumindest in den "altzivilisierten" Ländern die parlamentarische Republik die "politische Umwälzungsform" der bürgerlichen Gesellschaft, aber eben nicht deren "konservative Lebensform" sein wird.<sup>2</sup> Bis zu seinem Tode 1896 war Friedrich Engels der Überzeugung, daß die sozialistische Revolution heranreift und aus dieser Sicht die Ergebnisse der Wahlen und die Stärke der parlamentarischen Vertretung vor allem "Maßstab" für dieses Heranreifen sind.<sup>3</sup> Es war dann Karl Kautsky, der 1893 voraussah, daß die Arbeiterklasse sich nur "innerlich.. vom liberalen Denken

<sup>1</sup> K. Marx, Kritik des Hegelschen Staatsrechts, MEW, Bd. 1, Berlin 1978, S. 279.

<sup>2</sup> K. Marx, MEW, Bd. 8, Berlin 1960, S. 122.

<sup>3</sup> Vgl. U.-J. Heuer, Marxismus und Demokratie, Berlin 1989, S. 116ff.

freizumachen brauchte", um das englische allmächtige Parlament in ein Werkzeug der Diktatur des Proletariats zu verwandeln.<sup>4</sup> Es kam dann aber vieles ganz anders.

Die parlamentarische Demokratie, bestimmt durch Stellung und Funktionsweise des bürgerlichen Parlaments, das - wie Rosa Luxemburg einmal formulierte - "das ganze Räderwerk der Zentralregierung" in Gang bringt<sup>5</sup>, wurde zu einer recht stabilen Lebens-, Bewegungs- und Entwicklungsform der bürgerlichen Gesellschaft. Aus dem "unverhohlenen Widerspruch" wurde eine Konvention der Klassenzusammenarbeit. Kapitalmacht, allgemeines Stimmrecht und Parlamentarismus haben sich nicht nur als vereinbar erwiesen, sondern sie haben sich zu tragenden Elementen eines politischen Systems entwickelt, das nicht nur die Herrschaft der Gesamtbourgeoisie ermöglicht - das erkannte auch schon Karl Marx -, sondern zugleich eine sehr erfolgreiche Regulierung der Klassenbeziehungen sichert. Es kam unter ganz bestimmten politischen Rahmenbedingungen zum Klassenkompromiß des Sozialstaates, zu einer Verbindung zwischen Gesellschaft und Staat über das Repräsentationsprinzip, die auch den ausgebeuteten Klassen bestimmte Möglichkeiten der Teilhabe an der Macht, der Durchsetzung ihrer Interessen in der Gesetzgebung einräumt. Das Parlament wurde - in Deutschland - aus einem recht unbedeutenden Anhängsel des monarchistischen Regierungssystems zur zentralen Achse eines Systems, daß den Regierenden ein recht hohes Maß an Massenloyalität sichert. Es begründet eine Art Waffenstillstandsabkommen zwischen den Klassen der kapitalistischen Gesellschaft.

Einher ging dies u. a. mit vielfältigen Mechanismen zur Abschottung des Parlaments von den demokratischen Bewegungen, mit einem tiefgreifenden Wandel der Parteien, mit einer Verparteibürokratisierung der Staatsspitze und des öffentlichen Dienstes, mit Wählermanipulation, mit dem Wirksamwerden der bürgerlichen Massenmedien, mit einem realen Funktionsverlust der Parlamente gegenüber der Regierung und der Ministerialbürokratie. Ganz offensichtlich vollzog sich diese Transformation unter dem Druck der organisierten Arbeiterbewegung und vor allem auch des real existierenden Sozialismus. Die Veränderung des politischen Kräfteverhältnisses seit Mitte der siebziger Jahre zu Ungunsten der Lohnabhängigen, das Ende des europäischen Sozialismus verändert dieses System des Klassenkompromisses. Es stellt sich heute die Frage, welchen Charakter diese Veränderungen haben, ob und inwieweit die vom Parlament übernommene Integrationsfunktion sich abschwächt, in eine Krise geraten ist, inwieweit auch das Parlament wieder stärker zu einer Arena der Klassenauseinandersetzung wird.

<sup>4</sup> K. Kautsky, Parlamentarismus und Demokratie. Zweite durchgesehene und vermehrte Auflage, Stuttgart 1911, S. 109.

<sup>5</sup> R. Luxemburg, Die sozialistische Krise in Frankreich, in: Gesammelte Werke, Bd. 1, Zweiter Halbband, Berlin 1970, S. 59.

## 2.

Damit rückt heute in das Zentrum einer marxistischen Sicht auf das hürgerliche Parlament und die parlamentarische Demokratie eine höchst praktisch-politische Frage: nämlich die nach dem Verhältnis von parlamentarischer Arbeit und außerparlamentarischem Klassenkampf aus der Sicht einer Widerstandsstrategie gegen die Politik des Neoliberalismus. Ein Blick auf den Kampf von Marx, Rosa Luxemburg, Lenin macht deutlich, daß bestimmte Aspekte dieser Problemstellung durchaus nicht neu sind. Zu erinnern ist an ihre Polemik gegen den parlamentarischen Kretinismus, d.h. gegen eine parlamentarische Arbeit, die sich aller gesellschaftlichen, außerparlamentarischen Machtmittel enthält. Angeknüpft werden kann auch an das Verständnis des Parlaments von Rosa Luxemburg als "Organ der Klassen- und Fraktionskämpfe der hürgerlichen Gesellschaft" und an ihre These von der "Ohnmacht der rein parlamentarischen Aktion", die sie als sehr ernste "Lehre der Zeitgeschichte" charakterisierte.<sup>6</sup>

Nach allen geschichtlichen Erfahrungen kann man das Parlament nur dann wirksam zur Trihüne des Widerstandes machen, wenn die in ihm vertretenen Sozialisten und Kommunisten davon ausgehen, daß der rein parlamentarische Kampf zur Niederlage führt und sie nur als Bestandteil gesellschaftlicher Gegenmacht die Chance einer Einflußnahme auf den politischen Prozeß haben. Eine Sozialistische Partei - das gehört seit der Bismarckschen Sozialgesetzgebung zum Einmaleins des Klassenkampfes und eines marxistischen Verständnisses von Politik - wird politisch nur dann erfolgreich sein, wenn hinter ihr eine gesellschaftliche Massenbewegung steht. Sie muß sich deshalb in ihrer parlamentarischen Arbeit auch als Teil und Inspirator des außerparlamentarischen Massenwiderstandes verstehen. Dies schließt auch ein, daß sie bemüht sein muß - wie Rosa Luxemburg sagte -, "durch außerparlamentarische Aktionen die Masse selbst auf die politische Bühne (zu) führen".<sup>7</sup>

## 3.

Es ist nicht zu verkennen, daß heute noch weit mehr als etwa zu Beginn dieses Jahrhunderts der Parlamentarismus selbst - für eine in ihm agierende linke Partei - ein Nährboden für Anpassung ist. Im Parlament konzentriert sich geradezu die Integrationskraft der bürgerlichen Demokratie. Die parlamentarisch wirksamen Parteien verfügen in der Bundesrepublik jährlich immerhin über mehr als 1,5 Mrd. DM an direkten finanziellen Mitteln. Sie sind "Arbeitgeber" mit vielen tausend Beschäftigten. Sie ähneln so immer mehr kapitalistischen Betrieben, in denen unten gearbeitet und oben Geld verdient wird. Linke Parteien partizipieren proportional mit ih-

<sup>6</sup> R. Luxemburg, Schlag auf Schlag, in: Gesammelte Werke, Bd. 3, Berlin 1973, S. 170f.

<sup>7</sup> R. Luxemburg, Lassalles Erbschaft, in: Gesammelte Werke, Bd. 3, a.a.O., S. 222f.

ren Wahlerfolgen in zunehmenden Maße an diesem Geldsegen. Selbst aus Fundis unter ihren Politikeru können so allzu leicht Pfründis werden.

Hinzu kommen die traditionellen Wirkungen des Parlamentarismus: die Überschätzung der parlamentarischen Reformarbeit, die Tendenz einer Absonderung von den Wähleru, die Folgen eines permanenten Liebesentzugs seitens der anderen Parlamentarier im Falle einer konsequenten Oppositionspolitik u.a.m. Gefragt sind zeitgemäße Antworten darauf, wie den vom Parlamentsbetrieb ausgehenden Anpassungszwängen entgegengewirkt werden kann, wobei man sicherlich die Dinge nicht versimplifizieren darf. Das Primat der außerparlamentarischen Aktion darf in keiner Weise etwa als Ablehnung ernsthafter parlamentarischer Arbeit (das Aufdecken der Machenschaften der Regierenden, das Aufzeigen von konkreten Alternativen zur Politik des Neoliberalismus) mißverstanden werden. Man kann sicherlich z. B. kritisch hinterfragen, ob und inwieweit die Gesetzgebungsarbeit der PDS-Bundestagsgruppe zureichend ist, aber man sollte sich Pauschalisierungen enthalten, die das eigentliche Problem - die Bestimmung der Aufgaben und der Maßstäbe linker Parlamentsarbeit - nicht lösen helfen.

## 4.

Schließlich geht es um eine Frage, die von der marxistischen Theorie von Anfang an - wohl auch aus der Sicht einer vermuteten Nähe zur sozialistischen Revolution - mehr nebenbei behandelt wurde: um die Ergänzung der parlamentarischen Demokratie durch vielfältige Formen der unmittelbaren Demokratie. Da gab es im Eisenacher Programm, im Gothaer Programm und im Erfurter Programm Forderungen nach Einführung der Volksgesetzgebung. Wenn Karl Marx in der "Kritik des Gothaer Programms" schreibt, daß die politischen Forderungen dieses Programms "nichts, außer der aller Welt bekannten demokratischen Litanei", enthalten<sup>8</sup>, ist dies natürlich nicht als Absage an die Forderungen nach "allgemeinem Wahlrecht" und "direkter Volksgesetzgebung" zu verstehen.<sup>9</sup> Er meinte lediglich, die Forderungen seien "nur in einer demokratischen Republik am Platze".<sup>10</sup> Allerdings äußerten sich weder Karl Marx noch Friedrich Engels direkt zur Frage der Volksgesetzgebung. Dies blieb Karl Kautsky vorbehalten, der dazu eine zurückhaltende bis ablehnende Position bezog. Er wies der vom Erfurter Programm geforderten "direkten Gesetzgebung" neben dem Parlament "höchstens" den Platz zu, "in Einzelfällen zu seiner Korrigierung in Tätigkeit (zu)treten"<sup>11</sup>, ohne sie ansonsten positiv zu bewerten. Die Aufgabe einer über das parlamentarische System

<sup>8</sup> K. Marx, MEW, Bd. 19, Berlin 1962, S. 29.

<sup>9</sup> So auch Volkssouveränität und Volksgesetzgebung - Die Kernpunkte der Demokratiefrage, Teil I, Flensburger Hefte, Sonderheft, 1989/1990, S. 183.

<sup>10</sup> K. Marx, ebd.

<sup>11</sup> K. Kautsky, a.a.O., S. 3.

hinausgehenden Demokratisierung des staatlichen Entscheidungsprozesses war zumindest keine konzeptionelle Frage marxistischer, sozialistischer Politik, als die ich sie heute - angesichts des unübersehbaren Trends zum bürokratischen Parteienstaat - ansehe.

Gerade aus der Sicht der Verselbständigung des Parlamentarismus gegenüber dem eigentlichen Souverän - dem Volk - und einer parlamentarischen Demokratie mit recht verkrusteten, die Kapitalherrschaft stützenden Strukturen sollten sich Marxisten (neben ihrem Eintreten für eine Demokratisierung der Wirtschaft) mit an die Spitze der Diskussion für mehr Bürgerdemokratie, für eine entsprechende Ergänzung des parlamentarischen Systems stellen. Wir müssen für politische Formen eintreten und diese dann auch mit durchsetzen helfen, die den gesellschaftlichen Initiativen, dem Protest von unten Raum geben, die auf Bürgernähe, auf eine Abflachung der bestehenden elitären Machtpyramide, auf eine andere politische Streitkultur abzielen.

**SPW**  
 Forum für sozialdemokratische Linke  
 und ökologisch-solidarischen Diskurs  
 '97  
 AKTUELL  
 Zeitschrift für  
 Sozialistische  
 Politik und  
 Wirtschaft

**Gewerkschaften und Reformkräfte • Globalisierung und Politik • Maastricht II und Europäische Linke • Gewalt und Zivilisation • Neo-Konservatismus am Ende? • Staatsreform • Arbeit - Zeit - Geld**

Ich bestelle  
 ein kostenloses  
 Probeheft!

Name, Vorname

Straße

PLZ, Ort

Ein kostenloses spw-  
 Probeheft gibt es  
 bei: spw-Verlag,  
 Fresienstraße 26,  
 D-44289 Dortmund  
 Tel.: 02 31/40 24 10  
 Fax: 02 31/40 24 16  
 e-mail: SPWVERLAG  
 @LINK-DO.soli.de  
 Weitere Infos  
 im Internet:  
 Http://www.koeln-  
 online.de/spw und  
 CL-Diskussionsbrett:  
 /CL/GRUPPEN/SPW

Michael Benjamin

## Rechtsstaatlichkeit und Demokratie<sup>1</sup>

Auf der wissenschaftlichen Tagung "Marxismus an der Schwelle des 21. Jahrhunderts. Bilanz und Perspektive" in Hannover hat sich Oskar Negt gegen die pragmatische Unterordnung der Theorie unter die Politik gewendet. In der Tat: Ein marxistischer Wissenschaftler, der wie der Autor dieser Zeilen aus der DDR stammt und sich seinem Staat und der führenden Partei, der SED, bis zuletzt verbunden gefühlt hat, muß sich heute nicht nur nach Irrtümern und Fehlbeurteilungen befragen, sondern auch feststellen, daß er seinem Staat, den er bewahren wollte, geschadet statt genützt hat, wenn er aus politischer Loyalität oder anderen pragmatischen Gründen den Wunsch für die Realität genommen und unhaltbare Aussagen getroffen oder notwendige Feststellungen unterlassen hat.<sup>2</sup>

Ist allerdings von der heutigen Zeit und ihrem Geist die Rede, so haben sich Ursprung und Richtung, kaum aber die Intensität des Einflusses politischer Pragmatik geändert. Solange man beispielsweise gewärtig sein muß, daß eine kritische Äußerung über die DDR als Argument der Anklage in einem der gegenwärtig laufenden DDR-Prozesse verwendet wird, die ich weder politisch noch juristisch akzeptieren kann, verstehe ich, daß auch ein Wissenschaftler sich die Konsequenzen seines Redens und Schreibens für die Betroffenen unabhängig von politischen oder menschlichen Sympathien oder Antipathien genau überlegt.

Oder kann man als politisch aktiver Linker beispielsweise den demokratischen Grundgehalt des Leninschen Sowjetmodells, das bekanntlich den Grundsatz der Gewaltenteilung ablehnt, öffentlich bejahen, ohne gewärtig sein zu müssen, sogleich der Verfassungsfeindschaft bezichtigt zu werden?

Ungeachtet der alten wie der in neuem Gewand einhergehenden Schwierigkeiten soll immerhin versucht werden, beim weiteren Schreiben der Wahrheit zumindest näher zu kommen.

## Der deutsche Rechtsstaat: Historische Erfahrungen

Die DDR war (wie auch andere sozialistische Länder) kein Rechtsstaat im Sinne dessen, was das Bundesverfassungsgericht als "freiheitlich-demokra-

<sup>1</sup> Erweiterte und überarbeitete Fassung des Referates im Workshop "Marxismus und Demokratie" der Tagung "Marxismus an der Schwelle des 21. Jahrhunderts. Bilanz und Perspektive" in Hannover (15. März 1997).

<sup>2</sup> Von diesem Versuch, eine "Parteilinie" zu halten, die nicht zu halten war, zeugen meine Artikel zur Rechtsstaatsproblematik aus den Jahren 1988/1989. Vgl. u.a.: Zum sozialistischen Rechtsstaat, in: Staat und Recht 2/1989, S. 99ff.; Die Deutsche Demokratische Republik - ein sozialistischer Rechtsstaat, in: Einheit 6/1989.

tische Grundordnung" beschrieb, mit Gewaltenteilung, Rechtsförmigkeit der Verwaltung, gerichtlicher Kontrolle von Gesetzen und Verwaltungsentscheidungen, Parlamentarismus und dem Primat der individuellen Rechte und Freiheiten.<sup>3</sup> Sie wollte keiner sein.

An die Stelle der Gewaltenteilung setzte sie die Gewalteneinheit im Sinne der Erklärung des Primats der Volksvertretungen (der Legislative) gegenüber den anderen "Gewalten"; Konsequenz hieraus war die Ablehnung der Verfassungsgerichtsbarkeit wie auch der gerichtlichen Kontrolle von Verwaltungsentscheidungen. Sie proklamierte das Prinzip der Volkssouveränität umfassend im Sinne aktiver Mitgestaltung der Bürger in allen Phasen des Entscheidungsprozesses. Gegenüber der Hervorhebung der Individualrechte wurde die Einheit gesellschaftlicher und persönlicher Interessen im Sozialismus betont. An die Stelle des klassischen parlamentarischen Schemas der Gegenüberstellung von Regierungsparteien und Opposition wurde das Prinzip des demokratischen Blocks gesetzt.

Diese Position kann nicht mit Pauschalurteilen belegt, schon gar nicht mit moralisierenden Sprüchen abgetan werden. Sie muß erklärt und ihre Ergebnisse müssen an ihren eigenen Maßstäben gemessen werden, schon um mit Blick auf künftige sozialistische Schritte absehbare Fehlentwicklungen zu vermeiden, aber auch vorwärtsweisende Ansätze nicht zu ignorieren.<sup>4</sup>

Die deutschen Linken brachten in den Wiederaufbau nach der Befreiung 1945 nicht nur die Erfahrungen mit der Justiz des deutschen Faschismus, sondern auch mit jener der Weimarer Justiz mit, von der Kurt Tucholsky 1921 geschrieben hatte: "Das Mädchen Justitia spielt munter auf dem Klavier. Piano und forte, wie es sich trifft. Es ist ein feines Mädchen. Mild ist sie gegen Adel, Studenten, Nationale. Da wird nicht zugeschlagen. Aber gegen die Arbeiter? Allemaal!"<sup>5</sup>

Es waren nicht nur die soziale Stellung, Herkunft und die politischen Traditionen der Richter und Staatsanwälte, die den fast nahtlosen Übergang der deutschen Justiz in das Lager des Nationalsozialismus (und, wäre hin-

zuzufügen, später nicht minder nahtlos von der Nazijustiz in die Justiz der BRD) bewirkten. Zu dieser politisch-sozialen Prädisposition trat (und wirkt weitgehend auch heute) auf der begrifflichen Ebene die Konzeption der abstrakten Normativität, die nicht nach dem Inhalt der Rechtsvorschrift fragt, sondern nach ihrer Rechtsförmigkeit. Sie ist eine wesentliche Komponente deutschen Rechtsstaatsverständnisses. Wem diese Erwägungen zu abstrakt sind, mag in den Entscheidungen des Reichsgerichts die Rechtsprechung zur "Rassenschande"gesetzgebung des faschistischen Deutschlands nachlesen.

Daß diese Erfahrungen bei den Linken ein instrumentelles Rechtsverständnis förderten, ist leicht zu verstehen. Es war eine Erfahrungstatsache daß die Instiz Klassenjustiz war. Das Recht stellte sich als Knüppel dar, den es zu zerbrechen, zumindest aber jenen wegzunehmen galt, die ihn bisher schwangen. Die Überzeugung von der Notwendigkeit einer grundlegenden Reform des deutschen Justizwesens war bis weit in das Lager bürgerlicher Demokraten verbreitet. Von Eugen Schiffer, Reichsminister a.D. der Weimarer Republik und erstem Chef der Deutschen Zentralen Justizverwaltung der Sowjetischen Besatzungszone, stammt die Formel "Volksfremdheit des Rechts - Rechtsfremdheit des Volkes - Weltfremdheit der Richter". Er forderte, nicht einfach den Zustand vor der Errichtung des deutschen Faschismus wiederherzustellen, "sondern einen neuen, und zwar einen demokratischen Rechtsstaat zu schaffen".<sup>6</sup>

Dieser Gedanke war in Ostdeutschland weitgehend akzeptiert. Das war keineswegs ein akademisches Problem. Die Berufung auf die bürgerliche Rechtsstaatlichkeit, insbesondere die Unantastbarkeit des Eigentums, spielte zu jener Zeit auch eine Rolle bei den Auseinandersetzungen um die Enteignung der Großgrundbesitzer, der Kriegs- und Naziverbrecher. Auseinandersetzungen, wie könnte es bei der Eigentumsfrage anders sein, die nach der Niederlage des Sozialismus von den Siegern wieder aufgenommen wurden, was für die Ostdeutschen zu fatalen Konsequenzen geführt bat.

Als Reaktion auf die Auseinandersetzungen nach 1945 wurde schließlich in Ostdeutschland der Begriff der Rechtsstaatlichkeit durch den der sozialistischen Gesetzlichkeit ersetzt. Dabei spielte auch - aber ich nenne diesen Faktor erst an dieser Stelle - der Einfluß der Besatzungsmacht und der sowjetischen Rechtsauffassungen seine Rolle. Diesem Begriff, der ausgehend von W.I. Lenin nach der Oktoberrevolution geprägt wurde,<sup>7</sup> war von Anfang an ein starkes zentralistisches Moment zu eigen; der Instrumentalcharakter des Rechts wurde stärker hervorgehoben als sein Garantcharakter

<sup>6</sup> E. Schiffer, Geleitwort zur ersten Ausgabe "Neue Justiz" 1947, Nr. 1, S.1.

<sup>7</sup> Vgl. z.B. W.I. Lenin, Über "doppelte" Unterordnung und Gesetzlichkeit, in: Werke, Band 33, Berlin 1962, S. 346ff.

<sup>3</sup> So im Urteil des Bundesverfassungsgerichts vom 23. Oktober 1952 (BVerfGE 2,1). Vgl. u.a. Uwe-Jens Heuer, Ekkehard Lieberam, Michael Schumann: Die PDS und ihr Verhältnis zu Demokratie und Rechtsstaat, in: Utopie kreativ, Nr. 13, September 1991, S. 26ff. Die Aussage, daß die DDR kein Rechtsstaat im beschriebenen Sinne habe sein wollen, gilt für den weit überwiegenden Zeitraum ihrer Existenz. Die Rechtsstaatsdebatte der Jahre 1988/1989 war ein Versuch, das in einer Legitimationskrise befindliche politische System der DDR ideologisch und durch strukturelle Reformen (z.B. Einführung der Verwaltungsgerichtsbarkeit) zu stützen. Beides erwies sich als nicht mehr durchführbar. (Vgl. dazu auch Fußnote 2). Zum Zeitraum bis 1948/49 weiter unten.

<sup>4</sup> Aus marxistischer Sicht wurden Rechtsstaat und Demokratie besonders von Uwe-Jens Heuer und Hermann Klenner analysiert. Vgl. u.a. Uwe-Jens Heuer, Marxismus und Demokratie, Berlin 1989; Uwe-Jens Heuer, Zur Geschichte der marxistischen Demokratietheorie, in: Utopie kreativ, Nr. 59, September 1995, S. 30ff.; Hermann Klenner, Rechtsstaat versus Machtstaat, aufklärungshistorisch betrachtet, in: Z 29, März 1997, S. 31ff.

<sup>5</sup> Kurt Tucholsky, Gegen die Arbeiter? Allemaal - ! In: Ein Pyrenäenbuch, Auswahl 1920-1923, Berlin 1969, S. 366. Vgl. dazu auch Michael Benjamin, Zur Staatskonzeption und Sicherheitspolitik der SED, in: Utopie kreativ, Nr. 17/18, März/April 1992, S. 92ff.

## Ergebnisse und Erfahrungen des deutschen Sozialismusversuchs

Die Erfahrungen des gescheiterten Sozialismusversuchs in der DDR besagen, daß die Unterschätzung und teilweise Negierung rechtsstaatlicher Struktur- und Gestaltungsprinzipien, damit verbunden die Unterschätzung juristischer Formen, die Demokratie gelähmt, Entstellungen des sozialistischen Weges wesentlich befördert und sein Scheitern mitbewirkt haben. Die Unterbewertung individueller Freiheitsrechte und faktische Unterordnung persönlicher (und betrieblicher) Interessen unter postulierte gesamtgesellschaftliche hat auf die Initiative lähmend gewirkt, zu gesellschaftlichen Protesthaltungen und letztlich zur Delegitimation des sozialistischen Staates beigetragen

Die machtpolitische Durchsetzung und schließlich Festschreibung der führenden Rolle der SED als Verfassungs- und Rechtsprinzip anstelle ihres Verständnisses als einer stets neu zu gewinnenden, auf den besseren Argumenten und der sachlichen und politischen Autorität ihrer Vertreter beruhenden Meinungsführerschaft hatte weitreichende Folgen. Es war damit die SED, welche die Definitionsmacht darüber hatte, worin die gesamtgesellschaftlichen Interessen bestehen. Die marxistisch-leninistische Partei - faktisch ihr hauptamtlicher Apparat - wurde nicht nur zum bestimmenden Inhaber der Macht, sondern auch zum hauptsächlichlichen Verantwortungsträger und zum entscheidenden Faktor der Stabilität oder Instabilität des gesellschaftlichen Systems.

Auch der Grundsatz der Gewalteneinheit führte nicht zum Primat der Volksvertretungen. Die Ehrenamtlichkeit der Abgeordneten, als Vorzug im Sinne basisdemokratischer Ansätze angesehen, zusammen mit dem Fehlen gerichtlicher Kontrolle unterstützten in der Praxis eine weitgehende Vorherrschaft der Exekutive. Das führte nicht nur zur Unkontrolliertheit und zur Möglichkeit von Machtmißbrauch; noch schwerwiegender war die aus dem Fehlen externer Kontrolle und Opposition resultierende Erstarrung des Leitungsapparates und sein Mangel an Lern-, Reaktions- und Adaptionsfähigkeit.

Diese (und weitere) Defizite festzustellen gebieten wissenschaftliche und politische Aufrichtigkeit. Damit werden die im Sinne einer Sozialismuskonzeption vorwärtsweisenden Ansätze, welche die DDR aufzuweisen hatte, nicht in Ahrede gestellt. Dazu gehören - unsystematisch aufgezählt - die im Vergleich zur BRD wesentlich stärkere Fixierung sozialer Grundrechte bis hin zur faktischen Einklagbarkeit des Rechts auf Arbeit (entsprechend der Ausgestaltung des Kündigungsrechts in der DDR). Die DDR wies bedeutende Elemente sozialer Gleichheit und von Chancengleichheit im Bildungswesen wie im sozialen Bereich und nicht unwesentlich (bei allen Unvollkommenheiten) in den Geschlechterverhältnissen auf. In der Theorie und Staatspraxis wurden Ansätze von Bürgerbeteili-

gung und Basisdemokratie und gesellschaftlicher Initiative, verschiedene Mitwirkungs- und Mitgestaltungsmechanismen bei allen drei "Gewalten" realisiert, von den ständigen Kommissionen und Aktiven der Volksvertretungen bis zur gesellschaftlichen Rechtspflege. Ein fast universelles, jedenfalls an keine Formvorschriften und sehr großzügige Fristbestimmungen gehundenes Eingangsrecht erwies sich bei allen auch in der DDR schon geäußerten theoretischen Bedenken als oftmals recht wirksames Mittel, bürokratische Verfahrensweisen und Entscheidungen zu konterkarieren.

Für weite Teile der Gesetzgebung, darunter Zivilrecht, Familienrecht und Arbeitsrecht, aber auch jene große Mehrheit der Strafsachen und Verwaltungsangelegenheiten, die das "tägliche Leben" der Bürgerinnen und Bürger der DDR betrafen, war das Streben nach Bürgernähe, Verständlichkeit und Einfachheit kennzeichnend. Die Verfahrensregelungen in Justiz und Verwaltung waren auf Vereinfachung der rechtlichen Wege, Konfliktverhütung und -beseitigung sowie Beschleunigung orientiert. Nicht zuletzt waren die Verfahrenskosten gering.

Auch demokratische und rechtsstaatliche Grundsätze werden stets in Raum und Zeit unter äußeren wie inneren Begrenzungen verwirklicht. Das zu leugnen entbehrt der Logik und ist unhistorisch. Das muß auch die DDR für sich in Anspruch nehmen können, deren Beseitigung mehr als zwei Jahrzehnte Staatsdoktrin der BRD war. Insofern gibt es Sinn, von einem Maß an Demokratie im Sozialismus (wie auch in jeder anderen Gesellschaftsordnung) zu reden, und die Polemik, die u.a. Lothar Bisky zu dieser Frage auf der ersten Tagung des 4. Parteitagess der PDS mit Sahra Wagenknecht führte, ist schlichtweg unbegründet.<sup>8</sup>

Das festzustellen erfordert zugleich zu sagen, daß besonders in den letzten Jahren der DDR demokratische Ansätze vielfach untergraben und ausgehöhlt wurden, und daß es nicht nur aus heutiger Sicht unangemessene Reaktionen, Fehltritte und auch Verletzungen der Gesetzlichkeit in Rechtspflege und Verwaltung vor allem dann gab, wenn Zusammenhänge mit der Sicherheit der DDR bestanden oder angenommen wurden.<sup>9</sup> Besonders in

<sup>8</sup> "Ich meine, ... daß Sozialismus nicht mehr oder weniger Demokratie braucht, sondern ohne Demokratie schlichtweg unmöglich und unakzeptabel ist." (Lothar Bisky, PDS '95: Solidarisch. Alternativ. Bundesweit. In: Disput Nr. 3-4/1995, S. 9. Man wende nicht ein, das sei doch eine längst vergangene Rede. Gerade diese Parteitagstagung hat in der PDS tiefe Spuren hinterlassen. Sozialisten müssen ihre eigenen Äußerungen ernst nehmen, auch wenn sie zwei Jahre alt sind. Außerdem wird der Demokratiebegriff in der gleichen vereinfachten Art und Weise auch in dem unlängst erschienenen Buch "Zur Programmatik der PDS" verwendet (Berlin, 1997).

<sup>9</sup> Diese Feststellung rechtfertigt keinesfalls die gegenwärtig von bundesdeutschen Juristen gegen Staatsfunktionäre der DDR konstruierten strafrechtlichen Aktionen. Bei solchen Übungen handelt es sich zumeist um politisch motivierte Verletzungen der Rechtsstaatlichkeit der BRD - in der Sache oftmals um Handlungen analog jenen, die DDR-Richtern als Rechtsbeugung angelastet werden.

den letzten Jahren der DDR nahmen Sicherheitserwägungen hypertrophierte Ausmaße an, welche die DDR enorm schädigten.

Das ist der Unterschied zwischen hürgerlicher und sozialistischer Kritik am "realen Sozialismus": Die in der BRD staatsoffizielle Kritik sieht - um Uwe-Jens Heuer zu zitieren - als grundlegendes Verbrechen der DDR ihre bloße Existenz an. Kulminierend in der "Unrechtsstaat"-These will sie alle Ansätze gesellschaftlicher Alternativen, welche die DDR *auch* verkörperte, zunichte und vergessen machen. Es entspricht bedauerlicherweise diesem Argumentationsschema, wenn Thomas Falkner in dem Buch zur Programmatik der PDS die "Überwindung des Staatssozialismus", d.h. die Restauration des Kapitalismus in Ostdeutschland als "zivilisatorische Leistung" bezeichnet.<sup>10</sup>

Die sozialistische Kritik hingegen richtet sich vor allem dagegen, daß die demokratischen Grundsätze, die zum selbstgestellten Anspruch der DDR und der SED gehörten, nicht verwirklicht wurden; daß die dafür herausgehildeten Mechanismen und Institutionen Schritt für Schritt ausgehöhlt, ihres Inhalts beraubt, instrumentalisiert und damit gesellschaftlich unwirksam wurden.

### Kritisches zum Rechtsstaat

Die notwendige Kritik an den Defiziten der DDR entkräftet nicht die bürgerlich-demokratische und marxistische Kritik bürgerlicher Rechtsstaatlichkeit. Vor allem betrifft das den sozial-politischen Inhalt der staatlich-rechtlichen Formen und Strukturen. "Die grundgesetzliche Ordnung ermöglicht den Fortschritt und die aktive Vertretung linker sozialistischer Positionen, aber sie garantiert dies nicht. Auf diesem Boden können auch Angriffe gegen den Fortschritt vorgetragen werden, waren Berufsverbote möglich."<sup>11</sup> Der strukturell-institutionelle Charakter rechtsstaatlicher Prinzipien abstrahiert von den herrschenden gesellschaftlichen Verhältnissen und verdeckt, daß der Inhalt ihrer konkreten Wirksamkeit wesentlich durch diese Verhältnisse bestimmt wird. Auch deshalb ist die Identifizierung von Sozialismus und Demokratie, wie sie in den innerparteilichen Diskussionen der PDS u.a. von Lothar Bisky, Gregor Gysi, André Brie und anderen vorgenommen wird, nicht begründet.

Wo der Profit herrscht, wird soziale Ungleichheit erzeugt und damit die proklamierte hürgerliche Gleichheit praktisch weitgehend eingeschränkt. Nach wie vor gilt das Wort von Anatole France "Das Gesetz in seiner erhabenen Gerechtigkeit verhiet es Reichen und Armen in gleicher Weise, auf Straßen zu betteln, unter Brücken zu schlafen und Brot zu stehlen".

Auch die Definitionsmacht darüber, was der Inhalt der Rechtsstaatlichkeit ist, d.h. der "Geist der Gesetze", gehört jenen, die die politische und ökonomische Macht ausüben. Im Deutschland von heute ist dafür exemplarisch die Stigmatisierung der DDR. Sie wird vermittels einer doppelten Eskamotage, eines doppelten Taschenspielertricks vorgenommen. Zunächst wird die gegenwärtige Rechtsordnung der BRD zum Inbegriff des Rechtsstaates überhaupt erklärt, was weder im internationalen Vergleich noch im Hinblick auf die heutige Verfassungswirklichkeit der BRD begründet ist.

Die zweite Eskamotage besteht dann darin, die DDR, die in der Tat im Sinne der Struktur- und Verfahrensprinzipien des Grundgesetzes kein Rechtsstaat war, als Unrechtsstaat zu bezeichnen. Die politischen und manipulatorischen Ziele dieses schon seit Aristoteles als logischer Fehler erkannten Sophismus (nämlich die Negation eines Begriffs dem ihm konträren gleichzusetzen) liegen auf der Hand: die "Delegitimierung der DDR" (Kinkel); die Formel von den "über 50 Jahren Diktatur" in der DDR; die Denunziation des Antifaschismus der DDR; die Diskriminierung der Ostdeutschen.

Mit dieser Eskamotage werden schwerwiegende Konsequenzen begründet, so die Abwicklung der DDR-Wissenschaft, die Enteignung und Liquidierung der volkseigenen Wirtschaft der DDR, das Rentenstrafrecht und die Außerkraftsetzung des Rückwirkungsverbots für die Strafverfolgung von Handlungen, die in der DDR begangen wurden. Wo freilich fiskalische und Bankinteressen im Spiel sind, sind z.B. "Altschulden" legitim und die von der DDR planwirtschaftlich an die LPGs ausgereichten Kredite von deren Nachfolgern marktwirtschaftlich an jene zu begleichen, die die Beute geteilt haben.

Die Ambivalenz der Rechtsstaatlichkeit der BRD zeigt sich im täglichen Leben der DDR-Bürger in vielfältiger Weise. Mit der Einführung der Rechtsordnung der BRD in der DDR gab und gibt es einen Zugewinn an bürgerlich-demokratischen Freiheiten und Grundrechten, einen höheren Rechtsschutz für die Bürgerinnen und Bürger gegen Verwaltungswillkür auch bei politischen und politikbezogenen Entscheidungen und mehr Rechtskontrolle der Verwaltung, vor allem durch die Gerichte.

Allerdings mußten die Ostdeutschen bald feststellen, daß zum "Preis der Freiheit" auch eine auf das Mehrfache gewachsene Kriminalität gehört, die der vielleicht krasseste Ausdruck gewachsener Lebensunsicherheit ist. Gravierender vielleicht noch sind die Überfülle, Abstraktheit und Schwerverständlichkeit der Rechtsnormen, mit denen die Ostdeutschen buchstäblich über Nacht konfrontiert wurden und die jetzt ihr täglichen Leben regulieren. Festzustellen, daß sich mit der Restauration des Kapitalismus der Bürokratismus nicht vermindert, sondern ausgewachsen hat, gehört mittlerweile zu den Gemeinplätzen linker Kapitalismuskritik. Während in der DDR zu den Hauptleidtragenden des Bürokratismus vor allem die Staats-

<sup>10</sup> Vgl. André Brie u.a., Zur Programmatik der Partei des Demokratischen Sozialismus. Ein Kommentar, Berlin, 1997, S. 252.

<sup>11</sup> Uwe-Jens Heuer, Ekkehard Lieberam, Michael Schumann, a.a.O., S. 33.

funktionäre der unteren und z.T. mittleren Ebenen (Bürgermeister, Betriebsleiter, Schuldirektoren, Sachbearbeiter) gehörten, sind es in der BRD vor allem die Staatsbürger selbst. Wichtige Dinge des täglichen Lebens wie Steuern, Versicherung, Rente sind mit beträchtlichem Aufwand verbunden und oft genug ohne Hilfe von Rechtsanwälten, Steuerberatern, Rentenberatern usw. nicht zu erledigen.

Der Zutritt zu den meisten Behörden ist leichter geworden; es gibt fast keine uniformierten Einlaßbediensteten mehr, keine Passierscheine und keine Ausweispflicht. Wirksamer als durch sichtbare Barrieren werden der Staat und seine Beamten vor den Bürgern durch strenge Prist- und Formvorschriften sowie komplizierte Verfahrensregelungen geschützt.

Formalisierung und Juridisierung des Verwaltungshandelns und nicht der oft zitierte "vormundschaftliche Staat" sind es in erster Linie, die hinter der häufig geäußerten Meinung Ostdeutscher stehen, in der DDR sei "alles einfacher gewesen".<sup>12</sup>

### Zu einem linken Rechtsstaat?

Die Diskussion über Sozialismuskonzeptionen für Deutschland befindet sich noch am Anfang. Allerdings halte ich sie für zeitgemäß. Es sollte weniger darüber geredet werden, daß die Ostdeutschen und die PDS in der BRD und ihrer parlamentarischen Demokratie ankommen müßten. Angekommen sind sie, ob sie wollten oder nicht. Zu reden und zu streiten ist darüber, wie diese Gesellschaft verändert werden kann, und das schließt sozialistisch orientierte Demokratie- und Rechtsstaatmodelle ein.<sup>13</sup> Solche Konzeptionen für Deutschland müssen sich im vollständigen Sinne auf die Aufhebung, d.h. die Negierung, kritische Bewahrung und Weiterführung der DDR-Erfahrungen wie jener der Bundesrepublik gründen.

Das Bonner Grundgesetz ist durchaus nicht die bisher beste (oder demokratischste oder rechtsstaatlichste) deutsche Verfassung, wie manchmal auch in der PDS zu hören ist. Immerhin aber wurde es 1948-1949 unter dem Eindruck der faschistischen Gewaltherrschaft ausgearbeitet. Unter seinen Verfassern befanden sich Opfer der Naziherrschaft. Auch waren die sozialistischen Stimmungen und Bestrebungen vieler Menschen in Westdeutschland zu berücksichtigen - die SPD war noch nicht in Godesberg angekommen und die CDU stand noch bei Ahlen.

<sup>12</sup> Vgl. z.B. Stolz aufs eigene Leben, in: Der Spiegel, Nr. 27/95, S. 41f.

<sup>13</sup> Die Frage, inwieweit Engels' und Lenins Voraussagen vom Absterben des Staates noch zutreffen, soll hier nicht erörtert werden. Daß der Aufbau sozialistischer Strukturen für einen langen Zeitraum staatlich-rechtlicher Formen bedarf, ist wohl allgemein akzeptiert. Immerhin wäre es interessant, die Entwicklungen aufzuarbeiten, die in den 20er wie auch den 60er Jahren in sozialistischen Ländern als "Übertragung staatlicher Funktionen an gesellschaftliche Organe" bezeichnet wurden. Einige auch in der DDR unternommene Schritte, z.B. die gesellschaftlichen Gerichte, erwiesen sich als durchaus lebensfähig.

Für die deutsche Linke steht gegenwärtig die Verteidigung der demokratischen Prinzipien des Grundgesetzes gegen eine schon nicht mehr schleichende, sondern immer offenere Rechtsentwicklung, gegen eine Justiz- und Verwaltungspraxis, die den Rechtsradikalismus Schritt für Schritt salonfähig macht, im Vordergrund. Die Verfassungswirklichkeit der BRD mit Dauerarbeitslosigkeit, Obdachlosigkeit, mit Beratungspflicht bei Schwangerschaftsunterbrechungen, "Gesundheitsreform" und einer restriktiven Sozialgesetzgebung ist ebenso unvereinbar mit dem Geist des Grundgesetzes von 1949 wie die Einschränkung (fast Aufhebung) des Asylrechts, die Erweiterung der Einsatzmöglichkeiten der Bundeswehr, die Diskriminierung von Ausländern, Zwangsabschiebungen und Polizeieinsätze gegen friedliche Demonstrationen

Das Grundgesetz, das die Unantastbarkeit der Würde und die Gleichheit aller Menschen vor dem Gesetz festschreibt, das 1949 das uneingeschränkte Asylrecht politisch Verfolgter verankerte, das Prinzip des Sozialstaates, die Gewährleistung und zugleich die Sozialpflichtigkeit des Eigentums sowie die Möglichkeit der Vergesellschaftung von Grund und Boden, Naturschätzen und Produktionsmitteln vorsieht - dieses Grundgesetz stellt nicht nur Handlungsrahmen für den politischen Kampf dar; es kann auch die Grundlage des Strebens nach Überwindung der Kapitalherrschaft sein.

Die im Grundgesetz enthaltenen Freiheitsrechte sind eine wichtige demokratische (wenn man will: zivilisatorische<sup>14</sup>) Errungenschaft, die eine sozialistische Partei nicht ungestraft ignorieren kann, und hinter die kein Sozialismusansatz zurückgehen darf.

Nicht minder relevant ist die Verfassung der DDR von 1949 u.a. mit ihrer konsequenten Orientierung auf Antifaschismus und Antimilitarismus, auf Gemeinwohl, soziale Gerechtigkeit und gesellschaftliche Mitgestaltung, mit der Ausgestaltung des Rechts auf Arbeit und anderer sozialer Grundrechte, mit Monopolverbot, Bodenreform und Wirtschaftsplanung,

Es ist im Streit kapitalistischer und sozialistischer Ideologien auf beiden Seiten (natürlich mit unterschiedlichen Bewertungen) eine der häufigsten Argumentationsfiguren gewesen, persönliche Freiheitsrechte einerseits, soziale und ökologische Grundrechte oder noch vereinfachter "Freiheit" und

<sup>14</sup> Der Begriff "zivilisatorische Errungenschaft" wird in der linken Diskussion gegenwärtig ziemlich exzessiv zur Kennzeichnung bürgerlich-demokratischer Institutionen, Strukturen und Entwicklungen verwendet, denen damit allgemeinmenschliche Dimensionen zugesprochen werden. Das täuscht sowohl über seinen eurozentrischen Charakter als auch über seine Ahistorizität, Verschwommenheit und Ambivalenz hinweg. Waren nicht die Soziallehre Platons oder die des Kung fu-tse für ihre Zeit zivilisatorische Errungenschaften - auch wenn sie wenig zueinander und noch weniger zu den Auffassungen Jean-Jacques Rousseaus passen? Auch die Erfindung der Eisenverarbeitung war eine solche Errungenschaft. Sie ermöglichte die eiserne Pflugschar ebenso wie das eiserne Schwert, die Dampfmaschine so gut wie die Artillerie. Die Frage danach, wer der Herr einer "zivilisatorischen Errungenschaft" ist und in wessen Interesse sie genutzt wird, ist also stets zu stellen - auch und besonders, wenn es um Formen und Strukturen geht.

"Gleichheit" gegenüberzustellen oder gegeneinander aufzurechnen.<sup>15</sup> Demgegenüber muß eine moderne Sozialismuskonzeption davon ausgehen, die Grundrechte auszubauen, die persönlichen und politischen Freiheitsrechte nicht einzuschränken, sondern sie vor allem um die soziale und die ökologische Dimension zu erweitern. "Freiheit" und "Gleichheit" nicht gegenüberzustellen, sondern als gleichberechtigte Werte und erstrebenswerte Ziele anzusehen, entspricht auch den Vorstellungen und Wertesystemen der Bevölkerungsmehrheit, in besonderem Maße in Ostdeutschland. Meinungs- und Reisefreiheit sind in diesen Wertvorstellungen ebenso enthalten wie durchsetzbares Recht auf Arbeit, soziale Sicherheit, soziale Gleichheit, reale Demokratie und Selbstbestimmtheit.<sup>16</sup>

## Staatsziele und Gewaltenteilung

Eugen Schiffers Mahnung von 1947, "einen neuen, und zwar einen demokratischen Rechtsstaat zu schaffen", sollte nicht vergessen werden. Soll verhindert werden, daß der strukturell-institutionelle Charakter demokratischer und rechtsstaatlicher Prinzipien wieder, wie beim Ende der Weimarer Republik, rechtsradikalen und faschistischen Bestrebungen - in welcher modernisierten Ausprägung auch immer - Vorschub leistet, daß diese Prinzipien und Institutionen lediglich den staatlich-rechtlichen Rahmen sozialer Polarisierung und ökologischer Mißwirtschaft bilden, ist eine Mindestbedingung die verbindliche Bestimmung von Staatszielen wie

- Gewährleistung sozialer Gerechtigkeit und Gleichheit, Verhinderung der Diskriminierung von Bevölkerungsgruppen,
- bedingungsloser Antifaschismus,
- Pazifismus, insbesondere die absolute Absage an den Einsatz deutscher Truppen außerhalb der Staatsgrenzen und zu anderen als Verteidigungszwecken,
- ökologischer Umbau der gesellschaftlichen Reproduktion

und von sozialpolitischen Schritten zu ihrer Realisierung. Denn allein die juristische Festlegung derartiger Grundsätze bewirkt wenig, wenn nicht gleichzeitig die sozialen Voraussetzungen geschaffen werden, d.h. vor al-

<sup>15</sup> Auch heutzutage ist das Verfahren noch verbreitet. Eine Erhebung des Instituts für Demoskopie Allensbach über die Einstellungen der Ostdeutschen zu diesen Fragen trägt die bemerkenswerte Überschrift: "Der Freiheit entwöhnt". Vgl. Renate Köcher, Der Freiheit entwöhnt. Sicherheitsstreben und egalitäre Tendenzen unterminieren die Wertschätzung des Freiheitsideals, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 13.3.1996, S. 5f.

<sup>16</sup> Vgl. Michael Benjamin, Ostdeutsche Identität und ihre sozialen Grundlagen. Gedanken über linke Politik. Marxistisches Forum, Heft 6, Berlin 1996, S. 8ff. Die Untersuchungsergebnisse zeigen, daß die Ostdeutschen vor allem Reisefreiheit sowie das höhere Maß an Versammlungs- und Meinungsfreiheit hoch bewerten. Die Existenz einer politischen Opposition, das bürgerlich-demokratische Wahlsystem werden wahrgenommen, hinsichtlich ihrer Wichtigkeit jedoch wesentlich niedriger bewertet.

lem ein grundlegender Umbau der Eigentumsverhältnisse vorgenommen wird.

Rechtliche Regelungen sind aber nicht irrelevant, wie die Erfahrungen des sozialistischen wie der kapitalistischen deutschen Staaten besagen. Arbeitsteilung und Gleichgewicht zwischen den "Gewalten" des Staates, gegenseitige wie auch externe Kontrolle, einschließlich gerichtlicher, Kampf um politischen Einfluß und Meinungsführerschaft bei Wirken einer aktiven Opposition<sup>17</sup> anstelle einer juristisch verankerten und administrativ durchgesetzten "führenden Rolle" gehören zu den grundlegenden Schlußfolgerungen aus dem Scheitern der DDR.

Nicht minder wichtig ist es, das Konzept der Volkssouveränität als aktiv wirkendes Prinzip, nicht eingeschränkt auf alle vier Jahre erfolgende Wahlen von Abgeordneten, die dem Souverän nicht verpflichtet sind, anzunehmen und durchzuführen. Es wird von den 1989-91 erarbeiteten Verfassungsentwürfen des Runden Tisches, des Kuratoriums für einen demokratisch verfaßten Bund Deutscher Länder wie auch der Bundestagsgruppe der PDS aufgenommen. Der unvergessene Gerhard Riege schrieb zur Gewaltenteilung: "Als Arbeitsteilung zwischen staatlichen Strukturen gemäß spezifischer Funktionen hat sie ihre volle Berechtigung. Für alle staatlichen Strukturen aber muß die Bindung an den Souverän unabdingbar - und zwar konkret - sein. Staatsgewalt ist aber auch als demokratische Selbstbetätigung der Bürger und Bürgerinnen verstanden."<sup>18</sup>

Damit stellt sich die Frage nach dem Primat der Vertretungskörperschaften im Rahmen der Gewaltenteilung - bis hin zu ihren Kompetenzen in "Verwaltungsangelegenheiten" und zur Wählbarkeit der Richter, die ja auch in bürgerlichen Demokratien nichts Unerhörtes ist. Vor allem aber geht es um vielfältige Formen der unmittelbaren Bürgerbeteiligung, nicht nur plebiszitärer Art, sondern vor allem auch bei der Entscheidungsvorbereitung. Insoweit ist über den rationellen Kern des von Marx im Zusammenhang mit der Pariser Kommune und von Lenin im Zusammenhang mit den Sowjets formulierten Prinzips der Vertretungskörperschaften aller Ebenen als arbeitender Körperschaften weiter nachzudenken. Damit wird die Unabdingbarkeit eines umfassenden Systems gerichtlicher Kontrolle - von der Verfassungsgerichtsbarkeit bis zur gerichtlichen Kontrolle von Verwaltungsentscheidungen und der Einklagbarkeit von Grundrechten, auch sozialer und ökologischer, nicht in Frage gestellt, sondern ausdrücklich hervorgehoben.

<sup>17</sup> Damit ist nicht gesagt, daß diese Auseinandersetzungen sich ausschließlich nach dem klassischen parlamentarischen Schema "Regierungspartei - Opposition" vollziehen müssen. Vgl. dazu weiter unten.

<sup>18</sup> Gerhard Riege, Der Verfassungsentwurf der PDS/Linke Liste, in: PDS/Linke Liste im Bundestag (Hrsg.), Blickpunkt Verfassung. Dokumentation der verfassungsrechtlichen Konferenz vom 9. und 10. November am Bogensee/Kreis Bernau, o.O. [Bonn] o.J. [1992], S. 22.

Und eine letzte Erwägung. Das Recht auf verfassungsmäßige Bildung und Ausübung einer Opposition gehört nach der Auffassung des Bundesverfassungsgerichtes zu den grundlegenden Prinzipien der "freiheitlichen demokratischen Grundordnung". Auch die Erfahrungen der DDR besagen, daß das Fehlen einer funktionierenden Opposition wesentlich zur Erstarrung und dem Verlust der Innovationsfähigkeit des politischen Systems beigetragen hat. Es ist aber auch darüber nachzudenken, daß sich in Ostdeutschland (und nicht nur dort), besonders in Umbruchssituationen, gesellschaftlich-staatliche Organisations- und Strukturformen entwickelten, die auf breiten gesellschaftlichen und gesellschaftsverändernden Konsens orientiert waren. Das war der ursprüngliche Ansatz des antifaschistisch-demokratischen Blocks 1945 in der DDR. Auf einem völlig anderen politisch-sozialen Hintergrund entwickelte sich 1989 die Form der runden Tische. Beide Organisationsformen waren nicht von langem Bestand. Der demokratische Block wurde nach der politischen und staatsrechtlichen Installation der führenden Rolle der SED zu einem "Transmissionsriemen" der Durchsetzung dieser Rolle und verlor damit faktisch weitgehend seinen konsensorientierten Charakter. Die runden Tische verschwanden nach den Märzahlen 1989 völlig und machten herkömmlichen kleinen oder großen Koalitionen Platz. Es ist eine noch zu untersuchende Frage, ob solche auf Konsensfindung innerhalb umfassender politischer Bündnisse orientierten Strukturen auf das Wirken in gesellschaftlichen Krisensituationen beschränkt bleiben müssen, oder ob sie ohne Aufgabe der politischen Eigenständigkeit oder Einengung der Entscheidungsfreiheit der Partner unter bestimmten Bedingungen - und wenn ja, unter welchen - auch stabile Organisationsformen für gesellschaftliche Veränderungen sein können.

Solche Gedanken stoßen gegenwärtig auf Skepsis und Ablehnung bei der Linken wie bei der Rechten. Sie als unrealisierbare Wunschvorstellungen zu bezeichnen, gehört zu den moderaten Einwänden. Rückwärtsgewandtheit, Nostalgie, Lernunfähigkeit von der einen Seite, Eklektizismus oder Revisionismus von der anderen zu den schärferen. Verfassungsfeindschaft und verwandte Bezeichnungen krönen das Ganze.

Mit Marx ist hier Dante zu paraphrasieren: Geh deinen Weg und laß die Leute reden. Letztlich entscheidet das Kriterium der Praxis. Früher oder später wird es sein Wort sprechen.

Wolfgang Richter

## Menschenrechtsverletzungen im deutschen Einigungsprozess

Die Bundesrepublik behielt sich bislang vor, in internationalen Gremien als sogenannter Nichtverletzerstaat aufzutreten, der anderen Staaten als Vorbild an Menschenrechtsstandard gelten könnte. Doch seit einigen Jahren liegen bei allen internationalen Gremien, ob UNO, Europaparlament, Europarat oder OSZE Beschwerden über Menschenrechtsverletzungen in der Bundesrepublik vor, zu Rassismus und Ausländerfeindlichkeit, zu Asylfragen oder Polizeiübergreifen, nicht zuletzt aber auch zu Menschenrechtsverletzungen im Prozeß der deutschen Einigung.

Es erscheinen Bücher und Artikel, die den Einigungsprozeß als "Kolonialisierung", "Okkupation" und "Vereinnahmung" Ostdeutschlands kennzeichnen. Das sind keine Kategorien, mit denen sich menschenrechtskonformes politisches Handeln beschreiben ließe. Von einer "Unterwerfung der Gesellschaft Ostdeutschlands (die sich durchaus auf einem Weg eigenständiger demokratischer Erneuerung befand) unter die politisch ökonomische Herrschaft der westdeutschen Republik" sprechen Wolfgang Dümcke und Fritz Vilmar. Sie resümieren: "Eben dies aber ist Kolonialisierung".<sup>1</sup> "Ich kenne kein Volk auf Erden, das so enteignet worden ist", sagte Egon Bahr bei einem Podiumsgespräch in Bonn über die Ostdeutschen.<sup>2</sup>

Tatsächlich sind die Ostdeutschen heute - zumindest unter den europäischen Völkern - die Bevölkerung, der am wenigsten von dem Land gehört, das sie bewohnen. Und dieses Land wäre allein nicht mehr lebensfähig.

Es liegt nahe, solcherart charakterisierte Prozesse auch auf die Einhaltung der von der Bundesrepublik ratifizierten und international anerkannten Menschenrechtskonventionen zu untersuchen. Das wird noch dadurch unterstrichen, daß auch Befürworter des Ablaufs der Einbeit, wie Klaus von Beyme, sich der gleichen Vokabel "Kolonialisierung" bedienen, wenn sie diesen Prozeß auch als eine Unumgänglichkeit ansehen, als einen notwendigen kurzen deutschen Sonderweg, um einen langen deutschen Sonderweg zu vermeiden. Man sei schließlich "hart gegen sich selbst und brutal gegen andere" gewesen, stimmte von Beyme Wiesenthal zu<sup>3</sup>, der deshalb im Transformationsschock nicht nur die "Grausamkeit gegenüber den Kolonisierten" erblickte.

<sup>1</sup> W. Dümcke, F. Vilmar (Hrsg.), *Kolonialisierung der DDR*. Münster 1995, S. 7f.

<sup>2</sup> *Kölnischer Stadtanzeiger* v. 22.5.1996.

<sup>3</sup> Klaus von Beyme, *Der kurze Sonderweg Ostdeutschlands zur Vermeidung eines erneuten Sonderwegs*, in: *Berliner Journal für Soziologie*, H. 3/96, S. 306.

Der Sieg über die sozialistischen Staaten war auch der Sieg über Menschen, die sich einem - wenn auch höchst unvollkommenen - Sozialismus mit ihrer Arbeit und ihrem Leben verschrieben hatten. Sie erfuhren die Einheit als ein "Okkupationsverhältnis" dem Inhalt nach, "auch wenn sie der Rechtsform nach einem Einigungsvertrag folgte".<sup>4</sup>

Legitimiert wird diese Einvernahme durch eine Geschichtsfälschung größten Stils im großen und im kleinen. Im "großen" durch eine Gleichsetzung von DDR und Faschismus mittels der Totalitarismustheorie und solchen Vokabeln wie "zweite deutsche Diktatur". Damit ist eine unerträgliche Diskriminierung des Lebens und der Biographien der Ostdeutschen mittels einer Konstruktion verbunden, nach der, um es mit Helmut Ridder zu persiflieren, praktisch "Millionen ehemaliger DDR-Bürger, die dumm, uneinsichtig, frech und undankbar, wie sie sind, nicht einsehen wollen, welche Mitschuld sie dadurch auf sich geladen haben, daß sie weder den inneren Betrieb der DDR vor Ort nach Kräften sabotiert, noch sich ihm durch Flucht in den Westen entzogen haben", heute allein dafür büßen sollten, daß sie loyale DDR-Bürger waren.<sup>5</sup>

Im "kleinen" durch Kriminalisierung des DDR-Alltags. Der Medienkrieg gegen die DDR, der nach der Wende den Stil der 50er Jahre-Attacken des Kalten Krieges wohl noch überbieten wollte, erlitt zwar Niederlagen um Niederlagen. Doch irgend etwas bleibt. "Manche erinnern sich vielleicht noch an die Schlagzeilen über die Benutzung ahnungsloser DDR-Patienten als Testprobanden für noch nicht zugelassene westliche Pharmazeutika, Spenderorganentnahmen an Lebendpatienten, die in der DDR gang und gäbe gewesen sein sollten, oder über Psychiatrisierungen politischer Gegner in der DDR. In überraschender Eindeutigkeit haben sich dann diese und andere Vorwürfe sämtlich als 'Recherchefehler' herausgestellt". Das lesen wir heute schon en passant in der neuesten Ausgabe einer Zeitschrift der GEW.<sup>6</sup> Sowohl die offizielle Politik als auch die Medien haben damit gegen eine Menschenrechtsnorm verstoßen, das Verbot der "Aufreizung zur Diskriminierung" (Allg. Erkl. Art.7).

Es nimmt nicht wunder, daß sich in Ostdeutschland speziell mit der Menschenrechtsproblematik im Einigungsvertrag befaßte Menschenrechtsorganisationen bildeten (Gesellschaft zum Schutz von Bürgerrecht und Menschenwürde e.V. (GBM) und Gemeinschaft für Menschenrechte im Freistaat Sachsen e.V. (GMS)).

Das "Ostdeutsche Kuratorium von Verbänden e.V.", deren Mitglied beide sind, hat auf seinem 1. Ostdeutschen Bundeskongreß am 2. Oktober 1993

<sup>4</sup> Axel Azzola, Rede auf dem Kongreß gegen Renten- und Versorgungsrecht am 13.1.1996 in Berlin (Konferenzmanuskript).

<sup>5</sup> Helmut Ridder, Dr. Mabuse lebt. In: Blätter für deutsche und internationale Politik, H. 1/97, S. 31.

<sup>6</sup> Peer Pasternack, Lehren und Lernen in Ostdeutschland. In: Erziehung und Wissenschaft, H. 1/97, S. 11.

ein Dokument "Menschenrechte in Deutschland. Eine ostdeutsche Initiative" verabschiedet, das gravierende Menschenrechtsverletzungen im Einigungsvertrag nachweist. Das Kuratorium umfaßte zu diesem Zeitpunkt über 70 Verbände mit mehr als einer Million Mitglieder. Die seither vergangenen Jahre zeigten, daß die dort erwähnten Menschenrechtsverletzungen keine kurzfristige Transformationserscheinung waren, sondern eine lang anhaltende Diskriminierung eines beträchtlichen Teils der ostdeutschen Bevölkerung darstellen, deren Ende nicht abzusehen ist. Das "Forum Menschenrechte", dem fast 40 deutsche Menschenrechtsorganisationen bzw. Sektionen international wirkender NGOs angehören, hat in zahlreichen Dokumenten einigungsbedingte Menschenrechtsverletzungen benannt.

So wurde auf einem Hearing im Mai 1993 festgestellt, daß "Grundrechte in den neuen Bundesländern gegenwärtig nur eingeschränkt gelten, z. B. durch die Beschränkung der Renten- und Eigentumsansprüche oder Massenentlassung von Lehrern." 1994 stellt das Forum "faktische Berufsverbote im Rahmen der Übernahme von Mitarbeiter/Innen des Verwaltungs- und Bildungswesens der ehemaligen DDR in den öffentlichen Dienst der Bundesrepublik Deutschland bzw. der Abwicklung derartiger Einrichtungen" fest. Zum Tag der Menschenrechte 1996 wurde vom Generalsekretär der Deutschen Gesellschaft für die Vereinten Nationen, Joachim Krause, der dieses Forum moderierte, die Ausgrenzung bestimmter Berufsgruppen im Osten mit der früher im Westen üblichen Praxis der Berufsverbote verglichen.<sup>7</sup>

Auch UNO-Gremien beschäftigten sich mit Menschenrechtsverletzungen der Bundesregierung im Einigungsvertrag. Die Berufsverbote für Wissenschaftler, Lehrer und Kulturschaffende wurden von dem UNO-Komitee für wirtschaftliche, soziale und kulturelle Rechte der Vertragsstaaten des gleichnamigen UN-Paktes vom 8.12.1993 kritisiert und ihre sofortige und umfassende Aufhebung gefordert. Das wurde von der Bundesregierung nicht beachtet. Das gleiche gilt für das Europäische Parlament. Es hat in seinem Menschenrechtsbericht vom 27. Januar 1993 die Diskriminierung bestimmter Berufsgruppen in der ehemaligen DDR konstatiert, wobei vor allem der öffentliche Dienst, insbesondere Lehrer und Hochschullehrer, erwähnt wurden sowie die Überprüfungen bei Anwälten und Notaren. Das in der Bundesrepublik Deutschland praktizierte Kriterium der "Staatsnähe" wurde verworfen, als eine klare politische Kategorie, die der Bewertung zugrunde gelegt wird.

Erst im November 1996 hatte sich die Bundesrepublik anlässlich ihrer Berichterstattung zur Einhaltung des Zivilpakts vor den Vereinten Nationen ernsthafte Nachfragen zum "Verbleib oder der Entlassung von Mitarbeitern des öffentlichen Dienstes der ehemaligen DDR einschließlich von

<sup>7</sup> Vgl. Neues Deutschland v. 4.12.1996; vgl. auch den Beitrag von Klaus Dammann in Z 29 (März 1997), S. 80ff.

Richtern und Lehrern" zu stellen. Es wurde nicht ausgeschlossen, daß "Mitarbeiter des öffentlichen Dienstes aufgrund der von ihm oder von ihr eingenommenen oder ausgedrückten Meinung" entlassen wurden und verlangt, die Bestimmungen zu präzisieren. Man wollte sogar wissen, auf welche Weise sie heute ihren Lebensunterhalt verdienen. "Wie können sie für ihre Kinder sorgen?"<sup>8</sup>

Es sind inzwischen zahlreiche Dokumentationen von Menschenrechtsverletzungen im Prozeß der Einheit erschienen, die umfänglichsten in der Weißbuchreihe der GBM.<sup>9</sup> Sie wollen darauf hinweisen, daß in der Folge der Vereinigung beider deutscher Staaten als dereinst gleichberechtigter UNO-Mitglieder die Bürger eines dieser Staaten nicht die entsprechende Akzeptanz und Achtung ihrer Biographien und ihrer Geschichte erfahren und Millionen Menschen in ihrer Menschenwürde verletzt sind. Sie sind es durch anhaltenden Verlust ihrer Arbeit oder ihres Status, durch Enteignungen und soziale Verunsicherungen, durch Nichtachtung oder auch Liquidierung von durch jahrzehntelanges Bemühen Erreichtem, z. B. von Frauenrechten, Recht auf Arbeit, Sicherheit der Wohnung, des Rechts, gleichen Lohn für gleiche Arbeit zu erhalten, was sinngemäß auch als gleiche Rente für vergleichbare Arbeit zu verstehen ist, sowie des Rechts auf soziale Grundsicherung, die Verwehrung des gleichberechtigten Zugangs zum öffentlichen Dienst, Nichtachtung der privaten Sphäre, Diskriminierung in Konfession oder Weltanschauung, Verletzung des Rückwirkungsverbot und damit auch des Rechts auf Verjährung sowie Verletzung des Prinzips der Unschuldsvermutung. Gegen die erwähnten Verletzungen ist der individuelle Rechtsweg von vielen beschränkt worden, doch er erwies sich in der Regel als unwirksam, zu langwierig oder unzumutbar.

Man kommt nicht umhin, in diesem Zusammenhang auf die These vom "Unrechtsstaat" DDR zurückzukommen, die das Vorgehen der Bundesregierung rechtfertigen soll. Diese These ist die Grundlage der Diskriminierung der Bürger der ehemaligen DDR und soll dazu dienen, neues Unrecht zu rechtfertigen. Wie man zur DDR auch stehen mag - und äußerst kritische Sichtweisen sind legitim - als "Unrechtsstaat" wurde die DDR, die sich stets als antifaschistischer Staat verstand, von der UNO nie in offizieller Weise qualifiziert oder verurteilt. Auch in den Schlußbemerkungen des Menschenrechtsausschusses der UNO zu dem Bericht der Bundesregierung zur Einhaltung des Zivilpaktes im Nov. 1996 wird dieser Begriff nicht aufgegriffen, obwohl er im Bericht der Bundesrepublik häufig verwendet wird. Das ist eine klare Abfuhr an dieses Konstrukt durch den UNO-Menschenrechtsausschuß.

Zu den Resultaten der Existenz der DDR zählt übrigens auch, daß rassistische und neonazistische Einstellungen in Ostdeutschland unmittelbar nach

Herstellung der Einheit signifikant geringer waren als in den alten Bundesländern (EMNID 1991: EX-DDR vier Prozent, alte Bundesländer 16 Prozent der Bevölkerung).<sup>10</sup>

Die Menschenrechtsverletzungen im Prozeß der deutschen Einheit lassen sich grob in vier Kategorien einteilen.

*Erstens*, die vielfältige Verletzung des Diskriminierungsverbots wegen politischer Überzeugung.

*Zweitens*, die Verletzung des Verbots von rückwirkendem Strafrecht und die Verletzung der Unschuldsvermutung.

*Drittens*, die massenhafte Verletzung des Rechts auf Arbeit (verursacht durch eine Art neokolonialer Praktiken der Bundesregierung) sowie anderer sozialer Menschenrechte.

*Viertens*, beispiellose Enteignung der Ostdeutschen durch menschenrechtsverletzendes Recht, Rechtsprechung und Praktiken.

Bei der Benennung dieser Menschenrechtsverletzungen kann man sich auch auf die Allgemeine Erklärung der Menschenrechte berufen (ohne Rücksicht auf ihren Deklarationscharakter), da bundesdeutsche Gerichte sie ihrerseits bis zum Bundesgerichtshof schon mehrfach zur Verurteilung von DDR-Bürgern herangezogen haben (Grenzerprozesse, Rechtsbeugung). Auch die Kündigungslisten und -kriterien des Innenministeriums sowie die Personalfragebögen nach der Vereinigung bezogen sich ausdrücklich auf die Allgemeine Erklärung als innerstaatliches Recht.<sup>11</sup>

### Diskriminierungen wegen politischer Überzeugung

Einige Bemerkungen zu den Menschenrechtsverletzungen im einzelnen.

Verletzungen des Verbots der Diskriminierung wegen politischer oder sonstiger Anschauungen (Art. 26 des Internationalen Paktes über bürgerliche und politische Rechte vom 16.12.1966 und Art. 7 der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte vom 10.12.1948).

Behörden der Bundesrepublik Deutschland, insbesondere des Bundesministeriums des Inneren, sowie der neuen Länder der BRD haben durch die Aufstellung von Katalogen von Berufsgruppen sowie die Benennung von Funktionen bzw. Dienst- und Arbeitsstellen der DDR politische Kriterien für den Ausschluß von Bürgern der Bundesrepublik vom öffentlichen Dienst geschaffen, mit denen das international geschützte Recht des gleichberechtigten und ungehinderten Zugangs zu öffentlichen Ämtern in gravierender Weise verletzt wird (Art. 25c des Zivilpaktes). Dabei geht es nicht um den Ausschluß von Bürgern der DDR vom öffentlichen Dienst

<sup>10</sup> Vgl. auch Weißbuch 1-5, Unfrieden in Deutschland. Diskriminierung in den neuen Bundesländern, hrsg. v. Wolfgang Richter u. a., Berlin 1992ff.

<sup>11</sup> Vgl. Daniela Dahn, Westwärts und nicht wegessen. Berlin 1996, S. 58.

<sup>8</sup> E 1990/7/Add. 12; s. auch Human Rights in East Germany. Berlin 1994, S. 27.

<sup>9</sup> Peinliche Fragen an Deutschland. In: FR v. 5.11.96.

wegen nachprüfbarer Verletzungen von Gesetzen oder evidenter Verstöße gegen Menschenrechte, sondern einzig und allein wegen ihrer Zugehörigkeit zu bestimmten Berufs- oder Angestelltengruppen, wegen ihrer politischen Ansichten oder weltanschaulichen Überzeugungen. Schon die bloße loyale Haltung ehemaliger DDR-Bürger zur Verfassungs- und Rechtsordnung des Staates, in dem sie lebten und arbeiteten, löste in der Bundesrepublik Deutschland massenhafte Diskriminierung aus. Das gibt im übrigen Anlaß zu der Feststellung, daß es sich hierbei um eine spezifische Spielart der Anwendung einer unter menschenrechtlichen Aspekten nicht zulässigen Kollektivstrafe handelt.

Die politisch motivierte Diskriminierung ehemaliger DDR-Bürger findet in einem facettenreichen Erscheinungsbild ihren Ausdruck. Die wesentlichsten dieser Erscheinungsformen sind:

- *Massenentlassungen und faktische Berufsverbote* von Mitarbeitern des öffentlichen Dienstes der DDR. Über eine Million ehemaliger Angestellter von Behörden oder anderen Einrichtungen des sog. öffentlichen Dienstes wurden mit dem Instrument der "Abwicklung" oder sofortigen Schließung ihrer Arbeitsstellen ohne individuelle Kündigung entlassen und zum größten Teil in eine per Einigungsvertrag verfügte "Warteschleife" geschickt, an deren Ende im Regelfall die Arbeitslosigkeit oder der erzwungene vorzeitige Ruhestand standen. Damit war in der Regel ohne Nachweis individueller Schuld oder eines Fehlverhaltens der Zugang zu öffentlichen Ämtern versperrt.

- *Berufsverbote durch individuelle Kündigungen* nach eigens für diesen Zweck im Einigungsvertrag zwischen der DDR und der BRD geschaffenen Sonderkündigungstatbeständen, die es erlaubten, politisch unliebsame Personen wegen "fehlender fachlicher Eignung", "fehlender persönlicher Eignung" oder "mangelndem Bedarf" aus ihrer Position zu entfernen und größtenteils dauerhaft (so z. B. mit Hilfe "Schwarzer Listen" im Freistaat Sachsen) aus dem Berufsleben zu entfernen. Die angeblich fehlende "persönliche Eignung" wurde in der Regel ohne gründliche Prüfung des Einzelfalls aus der vorherigen Tätigkeit und Stellung in der jeweiligen Leitungshierarchie abgeleitet; dem Betroffenen wurde in Umkehr der international üblichen und durch Menschenrechtsübereinkommen geschützten Unschuldsumvermutung auferlegt, die Unterstellung der "Nichtbeignung" zu widerlegen. Es galt und gilt der von offiziellen Vertretern der Bundesrepublik Deutschland auch vor internationalen Gremien und Foren verkündete Grundsatz "Je mehr sich jemand mit der DDR identifiziert hatte, desto weniger ist er für eine Tätigkeit in der Bundesrepublik geeignet" (so z. B. vom BRD-Vertreter auf dem "OSCE-Implementation Meeting on Human Dimension Issues, 1995" in Warschau).

Eine besonders zu beleuchtende Rolle spielte in diesem Zusammenhang der Umgang mit der Intelligenz der DDR, deren größter Teil aus den ehemaligen Positionen in Forschungseinrichtungen, Universitäten und

Hochschulen sowie den kulturellen Institutionen vertrieben wurde (die Größenordnung betrifft allein für den Bereich Universitäten und Hochschulen bis zu 70 Prozent der ehemals dort tätigen Wissenschaftler). Der sogenannten "Übernahme" in neue Positionen (die im Prinzip die alten, durch ordnungsgemäße Berufungen nach Recht der DDR zustande gekommenen waren) lagen deutlich formulierte politische Kriterien zugrunde. So heißt es dazu z. B. in der für das Land Berlin erlassenen gesetzlichen Regelung: "Für eine Übernahme kann nicht berücksichtigt werden, wer vor dem 5. April 1990 in hervorgehobener Position oder sonstiger Funktion auf nachhaltig wirksame Weise zur Stabilisierung des Herrschaftssystems der DDR beigetragen hat." Zusätzlich wurde die Ausübung von Funktionen im Rahmen der akademischen Selbstverwaltung an Hochschuleinrichtungen der DDR - eine international übliche und selbstverständliche Aufgabe eines Hochschullehrers - als Grund für den Ausschluß von ehemaligen DDR-Bürgern vom Zugang zu Ämtern der akademischen Selbstverwaltung (beginnend mit der Funktion eines Institutsdirektors) bestimmt. Die Einführung dieser und anderer politischer Kriterien (z. B. das der sogenannten "Staatsnähe") für den Ausschluß von ehemaligen DDR-Bürgern von der Weiterführung ihrer bisherigen Tätigkeit und der Übernahme von Ämtern der akademischen Selbstverwaltung verstößt im übrigen auch gegen Art. 7c des "Internationalen Paktes über wirtschaftliche, soziale und kulturelle Rechte" vom 16.12.1966, der ausdrücklich "Befähigung und Beschäftigungsdauer" als Voraussetzung für gleichberechtigten Aufstieg definiert.

Die Entfernung von DDR-Wissenschaftlern aus den Universitäten und Hochschulen (analog gilt dies für den Umgang mit Lehrern an den allgemeinbildenden Schulen) kollidiert in mehrfacher Hinsicht mit der nicht nur von internationalen Übereinkommen, sondern auch vom Grundgesetz für die Bundesrepublik Deutschland (Art. 5 (3)) geschützten Freiheit der Wissenschaft sowie Grundsätzen des Übereinkommens gegen Diskriminierung im Unterrichtswesen.

Die vielfach praktizierte Heranziehung marxistischer Standpunkte in Publikationen von DDR-Wissenschaftlern als angehlicher Nachweise mangelnder "fachlicher Eignung" verstößt gröblichst gegen das im Zivilpakt (Art. 18) geschützte Recht, "eine Weltanschauung eigener Wahl zu haben", und die "Freiheit, seine Weltanschauung durch Unterricht zu bekunden".

Die im April 1991 verkündete Maxime des Vorsitzenden der für die personelle "Reinigung" zuständigen "Struktur- und Berufungskommission" der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät der Humboldt-Universität, Prof. Dr. Wilhelm Krelle aus Köln (zu Hitlers Zeiten stellvertretender Kommandeur der SS-Division "Götz von Berlichingen"), "Kein Marxist soll seinen Fuß über die Schwelle dieses Hauses setzen, solange ich hier bin!", wurde faktisch durchgängig zur politischen Richtschnur im Umgang mit den Angehörigen der Hochschulen der ehemaligen DDR, durch die deren

Recht auf Gewissens- und Glaubensfreiheit und die Freiheit der Wissenschaft und Kultur systematisch verletzt wurden.<sup>12</sup>

- *Individuelle Kündigungen und Berufsverbote* auf der Grundlage undifferenzierter Vorwürfe einer "Tätigkeit für das Ministerium für Staatssicherheit der DDR" rufen unter menschenrechtlichen Aspekten schwerwiegende Bedenken hervor. Eine Festlegung in der Anlage I, Kap. XIX, Abschnitt III zum Vertrag zwischen der BRD und der DDR über die Herstellung der Einheit Deutschlands eröffnet die Möglichkeit, ein Arbeitsverhältnis zu kündigen, "wenn der Arbeitnehmer ... für das frühere Ministerium für Staatssicherheit ... tätig war und ein Festhalten am Arbeitsverhältnis unzumutbar erscheint".

Die Bedenken erwachsen vor allem daraus, daß die Kategorie der "Unzumutbarkeit" in keiner Weise definiert ist und willkürlich politisch instrumentalisiert werden kann. Selbst 15, 20 oder mehr Jahre vor dem Ende der DDR zurückliegende Kontakte wurden, auch wenn sie von dem Betroffenen aus politischen Motiven abgebrochen wurden, undifferenziert als eine "unzumutbare" Tätigkeit für das Ministerium für Staatssicherheit gewertet. Die Betroffenen werden in diskriminierender Weise schlechter gestellt als Verletzer von Straftatbeständen, für die rechtlich geregelte Verjährungsfristen bestehen.

- *Rentenstrafrecht.* Der Begriff "Staatsnähe", der im ersten Entwurf des Rentenüberleitungsgesetzes nach der Vereinigung enthalten war, wegen Protestes jedoch nicht in die beschlossene Fassung übernommen wurde, hat dennoch durch Festlegung von Verdiensthöchstgrenzen und Kappung von Rentenansprüchen die Begründung für die Einführung eines Rentenstrafrechts gegeben. Die Renten wurden so geregelt, daß, je höher die Dienststellung und Qualifikation des Rentners waren, desto geringer seine Rente ausfällt. Damit wird die politische Wertneutralität des Sozialversicherungsrechts verletzt. Eine solche Verfahrensweise hat im deutschen Sozialversicherungsrecht nur ein Pendant in der Ostgebietsverordnung vom 22.12.1941 durch das faschistische Deutschland. Danach wurden die Ansprüche und Anwartschaften von "Schutzbefohlenen polnischer Nationalität" drastisch gekürzt und die von Juden gar nicht überführt.

Von Rentenstrafrecht sind derzeit noch ca. 30 000 Personen betroffen. Zwar hat eine Neuregelung der Rentenzahlung ab 1.1.1997 die Zahl der Betroffenen (ursprünglich ca. 350 000) reduziert. Sie läßt jedoch das Prin-

<sup>12</sup> Fragebogen des Innenministeriums für Angestellte und Arbeiter (Inn II 1c): "Hatten Sie innerhalb Ihrer beruflichen oder gesellschaftlichen Tätigkeit solche Aufgaben zu erfüllen, die gegen die Grundsätze der Menschlichkeit oder Rechtsstaatlichkeit verstoßen haben, so daß Sie insbesondere in dieser Tätigkeit die im Internationalen Pakt über bürgerliche und politische Rechte vom 19.12.1966 gewährleisteten Menschenrechte oder die in der Allg. Erklärung der Menschenrechte vom 10.12.1948 enthaltenen Grundsätze - Auszug im Anhang - verletzt haben?" Siehe auch Weißbuch 1, Unfrieden in Deutschland, Diskriminierung in den neuen Bundesländern, Hrsg. Wolfgang Richter, Berlin 1992, S. 327, Frage 1.

zip des Rentenstrafrechts imangetastet. Außerdem erfolgt keine Nachzahlung, so daß ein Anspruch der Betroffenen auf Gewährung eigentumsgleicher Rechte nicht anerkannt wird.

Hinzu kommt die allgemeine Situation, daß in einem Teil Deutschlands keine berufsständischen Renten gezahlt werden, obwohl es berufsständische Altersvorsorgeformen in der DDR gab und auch in der Bundesrepublik üblicherweise berufsständische Renten gezahlt werden. Diese Form des Versorgungsunrechts ist eine Form der Ungleichbehandlung und der Nichtachtung der Lebensleistung der Betroffenen.

Generell gilt: Erworbene Rentenanswartschaften und -ansprüche sind eigentumsgleiche Rechte und unterliegen dem Eigentumsschutz (Bezug auf Allg. Erkl. Art. 17, Art. 1 des Zusatzprotokolls zur EMRK).

- *Verletzungen des Rechts auf gleiches Entgelt für gleichwertige Arbeit.* Nach wie vor bestehen signifikante Unterschiede in den tarifbezogenen Löhnen und Gehältern zwischen den Bürgern in Ostdeutschland und in der alten BRD. Diese Unterschiede betragen zwischen 10 und 40 Prozent. Dies gilt auch und gerade für "gleichwertige Arbeit", also z. B. im öffentlichen Dienst, im Bildungswesen, im Gesundheitswesen, im Dienstleistungsgewerbe etc., also in Bereichen, in denen entgeltmindernde Effekte eines noch bestehenden West-Ost-Produktivitätsgefälles nicht wirken.

- *Nichtanerkennung von Dienstzeiten* im öffentlichen Dienst aus politischen Gründen. Die Einführung einer Kategorie der "besonderen persönlichen Systemnähe" als Grundlage für den Ausschluß der Anerkennung von Beschäftigungszeiten im öffentlichen Dienst der DDR (vgl. § 19 des Bundesangestelltentarifvertrages (Ost), Übergangsvorschriften für Zeiten vor dem 1. Januar 1991, Ziffer 4) verstößt gegen das international geschützte Verbot der Diskriminierung aus politischen Gründen.

### Verstoß gegen das Rückwirkungsverbot

Es geht hier um einen Verstoß gegen das Verbot rückwirkender Anwendung von Strafrecht (Allg. Erkl. Art. 11(2), Zivilpakt Art. 15, Konvention zum Schutze der Menschenrechte).

Seit der Zurückweisung der Verfassungsbeschwerde von drei DDR-Generälen und einem Grenzsoldaten gegen ihre Verurteilung zu hohen Freiheitsstrafen wegen des Grenzregimes der DDR ist der Rechtsgrundsatz "keine Strafe ohne Gesetz" für Ostdeutsche praktisch aufgehoben worden.

In Ostdeutschland sind zur Zeit über 50.000 Ermittlungsverfahren, Klagen und Prozesse anhängig, die fast alle eklatant gegen das in zahlreichen Menschenrechtskonventionen sowie im Grundgesetz verankerte Rückwirkungsverbot verstoßen. Angesichts der Vorgabe, daß die Verfolgung nach DDR-Recht zu erfolgen hat, räumen auch westdeutsche Rechtswissenschaftler ein (z. B. Prof. Uwe Wesel: "Jetzt sind wir mitten im politischen Strafrecht"), daß es sich hierbei nicht - wie vorgegeben - um Anwendung

von DDR-Recht handelt (zu dem neben dem geschriebenen auch die Beachtung des praktizierten Rechts, seine Wirklichkeitsdimension, gehörte), sondern um ein bundesdeutsches Vorstellendes anverwandtes Recht, ein Recht, das nach Rechtsauffassung hundesdeutscher Richter damals in der DDR hätte bestehen sollen - aber nicht bestand. Die Tatsache, daß fast ausschließlich Richter der alten BRD über DDR-Taten urteilen, fördert die Anwendung von Fremdrecht erheblich. Sie verletzt auch das Recht, Gehör vor einem unparteiischen Gericht zu erhalten (Art. 6 MRK).

Auch die rückwirkende Wiedereröffnung bereits abgelaufener Verjährungsvorgänge durch Gesetz ist eine Verletzung des Rückwirkungsverbots - auch eine Verletzung des Einigungsvertrages.

Besonderen Rechtsverlust erleiden ehemalige Hoheitsträger der DDR, die wie gewöhnliche Kriminelle behandelt werden, obwohl sie in Ausübung hoheitlicher Rechte handelten und die Bundesrepublik beim Beitritt keinen eigenen Strafverfolgungsanspruch hatte - und auch nicht durch den Einigungsvertrag übertragen bekam. (Die Europäische Konvention zum Schutz der Menschenrechte schützt Handlungen von Angehörigen der zuständigen Organe bei der Ausübung staatlicher Souveränität.)

Das Regime an der Staatsgrenze der DDR und dessen Durchsetzung - auch mit Waffengewalt - war (unabhängig von seiner moralischen Bewertung, die die Grenzregimes vieler Länder der Welt trafe) weder nach DDR-Recht noch nach internationalem Recht strafbar. Zumindest ist, wie der Völkerrechtler Prof. Dr. Jochen Abr. Frowein vom Max Planck Institut Heidelberg in einer "Erklärung zur Vorlage beim Landgericht Berlin in der Strafsache gegen Egon Krenz u. a." anmerkte "eine Strafbarkeit unmittelbar aufgrund internationalen Rechts (...) nicht erkennbar". Dabei bleibt noch unberücksichtigt, daß insbesondere das Grenzregime von der DDR nicht unabhängig von ihren Bündnisverpflichtungen im Warschauer Vertrag festgelegt werden konnte.

Auch was die strafrechtliche Verfolgung von DDR-Juristen wegen Rechtsbeugung und anderen Delikten betrifft, so entsprachen ihre Anklagen und Urteile der Rechtsordnung der DDR als eines souveränen Staates.

Eine Ungleichbehandlung liegt offen zutage bei der Behandlung ost- und westdeutscher Spione. Nach der Herstellung der Einheit ist der Rechtsgrund für den Schutz des Staates gegen den anderen deutschen Staat entfallen und nicht nur der Strafanspruch der DDR gegenüber Spionen der BRD, sondern auch der der BRD gegenüber Spionen der DDR erloschen.

Die Tatsache, daß von den Tausenden eingeleiteten Verfahren in Ostdeutschland nur ein bis zwei Prozent mit Verurteilungen enden, bedeutet zugleich, daß Anklagen und Ermittlungen ohne schwerwiegenden Tatverdacht eingeleitet und erhoben werden. Die Unschuldsvermutung ist beim

Umgang mit ehemaligen "Staatsnahen" kein allgemein oder überwiegend praktiziertes Recht zugunsten des Beschuldigten.

### Verletzung sozialer Menschenrechte

Die gleichberechtigte Gewährleistung sozialer Menschenrechte in Deutschland und die Aufrechterhaltung erreichten Standards in Ostdeutschland war offensichtlich kein vorrangiges Politikziel der Bundesregierung bei der Vereinigung. Sonst wäre nicht erklärbar, daß heute die soziale Unsicherheit in Ostdeutschland weit größer ist als im Westen, und daß die Wirtschaft Ostdeutschlands ihre Eigenständigkeit weitgehend verloren hat. Wenn 1995 in Ostdeutschland nur 8,6 Prozent des Bruttoinlandsprodukts entstanden, nur 2 Prozent des Exports produziert wurden und die Arbeitslosigkeit anteilig mehr als das Doppelte gegenüber der westdeutschen Bevölkerung betrug, so ist damit auch eine Situation minderer sozialer Rechte für die Bevölkerung in Kauf genommen.

An dieser Stelle soll eingeräumt werden, daß die Menschenrechtskonventionen zwar kein ausdrückliches Gebot der Wahrung eines einmal erreichten Menschenrechtsstandards beinhalten, daß aber die Bestimmungen des Sozialpakts (Art. 1(2) und insbes. 5(2)) sinngemäß verlangen, daß die in einem Land durch Gesetze, Verordnungen oder durch Gewohnheitsrecht anerkannten oder bestehenden grundlegenden (und oft gegenüber den Konventionen weitergehenden) Menschenrechte nicht beschränkt oder außer Kraft gesetzt werden dürfen. Was eine Regierung im eigenen Land nicht darf, das darf sie auch gegenüber einem anderen und dessen Bevölkerung nicht, mit dem sie sich vereinigte.

*Frauenrechte* sind auch unter dem Aspekt des Verlusts erreichten Standards zu betrachten. Die Rücknahme von Gleichheits- und Selbstbestimmungsrechten der Frauen erfüllt den Tatbestand der Diskriminierung wegen des Geschlechts. (Der Anteil der Frauen an der erwerbstätigen Bevölkerung ist überproportional gesunken; die Kinderanrechnungszeiten für Renten wurden reduziert, die Selbstbestimmung über ihren Körper wurde eingeschränkt (§ 218) und es herrscht minderer Schutz vor Prostitution.)

*Recht auf Arbeit, Recht auf Wohnung, Recht auf soziale Sicherheit* sind Rechte, bei denen die Ostdeutschen die Rückläufigkeit eines einmal erreichten Standards feststellen müssen.

### Enteignungen

Enteignungen (vgl. Zusatzprotokoll zur Europäischen Konvention Art. 1, Allg. Erkl. Art. 17) sind, wenn überhaupt, laut Menschenrechtskonventionen nur im öffentlichen Interesse erlaubt. Das Memorandum 1995 stellt fest: "Es dürfte heute keine größere Region in Europa geben, deren Produktionsmittel in einem derartig hohen Grad Eigentum externer Unternehmen sind. Insofern ist die mit der Währungsunion über Ostdeutschland

hereingebrochene Standortkonkurrenz in der Tat beendet. Sie hat ganze Arbeit geleistet und ihr Ergebnis ist historisch einmalig und niederschmetternd.<sup>13</sup>

Oft wird nur die Übereignung ostdeutschen Eigentums als Enteignung bezeichnet, nicht jedoch die großflächige Vernichtung von Eigentum in Industrie und Landwirtschaft - vornehmlich aus Konkurrenzgründen - sowie die Vernichtung von mehr als drei Millionen Arbeitsplätzen. Hinzu kommt z. B., daß über 90 Prozent der ostdeutschen Treuhandindustriebetriebe in das Eigentum privater westdeutscher Investoren übergegangen sind.

In einer menschenrechtlich sehr bedenklichen Weise wurde mit einem Landwirtschaftsanpassungsgesetz in die Vermögensverteilung selbständiger juristischer Personen eingegriffen, wie sie zumindest für die Bundesrepublik einmalig ist und damit auch das Gleichheitsprinzip verletzt.<sup>14</sup> Hinzu kommen Enteignungen durch "Alteigentümer", die auch das private Immobilieneigentum der Bürger betreffen. Davon gehen so große soziale Verunsicherungen aus, daß damit die Gewährleistung sozialer Sicherheit langfristig gefährdet ist. Hintergrund ist die Behauptung, daß in der DDR "Eigentum" in einem "Staat minderer Rechtsqualität" erworben wurde und deshalb nicht den gleichen Schutz genießen kann wie bundesrepublikanisches Eigentum. Zu alledem kommen Formen der Enteignung, die nach bundesdeutschem Recht nicht als solche gelten. Jedoch waren in der DDR Besitzregelungen von Pachten und Nutzungsverträgen derartig, daß Bürger sie wie Eigentum behandeln konnten. Die Quasi-Vertreibung von Eigenheimbesitzern, die nicht zugleich Bodeneigentümer sind, durch Umwandlung unbefristeter dinglicher Nutzungsrechte an Grund und Boden nach dem Zivilrecht der DDR in einen Zwang, den Boden zu kaufen oder ein Erbbaurecht zu bestellen, ist somit ein Eingriff in Eigentumsrechte und kommt einer Teilenteignung gleich.

Gerade auf dem Gebiet des Eigentumsschutzes gibt es in der Bundesrepublik im Gefolge des Einigungsprozesses auch menschenrechtsverletzendes Recht. Als Beispiel sei genannt, daß ehemalige Eigentümer von Mehrfamilienhäusern, die wegen Überschuldung oder bevorstehender Überschuldung in Volkseigentum überführt wurden, westdeutschen Eigentümern ohne jede Prüfung dieses Sachverhalts rückübertragen werden. Für ostdeutsche ehemalige Eigentümer stellt das Vermögensgesetz vom 2. Okt. 1994, Bundesgesetzblatt I, S. 3610 hohe Nachweishürden auf, die nicht selten nur schwer, wenn überhaupt zu erfüllen sind. Dadurch werden nicht wenige Ostdeutsche von der Rückübertragung ausgeschlossen.

Es ist nicht verwunderlich, daß es zunehmend wissenschaftliche Literatur gibt, in der die Frage erörtert wird, ob für die Ostdeutschen nicht Minder-

heitenschutzrechte gelten sollten.<sup>15</sup> Ungeachtet der Relevanz solcher Betrachtungen zeigen nach über sechs Jahren Existenz im vereinten Deutschland soziologische Untersuchungen sowie Partei- und Vereinspräferenzen der Ostdeutschen, daß große und sich teilweise noch vergrößernde Unterschiede in Status, Wertebindung, Vermögensbildung, sozialen Bindungsmustern, politischer Kultur sowie Partizipationsmöglichkeiten am öffentlichen sowie geistigen und kulturellen Leben der Gesellschaft bestehen. 72 Prozent der Ostdeutschen betrachten sich nach repräsentativen soziologischen Studien in Deutschland als "Bürger 2. Klasse".<sup>16</sup>

Eine andere Sicht zwar, doch im Ergebnis bleibt die gewollt und damit auch systematisch betriebene Verletzung von Menschenrechten eine gemeinsame Feststellung.

<sup>15</sup> Vgl. Hans Mittelbach, Zur Lage der Landwirtschaft in den neuen Bundesländern, in: Aus Politik und Zeitgeschichte B. 33-34/95, S. 16.

<sup>16</sup> Vgl. Marc Allan Howard, Die Ostdeutschen als ethnische Gruppe. In: Berliner Debatte INITIAL, H. 4/5/1995, S. 119 - 131; Der Spiegel, H. 27/1995, S. 52.

<sup>13</sup> Allensbach-Untersuchung, Frankfurter Allgemeine Zeitung v. 8.3.1995.

<sup>14</sup> Memorandum 1995; Blätter für deutsche und internationale Politik, H. 5/95, S. 628f.

Gerhard Stuby

## Rechtsstaat und Eigentum oder die Schwierigkeiten des Bundesverfassungsgerichts beim Begreifen des Eigentums

### A. Ein Ariadnefaden im Labyrinth des Meeinungsvielfalt?

"Die Enteignungen auf besatzungsrechtlicher bzw. besatzungshoheitlicher Grundlage (1945 bis 1949) sind nicht mehr rückgängig zu machen. Die Regierung der Sowjetunion und der Deutschen Demokratischen Republik sehen keine Möglichkeit, die damals getroffenen Maßnahmen zu revidieren. Die Regierung der Bundesrepublik Deutschland nimmt dies im Hinblick auf die historische Entwicklung zur Kenntnis. Sie ist der Auffassung, daß einem künftigen gesamtdeutschen Parlament eine abschließende Entscheidung über etwaige staatliche Ausgleichleistungen vorbehalten bleiben muß."<sup>1</sup>

So formulierten am 15. Juni 1990 die Regierungen der beiden deutschen Staaten in einer gemeinsamen Erklärung. Diese wurde Bestandteil des Einigungsvertrages (Art. 4 Nr. 5), dem die Volkskammer der DDR durch "Verfassungsgesetz"<sup>2</sup> am 20. September ebenso zustimmte wie der Bundestag am 23. September 1990 durch verfassungsänderndes Zustimmungsgesetz. Zuvor schon hatte die Volkskammer auf der Grundlage des gerade unterzeichneten Einigungsvertrages am 23. August 1990 ihren Beitritt zur Bundesrepublik gemäß dem alten Art. 23 GG mit Wirkung für den 3. Oktober 1990 erklärt.

Eine heftige politische und rechtliche Auseinandersetzung über Pro und Contra dieser Regelungen ist seitdem enthrannt,<sup>3</sup> die auch mehrere Entscheidungen des Bundesverfassungsgerichts nicht beenden konnten.<sup>4</sup>

Die Gegner sehen zentrale Rechtsstaatsprinzipien verletzt, nämlich den geschützten Kernbereich des privaten Eigentums und des Gleichheitssatzes; denn Enteignungsoffer nach 1949 erhalten grundsätzlich ihre enteigneten Vermögenswerte zurück. Gerechtigkeit und Glaubwürdigkeit des

Rechtsstaates ständen in Frage, Werte, für die man in den Kalten Krieg gezogen sei und die nicht verhandelbar seien. Bundesjustizminister Schmidt-Jortzig, wenn auch etwas verklausuliert ebenfalls Gegner<sup>5</sup> der Regelungen, meinte noch vor kurzem: "Ostdeutsche vermögen offenbar nur schwer ... aus dem Gehäuse jahrzehntelanger sozialistischer Wertdiktatur herauszukommen. Jedenfalls tauchen wieder Vokabeln wie 'Junker' und 'Großgrundbesitzer' auf, und alles ist äußerst irrational."<sup>6</sup>

In der Tat, die Befürworter des Restitutionsausschlusses, und das sind nicht nur alle politischen Gruppierungen in den neuen Bundesländern<sup>7</sup>, sondern die Bundesregierung - und damit die übrigen Kabinettskollegen von Schmidt-Jortzig, gestützt auf eine breite Mehrheit im Bundestag - und das Bundesverfassungsgericht, geraten in eine Kampflinie gegen Junker und Großgrundbesitzer, die der Kenner der politischen Szene kaum vermuten würde.

Es läßt sich nicht verheimlichen, daß die von den Enteignungen der Bodenreform Betroffenen oft Großgrundbesitzer mit Adelsnamen waren. Sie hatten in der jüngsten Geschichte nicht die rühmlichste Rolle gespielt. Gewiß, es gab auch einige, wenn auch wenige unter ihnen, die Männer des 20. Juli waren. Weshalb also die fast einhellige Ablehnung der Eigentumsrückübertragung an diese Gruppe der Enteigneten im Unterschied zu der Gruppe, die nach 1949 enteignet wurde?

Eine plausible Antwort ist nicht leicht zu geben. Sie bedarf eines historischen Rückblickes, um Anhaltspunkte im Labyrinth der Meinungsvielfalt zu finden. Das Staats- und Gesellschaftssystem der DDR deklarierte sich als alternatives Eigentumssystem, nämlich als sozialistisch im Unterschied zum kapitalistischen oder privaten. Diese Alternativität kann nur im Rückblick präzise begriffen werden. Aus ihm erschließen sich die im Einigungsvertrag das Eigentumssystem betreffenden Maßnahmen.

<sup>1</sup> Text dieser Erklärung in: BVerfGE 84, S. 91f.

<sup>2</sup> Zu den einzelnen Schritten der Verfassungsdurchbrechung in der letzten Phase der DDR. Th. Württemberger, Die Verfassung zwischen Revolution und Beitritt, in: Isensee/Kirchhof (Hrsg.), Handbuch des Staatsrechts, Bd. VII, Heidelberg 1995, S. 101ff.

<sup>3</sup> Repräsentativ für eine bestimmte Stoßrichtung, die das Rad der Geschichte ein wenig hinter 1945 zurückdrehen möchte, der Leitartikler der FAZ F.K. Fromme, Schwierigkeiten beim Begreifen des Eigentums. Bundesjustizminister Schmidt-Jortzig steht nicht allein gegen das geistige Erbe der DDR, FAZ v. 4.2.1997, S. 14.

<sup>4</sup> BVerfGE 84, S. 90ff. (Entscheidung v. 23.4.1991); BVerfGE 94, S. 12ff. (Entscheidung v. 18.4.1996) und in zwei weiteren Kammerbeschlüssen v. 19. und 28. November 1996, die nicht veröffentlicht sind.

<sup>5</sup> Mit seinem Plädoyer, auch in den Fällen, in denen die Enteignung in den Jahren von 1945 - 1949 in der damaligen SBZ stattgefunden hat, eine Rückübertragung an die Alteigentümer möglich zu machen, hat Schmidt-Jortzig ein Faß weiter aufgerissen, an dessen Öffnung er schon im September 1990, damals noch schlichter Ordinarius für Öffentliches Recht an der Christian-Albrechts-Universität in Kiel, beteiligt war. Schmidt-Jortzig, Sind nicht in Wahrheit bloß Hoffnungen enttäuscht worden? FAZ v. 22.9.1990, S. 10.

<sup>6</sup> FAZ v. 2.12.1996, S. 6.

<sup>7</sup> Typisch hierfür die jüngste Äußerung des letzten DDR-Ministerpräsidenten de Maizière: "Wenn die Nachkriegsbodenreform rückgängig gemacht worden wäre, hätte dies zu erheblicher sozialer Unruhe in Ostdeutschland geführt. Dann wären Verhältnisse restauriert worden, über die die Geschichte hinweggegangen ist. Außerdem wollten wir eine weltmarktfähige Produktionsfläche für die Landwirtschaft erhalten", in: Tageszeitung (taz) v. 17.1.1997, S. 5.

## B. Vom Kommen und Gehen eines Gespenstes

### I. Das neue Eigentumssystem der Oktoberrevolution

Russische Sozialistische Föderative Republik (RSFSR) nannte sich der aus der Oktoberrevolution hervorgegangene Staat in seiner Verfassung vom 10. Juli 1918. Im Staatsnamen machte er sein Eigentumssystem deutlich, das ihn von den ihn umgebenden kapitalistischen Staaten unterschied. Drei Dekrete, die der Verfassungsgebung vorausgingen, sollten die Welt, zumindest die westliche Finanzwelt, erschüttern: Das Enteignungsdekret über Grund und Boden vom 8.11.1917, das Dekret über die Nationalisierung der Banken vom 27.12.1917 und das Enteignungsdekret hinsichtlich der gesamten Großindustrie vom 28.6.1918.<sup>8</sup> Mit vergleichbaren Übergriffen von Staaten in früheren Epochen, allerdings weit unterhalb der bolschewistischen Herausforderung, waren die damaligen Großmächte leicht fertig geworden. Als im Jahre 1861 Mexiko sich weigerte, in den nächsten zwei Jahren Tilgung und Zinsen für die Auslandsschulden aufzubringen, stellten die Gläubignationen Frankreich, England und Spanien eine Flotte zusammen und zwangen Mexiko zum Schuldendienst. Auch 40 Jahre später trieben einige wohlgezielte Schüsse aus britischen, italienischen und deutschen Kreuzern Venezuela die Flausen aus, das sich geweigert hatte, Schulden und Entschädigung für das in einem Bürgerkrieg verlorengewundene ausländische Eigentum einzutreiben. Die Calvo-Doktrin von 1895 (benannt nach dem argentinischen Diplomaten und Völkerrechtler Carlos Calvo), nach der sich ganz allgemein die rechtliche Stellung des Fremden (sprich des ausländischen Kapitalisten) uneingeschränkt nach der Rechtsordnung des Gastlandes richten sollte, wurde von den USA "elegant" (Ledernackendrohung!) nicht zur Kenntnis genommen und später (in der Drago-Porter-Konvention von 1907) internationalrechtlich verwässert: Gewalttätige Intervention ist gestattet, wenn der Schuldnerstaat ein Anerbieten schiedsgerichtlicher Erledigung ablehnt oder unbeantwortet läßt.

Im russischen Fall wurden zum ersten Mal ausländische Eigentumstitel entschädigungslos weggenommen. Das war schmerzlich. Die ausländischen Reaktionen sind bekannt. Irritierender war aber etwas anderes: Der Aufbau und die Entwicklung einer von der privaten oder kapitalistischen Eigentumsordnung verschiedenen Eigentumsstruktur, nämlich die sozialisti-

<sup>8</sup> Art. 1 des Dekretes über Grund und Boden v. 8.11.1917 lautet: "1. Das Eigentumsrecht der Gutsbesitzer an Grund und Boden wird unverzüglich und ohne Entschädigungszahlungen aufgehoben." Text in: H. Altrichter/H. Haumann (Hrsg.), Die Sowjetunion Bd. II: Wirtschaft und Gesellschaft, München 1987, S. 25. Dekret über die Nationalisierung der gesamten Großindustrie v. 28.6.1918, Art. 1: "Die aufgeführten Gewerbe-, Handels- und Industriebetriebe mit allen Kapitalien und Vermögen, worin diese auch bestehen, sind zum Eigentum der russischen sozialistischen föderativen Sowjetrepublik zu erklären ..." ebenda, S. 70).

sche Ordnung. Bibliotheken füllende Äußerungen aller Art - vom gehässigen/ängstlichen Pamphlet bis zur scharfsinnigen wissenschaftlichen Analyse - sind über diese Andersartigkeit des Eigentumssystems angestellt worden. Oft wurde diese entscheidende Differenz sogar bestritten, von ganz links mit der Behauptung, es handle sich um eine Spielart des Reformismus,<sup>9</sup> bis ganz rechts-liberal, wo z.B. eine Verwandtschaft mit dem nationalsozialistischen System wegen des gemeinsamen Aspektes einer Zentralverwaltungswirtschaft ausgemacht wurde.

In der praktischen nationalen und internationalen Politik - und nur dieser Aspekt wird im folgenden behandelt - wurde das neuartige Staatsgehilde jedoch als "rotes Gespenst" quasi-genetisch (sozusagen als eigentumsabartig) aus- und abgegrenzt. Hierzu mag die bei Lenin hegemonne und von Stalin praktisch und ideologisch vollzogene Abkopplung ("Sozialismus in einem Lande") beigetragen haben, die aber genau betrachtet eher aufgedrängt als selbst gewählt war. Die irritierenden Bündnisse zwischen wechselnden Partnern der Vorkriegszeit (Münchener Abkommen, Hitler-Stalin-Pakt), in der Folge dann Heißer (Antihitlerkoalition) und Kalter (Nato/Warschauer Pakt) Krieg mögen die Differenz der Eigentumssysteme überdeckt haben. Die Sichtweisen haben sich im Laufe der Jahrzehnte differenziert, verdrängt wurde der ausschlaggebende Unterschied nie. Spätestens bei der "Implosion" der realsozialistischen Staatenbündnisse, vor allem aber bei der Einverleibung der ehemaligen DDR in die Bundesrepublik, vulgo Wiedervereinigung, ist er im Feuerwerk des Unterganges scharf und eindeutig hervorgetreten.

Otto Reinhold, Rektor der längst abgewickelten Akademie für Gesellschaftswissenschaften beim ZK der SED, formulierte die entscheidende Differenz vor dem Manerfall im September 1989 aus der verschwundenen Perspektive des 70 Jahre lang drohenden Gespenstes noch einmal wie durch ein Brennglas konzentriert auf einen Punkt:

Die DDR "ist nur als antifaschistischer, als sozialistischer Staat, als sozialistische Alternative zur BRD denkbar. Welche Existenzberechtigung sollte eine kapitalistische DDR neben einer kapitalistischen Bundesrepublik haben? Natürlich keine."<sup>10</sup>

<sup>9</sup> Allerdings hat ein dem Sowjetsystem gegenüber so kritisch eigenstellter Autor wie Ernest Mandel die grundlegende Alternativität des sozialistischen Eigentumssystems nie übersehen. Es war für ihn der notwendige Ausgangspunkt, ohne den das eigentliche Ziel einer neuen Gesellschaftsordnung, nämlich die Aufhebung der Entfremdung, gar nicht angegangen werden könne. Diese Zielsetzung aufgegeben zu haben (u.a. durch einen falschen Entfremdungsbegriff) warf er den realsozialistischen Systemen sowjetischer oder jugoslawischer Ausprägung vor. Vgl. Ernest Mandel, Entstehung und Entwicklung der ökonomischen Lehre von Karl Marx, Frankfurt 1968, insbes. S. 186ff., ein einstmals viel gelesenes, heute weitgehend vergessenes Buch.

<sup>10</sup> Überlegungen von Otto Reinhold in einem Beitrag für Radio DDR am 19.8.1989, in: Blätter für deutsche und internationale Politik 10/1989, S. 1075.

## II. "Revolutionäre" Reprivatisierung der Eigentumsordnung

### 1. Phasen des Umbruchs

Otto Reinholds Feststellung war nicht als Kassandraruß gedacht. Sie hatte aber diese Wirkung. In den Wahlen am 18.3.1990 zur Volkskammer siegten diejenigen Parteien, die einen Beitritt der DDR nach dem alten Art. 23 GG, sprich eine Einverleibung in die Bundesrepublik, propagiert hatten. Folgerichtig bestimmt der am 18. Mai 1990 zwischen der Bundesrepublik und der DDR abgeschlossene Vertrag zur Währungs-, Wirtschafts- und Sozialunion in seinem Art. 1:

"Die Vertragsparteien bekennen sich zur freibeitlichen, demokratischen, föderativen, rechtsstaatlichen und sozialen Grundordnung. Zur Gewährleistung der in diesem Vertrag oder in Ausführung dieses Vertrages begründeten Rechte garantieren sie insbesondere das Eigentum privater Investoren an Grund und Boden sowie an Produktionsmitteln."

Art. 1 Abs. 2 drückt diese Zielsetzung negativ in eindeutiger Klarheit aus:

"Entgegenstehende Vorschriften der Verfassung der DDR über die Grundlagen einer bisherigen sozialistischen Gesellschafts- und Staatsordnung werden nicht mehr angewandt."

Auch nach dem Fall der Mauer Ende 1989 war in der DDR zunächst weder von Vereinigung mit der Bundesrepublik noch von einer Aufgabe des sozialistischen Gesellschafts- und Staatssystems die Rede. Anknüpfend an die Verfassungsdiskussionen, die schon 1988 begonnen hatten<sup>11</sup>, war in erster Linie eine Reform des politischen Systems angestrebt worden. Die staatliche Ebene sollte demokratisiert, vor allem das Monopol der SED angebrochen werden. Wie in anderen osteuropäischen Ländern installierte sich ein sogenannter Runder Tisch zu Gesprächen mit der bislang illegalen Opposition. Das sozialistische Eigentum sollte reformiert, nicht jedoch beseitigt werden. Man versuchte, in die dirigistische Staatsplanung und -regulierung marktwirtschaftliche Elemente einzuführen.

Eine "Arbeitsgruppe Neue Verfassung der DDR" des "Runden Tisches" arbeitete einen Verfassungsentwurf aus, der beim Eigentumsschutz zwischen persönlich genutztem Eigentum und Eigentum am Produktivvermögen unterschied. Das persönlich genutzte Eigentum sollte unter dem besonderen Schutz der Verfassung (Art. 29 Abs. 3, S. 1) stehen und bei Enteignung durch vollen Wertausgleich entschädigt werden (Art. 29 Abs. 3 S. 5 HS 2). Das Produktivvermögen erhielt demgegenüber einen geringeren Eigentumsschutz. Ausdrücklich war privates Eigentum an landwirt-

<sup>11</sup> Die Diskussionen liefen unter dem Etikett des "sozialistischen Rechtsstaats": vgl. Uwe-Jens Heuer, Überlegungen zum sozialistischen Rechtsstaat DDR, in: NJ 1988, S. 478ff.; Michael Bejamin, Zum sozialistischen Rechtsstaat, in: StuR 1989, S. 99ff.; Karl A. Mollau, Sozialistischer Rechtsstaat, in: NJ 1989, S. 393ff.

schaftlichen Flächen mit mehr als 100 ha ausgeschlossen (Art. 32 Abs. 1 S. 4).<sup>12</sup>

Allerdings waren diese Vorschläge längst von der Entwicklung überholt, als sie endlich im April 1990 der Volkskammer in einem Gesamtentwurf einer neuen DDR-Verfassung vorgelegt werden konnten. Im Zuge der Verfassungsänderung vom 12. Januar 1990<sup>13</sup> war nämlich der Art. 12 Abs. 1 S. 2 DDR-Verfassung 1968/74 gestrichen worden, der das Privateigentum an Kraftwerken, Banken oder Industriebetrieben für unzulässig erklärte. Dem Gesetzgeber war nunmehr möglich, Abweichungen vom Volkseigentum in den genannten Bereichen zu regeln und damit das Privateigentum wieder einzuführen. Das sozialistische Eigentum - "eine unantastbare Grundlage der sozialistischen Gesellschaftsordnung" (Art. 2 DDR-Verfassung) - war damit stark relativiert.<sup>14</sup> Der neu eingefügte Art. 14a DDR-Verfassung ermöglichte es zudem, Unternehmungen mit ausländischer Beteiligung (joint ventures) zu gründen.

Als dann immer mehr die sozialistische Reformbewegung innerhalb der DDR in eine Bewegung zur Vereinigung mit der Bundesrepublik umschlug, vollzog sich ein weiterer Konzeptionswandel. Nicht nur sollte die sozialistische Eigentumsordnung in eine kapitalistische, sprich freiheitlich-demokratische überführt werden, sondern die einst enteigneten Eigentümer sollten ihre alten Rechte wiedererhalten. In den Verhandlungen über die Vereinigung mit der Bundesrepublik weigerte sich die Regierung der DDR unter Modrow zunächst noch generell, die Wiederherstellung früherer Eigentumsrechte zu erwägen. Nach ihrer Vorstellung sollte höchstens eine Entschädigung in Geld für ungerechtfertigte Enteignungen, hauptsächlich nach Republikflucht, in Betracht kommen. Diese Haltung wurde in Briefen vom 2. März 1990 an Bundeskanzler Kohl und an den sowjetischen Staats- und Parteichef Gorbatschow dargelegt und näher begründet.<sup>15</sup>

<sup>12</sup> Damals schon wurde an diesem sog. dritten Weg einer Eigentumsordnung heftige Kritik geübt: Gerd Roellecke, Brauchen wir ein neues Grundgesetz?, in: NJW 1991, S. 2441 (2442f.); ders., Dritter Weg zum zweiten Fall. Der Verfassungsentwurf des Runden Tisches würde zum Scheitern des Staates führen, in: Bernd Guggenberger/Tine Stein (Hrsg.), Die Verfassungsdiskussion im Jahr der deutschen Einheit, 1991, S. 367ff. Befürwortend und die Übereinstimmung dieser Eigentumsverfassung mit der Eigentumsdogmatik des Art. 14 GG betonend Peter Häberle, Der Entwurf der Arbeitsgruppe "Neue Verfassung der DDR" des Runden Tisches (1990), in: JöR NF 39 (1990), S. 319ff. (337f.).

<sup>13</sup> GBl. DDR 1990 I, S. 15.

<sup>14</sup> Am 1.3.1990, also 14 Tage vor der entscheidenden Volkskammerwahl, wurde durch die Verordnung zur Umwandlung von volkseigenen Kombinat, Betrieben und Einrichtungen in Kapitalgesellschaften (GBl. I, S. 107) ein weiterer entscheidender Umwandlungsschritt hin zu einem kapitalistischen System vollzogen.

<sup>15</sup> Aus dem Brief an Kohl: "Darüber hinaus scheint es mir nicht nur unter dem Gesichtspunkt des deutschen Einigungsprozesses, sondern auch im Hinblick auf einen weiteren konstruktiven Verlauf der gesamteuropäischen Zusammenarbeit erforderlich, die nach dem 2. Weltkrieg in der DDR entstandene Eigentumsordnung nicht in Frage zu stellen". Text in: Blätter für deutsche und internationale Politik 4/1990, S. 507.

Vor dem Bundesverfassungsgericht hat der damalige Bundesminister der Justiz Kinkel<sup>16</sup> die Position der Regierung Modrow beschrieben. Sie habe noch einen Rückgabeausschluß gefordert, weil sie an den Errungenschaften des sozialistischen Eigentums habe festhalten wollen. Dagegen sei es der Regierung de Maizière nur noch um die "Aufrechterhaltung von Bestandsschutz und Rechtssicherheit, d.h. Schutz der im Vertrauen auf die sozialistische Eigentumsordnung wohlverwobenen Eigentums- und Nutzungsrechte für die Bürger der DDR" gegangen. Sie bestand daher nicht mehr auf dem Schutz des Volkseigentums, wobei sie allerdings die Enteignungen zwischen 1945-1949 von einer Restitution weiterhin ausgenommen habe.<sup>17</sup>

## 2. Eine Restbastion wird gehalten!

Nach der März-Wahl 1990 stand die Vereinigung im Sinne des Anschlusses an die Bundesrepublik fest - und damit auch die Übernahme der Eigentumsordnung. Eine Währungs-, Wirtschafts- und Sozialunion mit einem einheitlichen Währungsfonds im Gebiet zweier Staaten und einer einheitlichen Wirtschaftsordnung, wie sie der schon erwähnte Vertrag zwischen der BRD und der DDR vom 18.5.1990 vorsah, erforderte ein einheitliches politisches System. Es mußte daher auch das Verfassungssystem dem der Bundesrepublik, soweit noch nicht geschehen, endgültig angepaßt oder vielmehr das der BRD auf das Territorium der DDR ausgedehnt werden, wie es der alte Art. 23 GG vorsah.<sup>18</sup>

Diesen letzten Akt vollzog die Volkskammer der DDR am 23. August 1990, als sie den Beitritt mit Wirkung zum 3. Oktober 1990 erklärte. Eigentlich wäre es nicht erforderlich gewesen, zuvor einen völkerrechtlichen Vertrag zu vereinbaren.<sup>19</sup> Denn mit dem Beitritt der DDR war diese als

<sup>16</sup> BVerfGE 84, 90ff. (109f.).

<sup>17</sup> "Den Repräsentanten der DDR kam es darauf an, den Bestand der Nutzungsrechte der gegenwärtigen Besitzer gegenüber den Interessen der früheren Eigentümer zu sichern." So auch BfM Waigel in einem Schreiben v. 21.9.1994; vgl. hierzu J. Wasmuth, Zur aktuellen Diskussion über den Restitutionsausschluß für besatzungshoheitliche Enteignungen, in: VIZ 9/1995, S. 489ff.(490).

<sup>18</sup> Auf diesen Fakten - und weniger auf subjektivem Unvermögen - beruhte der Eindruck einer "Laienspielschar", den die Regierung und Volkskammermehrheit in der untergehenden DDR der damaligen Zeit erweckte, als sie "offensichtlich nichts Erhaltenswertes mehr in ihrem Staat (fanden) und ihn ... wie ein schmutziges altes Hemd" wegwarfen (Wolfgang Däubler, Arbeitsrecht im Betrieb, 10/1990, S. 368). Der Historiker Jörg Fisch (Der Preis der Fremdherrschaft, Die Weltwoche Nr. 36 v. 20.9.1990, S. 13) hatte seinerseits die Gefahr einer Fremdherrschaft scharfsinnig skizziert, einen Aspekt, der in der Zwischenzeit nicht mehr belegt zu werden braucht.

<sup>19</sup> Anstelle des "Beitritts" (Einverleibung) nach Art 23 G (alt) wäre als Alternative ein echter völkerrechtlicher Zusammenschluß zu einem neuen Staatsgebilde mit der Folge des Untergangs der beiden alten Staaten in Frage gekommen. Der völkerrechtlich neu entstandene Staat hätte sich eine neue Verfassung geben müssen. Der alte Art. 146 GG konnte durchaus so gelesen werden (W. Abendroth, Das Grundgesetz, 6. Aufl. 1976, S. 41f.). Es liegt auf der Hand (Aufgabe der Kontinuitätsthese, Anerkennung der DDR als [Voll]-Staat), daß diese Konzeption keine Chance hatte.

Staat zugleich untergegangen und das gesamte Rechtssystem der alten BRD hatte sich eo ipso auf das Territorium der ehemaligen DDR ausgedehnt. Daß dennoch zuvor ein umfangreicher völkerrechtlicher Vertrag mit 49 Artikeln, einem Protokoll und fast 1000 Seiten Anlagen vereinbart wurde, hatte vielschichtige Gründe, denen hier nicht nachgegangen werden soll. Sicherlich stand weniger der Gesichtspunkt des Respektes vor dem Willen der DDR-Bevölkerung im Vordergrund, der damals oft angeführt wurde, als vielmehr die Absicht, den tiefgreifenden Umbruchprozeß<sup>20</sup> abzurollen, da soziale Unruhen nicht völlig auszuschließen waren.

Dieser Gesichtspunkt wird besonders deutlich in der schon zitierten gemeinsamen Erklärung der beiden deutschen Regierungen vom 15. Juni 1990 zur Regelung offener Vermögensfragen. Dort heißt es u.a.:

"... Bei der Lösung der anstehenden Vermögensfragen gehen beide Regierungen davon aus, daß ein sozialverträglicher Ausgleich unterschiedlicher Interessen zu schaffen ist. Rechtssicherheit und Rechtseindeutigkeit sowie das Recht auf Eigentum sind Grundsätze, von denen sich die Regierung der DDR und der BRD bei der Lösung der anstehenden Vermögensfragen leiten lassen. Nur so kann der Rechtsfriede in einem künftigen Deutschland dauerhaft gesichert werden."

Jede Seite verstand unter "Recht auf Eigentum" trotz der skizzierten Anpassungsprozesse in der DDR Unterschiedliches, ein typischer Formelkompromiß also. In einem speziell auf die Eigentumsfrage bezogenen Punkt jedoch einigte man sich auch inhaltlich. Diese Übereinstimmung kommt in der eingangs zitierten Passage zum Ausdruck, in der die Bundesrepublik für einen bestimmten eingeschränkten Bereich "zähneknirschend" den Eigentumsbegriff der DDR akzeptiert, wenn sie "die Enteignungen auf besatzungsrechtlicher bzw. besatzungshoheitlicher Grundlage (1945 bis 1949) (als) nicht mehr rückgängig zu machen(de)" betrachtet.<sup>21</sup> Der feste

<sup>20</sup> Dieser Prozeß wird allgemein als "friedliche Revolution" in Übernahme der Sprachweise der Bürgerbewegung in der DDR bezeichnet (hierzu weiter Hinweise bei Th. Würtenberger, a.a.O. (Anm. 1), S. 102ff.). Hinsichtlich des Adjektivs friedlich wird man sich einigermaßen verständigen können, wenn damit weitgehender Ausschluß physischer Gewaltanwendung von beiden Seiten gemeint ist, hier der noch voll intakten Polizei- und Militärkräfte auf der einen und der "demonstrativen" Bürgerbewegung auf der anderen Seite. Schwieriger wird eine Verständigung über den Begriff Revolution. Genügt eine Veränderung des Staatsorganisationssystems? Wie weit muß die Veränderung gehen: z. B. Aufhebung des faktischen Einparteiensystems zugunsten eines parlamentarischen Mehrparteiensystems, gehört stark ausgebaute Verwaltungskontrolle, gar ein durch ein Bundesverfassungsgericht gekröntes Justiz hierzu? Oder kann nur von Revolution gesprochen werden, wenn eine tiefgreifende Änderung des Eigentumssystems vorgenommen wird? Hierüber bestand bislang zumindest bei sozialgeschichtlich ausgerichteten Autoren Einverständnis, das ich nach wie vor teile. Deshalb gab es auch Bedenken, von einer nationalsozialistischen Revolution (entgegen dem Sprachgebrauch der NS selbst) zu sprechen. Im Schrifttum über den Umbruch in den realsozialistischen Ländern werden diese Unterscheidungen im allgemeinen nicht eingehalten. Präzise in den von mir gebrauchten Kategorien ist von Konterrevolution in dem Augenblick zu sprechen, in dem deutlich wird, daß das bestehende sozialistische Eigentum reprivatisiert wird.

<sup>21</sup> Text der gesamten Passage in: BVerfGE 84, S. 91f.

Kern der Übereinstimmung ist im Ausschluß der Rückübertragung an die Alteigentümer zu sehen. Darüberhinaus ist der Inhalt der Erklärung interpretationsbedürftig. Möglich wäre es gewesen, die Einheiten als staatlichen bzw. öffentlichen Sektor fortzuführen. Möglich war aber auch eine Privatisierung der betroffenen Vermögenskomplexe, wie es dann letztlich erfolgt ist. Für die in späteren Phasen der Kollektivierung der Landwirtschaft und der Sozialisierung von Gewerbetrieben enteigneten Gegenstände, abgesehen von einigen Ausnahmen, wurde hingegen grundsätzlich eine Rückübertragung vorgesehen.<sup>22</sup>

### III. Das Bundesverfassungsgericht und die Garantie des privaten Eigentums oder wie die Katze um den heißen Brei läuft

#### 1. Die Kernargumentation des Bundesverfassungsgerichtes

Es fällt zunächst auf, daß das Bundesverfassungsgericht in seiner schon zitierten grundlegenden Entscheidung vom 23. April 1991, die den Ausschluß der Restitutions bestätigt, wenig von den Argumenten in der politischen und rechtswissenschaftlichen Kritik an den genannten Bestimmungen des Einigungsvertrages aufnimmt, noch weniger aber zum eigentlichen Thema, nämlich zur Eigentumsgarantie des Grundgesetzes sagt.

So viel Zurückhaltung (judicial restraint) ist man von diesem Gericht eigentlich nicht gewohnt. Schon eingangs der Begründung wird klargestellt, daß es sich nur um eine ganz eingeschränkte Nachprüfung handeln kann. Es gehe lediglich darum, ob durch den eingefügten verfassungsändernden Artikel 143 Abs. 3 GG<sup>23</sup> gegen Art. 79 Abs. 3 GG verstoßen worden sei; hier sind die sog. Kernbestandteile aufgeführt, die "Ewigkeitsgarantie" genießen.

<sup>22</sup> Die gemeinsame Erklärung wurde Bestandteil des späteren Einigungsvertrages, der gleichzeitig ihre verfassungsrechtliche Absicherung in Art. 143 Abs. 3 GG vorsah. Im Zusammenhang mit der Unterzeichnung des sog. Zwei-Plus-Vier-Vertrages, der die außenpolitischen Bedingungen für die Herstellung der deutschen Einheit schuf, bestätigten die beiden Außenminister der Bundesrepublik und der DDR den Außenministern der Vier-Mächte in einem gemeinsamen Brief, daß sie die in der gemeinsamen Erklärung zur Regelung offener Vermögensfragen v. 15. Juni enthaltenen Regelungen (also die "Unumkehrbarkeit" der auf besatzungsrechtlicher bzw. besatzungshoheitlicher Grundlage zwischen 1945 und 1949 erfolgten Enteignungen) getroffen hätten. Damit wurden diese Abmachungen Bestandteil des Zwei-Plus-Vier-Vertrages, also eines völkerrechtlichen Vertrages. Das BVerfG läßt es in seiner zweiten Entscheidung v. 18.4.1996 (BVerfGE 94, 12ff., 42) offen, ob dem Brief an die vier Außenminister völkerrechtliche Wirkung zukommt. Der Ausschluß der Restitution sei auf jeden Fall Geschäftsgrundlage gewesen für die sowjetische Seite. Das habe die Bundesregierung richtig eingeschätzt.

<sup>23</sup> Art. 143 Abs. 3 GG: "Unabhängig von Abs. 1 und 2 (Fristsetzung für den dem Grundgesetz widersprechenden weitergeltenden DDR-Recht) haben Art. 41 des Einigungsvertrages und Regelungen zu seiner Durchführung auch insoweit Bestand, als sie vorsehen, daß Eingriffe in das Eigentum auf dem in Art. 3 dieses Vertrages genannten Gebiet (neue Bundesländer) nicht mehr rückgängig gemacht werden."

Bei der Umschreibung dieser Kernbestandteile übt das Bundesverfassungsgericht ebenfalls vornehme Zurückhaltung. Es zieht sich ganz in das Allgemeine zurück, wie Bekenntnis zu unverletzlichen und unveräußerlichen Menschenrechten, des Friedens und der Gerechtigkeit und Garantie des Grundrechtskataloges, soweit er "zur Aufrechterhaltung einer dem Art. 1 Abs. 1 und 2 GG (Menschenwürde) entsprechenden Ordnung unverzichtbar ist". Genannt wird auch das Rechts- und Sozialstaatsprinzip des Art. 20 Abs. 1 und 3 GG. Die Eigentumsgarantie des Art. 14 Abs. 1 GG speziell taucht hingegen nicht auf.

Der Ausschluß der Restitution der zwischen 1945 bis 1949 enteigneten Gegenstände, zumal wenn ein vermögenswerter Ausgleich nicht ausgeschlossen wird, hält sich nach Ansicht des Bundesverfassungsgerichtes im Rahmen der in Art. 79 Abs. 3 GG tabuisierten Kernbestandteile. Die Gründe sind folgende:

Zwischen 1945 und 1949 habe es nach der Enteignung in der SBZ keine Rechtspositionen (der beschwerdeführenden Alteigentümer) mehr gegeben, in die die deutsche Staatsgewalt im Jahre 1990 noch hätte eingreifen können. Die Enteignungen selbst würden zudem nicht in "den Verantwortungsbereich der dem Grundgesetz verpflichteten Staatsorgane" fallen.

Einfach zu sagen, daß es sich bei den Enteignungsmaßnahmen der DDR-Staatsorgane (mit und ohne Ermächtigung der UdSSR) um Ausübung fremder Staatsgewalt gehandelt hat, war dem Bundesverfassungsgericht allerdings verwehrt. Es hätte nämlich den in den vergangenen Jahrzehnten von ihm selbst aufgeladenen Argumentationsmüll erst beiseite schieben müssen.<sup>24</sup> Mehr oder weniger elegant versucht es, dieses Hindernis zu umgehen. Die DDR sei zwar nie Ausland gewesen, aber solange dieses Gebilde bestanden habe, seien die dort erfolgten Enteignungen von der Staatspraxis der alten Bundesrepublik wie die eines ausländischen Staates behandelt worden, nämlich in analoger Anwendung des Völkerrechtes. Unter dem Vorbehalt des sog. ordre public seien sie hingenommen worden. Insofern könnten die Alteigentümer jetzt (nach der Wiedervereinigung) nicht besser gestellt werden, als sie es vorher waren.

Interessant ist, daß das Bundesverfassungsgericht in diesem Zusammenhang explizit den Charakter der Veränderungen des Eigentumssystems selbst durch die monierten Enteignungsmaßnahmen in der damaligen SBZ erwähnt. Sie seien "von Anfang an auf die Umgestaltung der gesellschaftlichen Verhältnisse im Sinne einer sozialistischen Ordnung gerichtet (gewesen) ... Es (werde) gerade zum Wesen einer solchen Änderung der gesellschaftlichen Ordnung gerechnet, daß dabei keine oder nur geringe Entschädigung geleistet wird, weil sonst die beabsichtigte Umschichtung vereitelt würde." Es komme internationalrechtlich gerade nicht darauf an,

<sup>24</sup> Gemeint ist die Entscheidung zum Grundlagenvertrag mit der DDR v. 31.7.1973 (BVerfGE 36, 1ff.) und die sog. Teso-Entscheidung v. 21.10.1987 (BVerfGE 77, 137).

oh "sie (die Enteignungsmaßnahmen) mit der eigenen innerstaatlichen Verfassungsordnung vereinbar sind."<sup>25</sup>

Mit anderen Worten, das Bundesverfassungsgericht geht von der völkerrechtlichen Legalität einer sozialistischen Gesellschaftsordnung aus. Das ist angesichts der herrschenden Ansicht in der Verfassungslehre zur verfassungsrechtlichen Illegalität einer Gesellschaftsordnung wie der der ehemaligen DDR nicht selbstverständlich.

Um Mißverständnissen vorzubeugen: Dieser richtige völkerrechtliche Hinweis des Bundesverfassungsgerichts bedeutet nicht eine Absage an die These von der Fixierung des Grundgesetzes auf ein marktwirtschaftliches System, der das Bundesverfassungsgericht selbst anhängt, obwohl es eifrig und hartnäckig die Fahne der "wirtschaftspolitischen Neutralität" schwenkt.<sup>26</sup>

Ganz am Ende seiner Argumentation, die sich mit einer möglichen Wiedergutmachung staatlichen Unrechtes beschäftigt, taucht, fast versteckt, zum ersten Mal die verfassungsrechtliche Eigentumsgarantie auf. "Selbst wenn die Eigentumsgarantie berührt wäre, ließe sich aus ihrem durch Art. 79 Abs. 3 GG verbürgten Kernbereich nicht herleiten, daß eine Wiedergutmachung in der Form einer Restitution erfolgen müßte".<sup>27</sup>

Der Rest der Ausführungen bezieht sich auf die unterschiedliche Behandlung der Restitution für die Enteignungen vor und nach 1949. Ein Verstoß gegen den in Art. 3 Abs. 1 GG formulierten Gleichheitssatz könne hierin nicht gesehen werden. Mit geringeren Mitteln habe die Wiedervereinigung nicht erreicht werden können. Weder die UdSSR noch die damalige DDR seien bereit gewesen, hinter diese Abmachung zurückzugehen.

In seinen weiteren Entscheidungen, insbesondere im Beschluß vom 18.4.1996<sup>28</sup> hat das Bundesverfassungsgericht seinen Gedankengang und seine Argumentationslinie wiederholt und bestätigt. Eine gewisse Ergänzung stellen die Überlegungen dar, oh zusätzliche völkerrechtliche Gesichtspunkte (zusätzlich zu den Überlegungen der völkerrechtlichen Legalität einer sozialistischen Gesellschaftsordnung) zu einer Nichtigkeit der

<sup>25</sup> Das Bundesverfassungsgericht (E 84, S. 124) zitiert hier eine Abhandlung (Beitzke, in: Raape, 1948, S. 93ff.) über die Rechtsprechung zu den Sozialisierungsmaßnahmen in Rußland nach dem Ersten Weltkrieg. Die Richter sind sich also durchaus dieses brisanten "gespenstischen" Zusammenhanges bewußt.

<sup>26</sup> Dies, um nicht in den von Helmut Ridder vor Jahren polemisch formulierten Verdacht zu kommen, zum "linken (kleineren) Heerhaufen der Lemminge zu gehören", die emphatisch eine derartige These verträten, nämlich wirtschaftspolitische Neutralität im Sinne des BVerfG bedeute Offenheit für Sozialismus im DDR-Sinne. Ridder, Probleme des Grundgesetzes und der Grundgesetzinterpretation, in: Politische Vierteljahresschrift, 20 (1979), S. 168ff. (180).

<sup>27</sup> Bei Licht besehen, wäre dies auch ein Rückfall hinter das allgemeine preußische Landrecht; denn ohne Enteignungsmöglichkeiten (z.B. von Grundstücken zum Straßenbau), selbstverständlich gegen Entschädigung, kommt auch ein marktwirtschaftliches kapitalistisches Gesellschaftssystem nicht aus.

<sup>28</sup> BVerfGE 94, S. 12ff.

monierten Enteignungsmaßnahmen führen könnten. Hier war ein Verstoß der Sowjetunion (als Besatzungsmacht) gegen kriegsrechtliche Regelungen, insbesondere der Haager Landkriegsordnung, angeführt worden. Nach Art. 46 Abs. 2 HLKO darf das Privateigentum vom Besetzenden "nicht eingezogen" werden. Das Bundesverfassungsgericht erspart sich eine Auseinandersetzung mit dieser Frage, weil selbst bei einem Verstoß der Sowjetunion gegen diese Regelungen ein Rechtsanspruch gegen diese nicht durchsetzbar und daher wertlos sei. Deshalb habe der Gesetzgeber bei Zustimmung zum Einigungsvertrag zur Herbeiführung der staatlichen Einheit Deutschlands einem Ausschluß derartiger Ansprüche zustimmen dürfen.

## 2. "Verdächtige" Aussparungen in der Argumentation des Bundesverfassungsgerichtes

Angesichts des rechtswissenschaftlichen und rechtspolitischen Getöses ist die Kernargumentation des Bundesverfassungsgerichtes über den verfassungsrechtlichen Inhalt der grundgesetzlichen Eigentumsgarantie mager. Bemerkenswert ist, daß sich das Bundesverfassungsgericht hinter dem Völkerrecht versteckt. Weshalb weicht das Bundesverfassungsgericht einer unmittelbaren verfassungsrechtlichen Begründung aus? Wollte es etwa eine Auseinandersetzung mit Art. 14 GG und vor allem mit Art. 15 GG vermeiden? Ganz können sich aufmerksame (allerdings noch mit Ansätzen geschichtlichen Erinnerungsvermögens behaftete) Leser und Leserinnen bei der Lektüre der im großen und ganzen exakten Sachverhaltsbildung der Bodenreformmaßnahmen in der SBZ diesem Verdacht nicht verschließen.<sup>29</sup>

Einen Hinweis, daß es auch in den Westzonen bis hinein in die Verfassungsformulierungen der Länder vergleichbare Versuche gab, die dann via parlamentarischer Rat vor allem in Art. 15 GG ihren, wenn auch dünnen, Niederschlag gefunden haben, suchen sie vergebens.<sup>30</sup> Art. 42 der hessischen Verfassung vom 1. Dezember 1946 etwa wäre glatt als "kommunistisches" Dekret der damaligen Zeit durchgegangen.

"Nach Maßgabe besonderer Gesetze ist der Großgrundbesitz, der nach geschichtlicher Erfahrung die Gefahr politischen Mißbrauchs oder der Begünstigung militaristischer Bestrebungen in sich birgt, im Rahmen einer Bodenreform einzuziehen." Auch der Abs. 4 über die Entschädigung, der auf Art. 39 Abs. 4 hinweist, hätte die Verlegenheit kaum gemildert. Denn dort heißt es: "Die Entschädigung für das in Gemeineigentum überführte Vermögen wird durch das Gesetz nach sozialen Gesichtspunkten geregelt."

<sup>29</sup> BVerfGE 84, S. 90ff., hier insb. S. 96-102.

<sup>30</sup> Immerhin sind Grund und Boden explizit in Art. 15 GG als Gegenstände einer "Deprivatisierung" genannt.

Bei festgestelltem Mißbrauch wirtschaftlicher Macht ist in der Regel die Entschädigung zu versagen.<sup>31</sup>

Das klingt für heutige Ohren ebenso schrill und demodiert wie eine andere Äußerung, die man für eine Fälschung halten könnte. Aber ihre Echtheit wurde nie bestritten. "Eine der ersten Forderungen wird sein, den Junkern die Güter wegzunehmen. Darüber hinaus steht die Mitverantwortung der Schwerindustrie und der Großfinanz für den Nazismus außer Zweifel. Will man die Macht kriegerischen Monopolkapitals hrechen, so muß man Monopole und Finanzinstitute in öffentliche Verwaltung überführen."<sup>32</sup> Es war Willy Brandt, der diese Äußerung 1944 in Stockhohn tat.

Die Argumentationslinie des Bundesverfassungsgerichts kommt auch ohne die in der rechtswissenschaftlichen Diskussion arg strapazierte Figur der "wirtschaftspolitischen Neutralität" des Grundgesetzes aus. Es hatte diese Figur in seinem Urteil zum Investitionshilfegesetz vom 20.7.1954 und in seinem Urteil zur Mitbestimmungsfrage aus dem Jahre 1979 bemüht, um relativ tiefgehende Eingriffe in die Verfügungsmacht des Unternehmers zu legitimieren.<sup>33</sup> Die "peinliche" Frage, ob auch weitergehende Änderungen, die eine qualitativ andere, nämlich sozialistische Eigentumsordnung herbeiführen, verfassungsrechtlich abgedeckt sein könnten, hatte daher das Bundesverfassungsgericht schon im Vorfeld abgehockt.<sup>34</sup>

So groß hätte die Scheu des Bundesverfassungsgericht gar nicht sein müssen. Denn die Maßnahmen von 1945/46 in der damaligen SBZ können ohne weiteres unter eine eng interpretierte, nämlich den kapitalistischen

<sup>31</sup> In seiner früheren Rechtsprechung war das BVerfG weniger zurückhaltend. So z.B. BVerfGE 46, 269ff., (288f.) - 26.10.77 - weist es auf die Absicht der Besatzungsmächte bei der Bodenreform in den Westzonen hin, "die völlige Demilitarisierung und den endgültigen Ausschluß des Einflusses der Junker und nazistischen Großgrundbesitzer auf Staatsangelegenheiten zu erreichen".

<sup>32</sup> Deutsche Volkszeitung v. 21.8.1970, zitiert nach Max Reimann, Entscheidungen 1945-1949, Frankfurt 1973, S. 41.

<sup>33</sup> BVerfGE 4, 7, 17ff. und BVerfGE 50, S. 338.

<sup>34</sup> Die Interpretationsschlachten der vergangenen Jahre, auch unter Linken, an der ich mich seinerzeit beteiligt habe (G. Stuby, Der Eigentumsbegriff des Grundgesetzes und seine normativen Anforderungen für die Gegenwart, in: Demokratie und Recht 2/1974, S. 157ff.) sollen nicht wiederholt werden. In einem Punkt sind sich wohl alle Interpreten einig, und zwar in allen politischen Lagern: Die BVerfG-Formel der "wirtschaftspolitischen Neutralität" deckt auf keinen Fall ein sozialistisches Staats- und Gesellschaftssystem wie das der ehemaligen DDR ab. Der Meinungsstand ist recht gut zusammengefaßt in der Schrift von Albert Krölls, Grundgesetz und kapitalistische Marktwirtschaft, Die Wirtschaftsverfassung der Bundesrepublik, Frankfurt/M. 1994, Kap. 1, S. 1-28. Dort auch weiterführende Literatur. Die Grundthese allerdings, daß der normative Inhalt der Art. 14 und 15 GG mit der vom Bundesverfassungsgericht in die Formel "wirtschaftspolitische Neutralität" gepackten Sperrwirkung gegenüber realsozialistischen Systemen identisch ist, teile ich auch heute nicht (hierzu am präzisesten V. Schockendorf, Wirtschaftsverfassung und Grundgesetz. Die Auseinandersetzungen in den Verfassungsberatungen 1945-1949, Frankfurt/M. u.a. 1986). Ich würde zugeben, daß meine Interpretation von 1974 rechtspolitisch zu stark aufgeladen war und damit der Vorwurf von "Verfassungstheologie" nicht ganz danebenlag (vgl. H. Vorländer, Identität des Grundgesetzes nach 30 Jahren?, in: Juristische Schulung 19/1979, S. 313ff. (316)).

Rahmen nicht sprengende Figur der "wirtschaftspolitischen Neutralität" subsumiert werden. In der damaligen Terminologie wurden sie als antifaschistisch-demokratische Maßnahmen und gerade nicht als Maßnahmen mit sozialistischer Stoßrichtung betrachtet. Sie wurden also "systemneutral" begriffen.<sup>35</sup> Die systemumwälzende Stoßrichtung erhielten sie erst nach 1949 im Rahmen der Kollektivierung der Landwirtschaft. Sie wurden durch die Verfassungsänderung von 1968 legitimiert. In der herrschenden Interpretation von "wirtschaftspolitischer Neutralität" waren sie daher gegen die "Privatnützigkeit" des Eigentums gerichtet und damit in diesem Sinne verfassungswidrig.<sup>36</sup>

Die Vermeidungsstrategie in der Argumentation des Bundesverfassungsgerichts ist auffällig. Sie dürfte auf die Absicht zurückzuführen sein, auf jeden Fall eine ideologische (eigentumsdogmatische) Auseinandersetzung zu vermeiden.<sup>37</sup> Diese wird entweder als zu früh oder doch im Augenblick über dünnes Eis führend (gegenwärtige Sozialstaatsabbaudiskussion z.B.) gefürchtet.

Ist aber nun der Ausschluß einer Restitution der Enteignungen zwischen 1945 bis 1949 auf eine verspätete, wenn auch nicht aufgedeckte "Abscheu" des Bundesverfassungsgerichts gegen die Junker und Großgrundbesitzer von 1945 zurückzuführen? So könnte man meinen, wenn man die diversen Urteilsschelten liest.

Die eigentliche Ratio der Entscheidung taucht in der Begründung nur verdeckt auf. Sie erschließt sich vom Ergebnis her. Die vor 1949 erfolgten Enteignungen sollen nur insofern Bestand haben, als eine staatliche Verpflichtung zur Rückübertragung auf die Alteigentümer ausgeschlossen bleibt, nicht jedoch eine Reprivatisierung schlechthin.

Die 1945 enteigneten Gegenstände sind später Volks- bzw. genossenschaftliches Eigentum geworden.<sup>38</sup> Durch den Einigungsvertrag von

<sup>35</sup> Das entspricht insofern auch den Tatsachen, als das enteignete Grundeigentum wieder durch die Verteilung an Einzelbauern reprivatisiert wurde. Deshalb werden vergleichbare Maßnahmen in den Westzonen nicht unter Art. 15 GG subsumiert, vgl. Rittstieg, AK Art.14/15 Rz. 240

<sup>36</sup> Der Begriff der Privatnützigkeit geht auf R. Reinhard, in: ders./U. Scheuner (Hrsg.), Verfassungsschutz des Eigentums, 1954, S. 12ff., zurück. Theoretisch ausgebaut und hoffähig gemacht wurde der Begriff der "Privatnützigkeit" von dem scharfsinnigsten sozialkonservativen Eigentumstheoretiker, nämlich von Peter Badura. Vgl. u.a. ders., Eigentum, in: Benda u.a. (Hrsg.), Handbuch des Verfassungsrechtes der BRD, 2. Aufl. Berlin u.a. 1995, § 10 insb. Rz. 5 und 25, dort auch weiterführende Literatur.

<sup>37</sup> In diesem Zusammenhang fällt auf, daß ebensowenig wie Art. 15 GG der Wortlaut des Art. 14 Abs. 1 GG (Inhalt und Schranken des Eigentums bestimmt der Gesetzgeber) aufgeführt werden.

<sup>38</sup> Art. 10 DDR-Verfassung sah drei Hauptformen des sozialistischen Eigentums vor: das gesamtgesellschaftliche Volkseigentum, das genossenschaftliche Gemeineigentum werktätiger Kollektive und das Eigentum gesellschaftlicher Kollektive. Das 1945-49 im Zuge der Bodenreform enteignete Grundeigentum wurde zunächst einem (später volkseigenen) Bodenfonds zugeführt, aus dem dann Grundstücke an Bauern, Landarbeiter etc. verteilt wurden. Diese wurden wiederum ab 1952 im Zuge der Kollektivierung veranlaßt, in landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaften einzutreten. Zu Verlauf im einzelnen

1990 gelangten sie, soweit es sich um Volkseigentum handelte, und so war es meist, in das Vermögen des Bundes (Treuhand) - und damit des Zentralstaates. Eine Privatisierung dieser Gegenstände ist durch den Ausschluß der Restitution nicht nur nicht verboten, sondern sogar geboten. Kernstück des Gesetzes zur Privatisierung und Reorganisation des volkseigenen Vermögens in der Fassung vom 22. März 1991<sup>39</sup> ist die Privatisierung des volkseigenen Vermögens als Grundvoraussetzung des wirtschaftlichen Aufbaus in den neuen Ländern.

Vor allem beim ehemals genossenschaftlichen Eigentum haben die Bodenreformigentümer (das sind die nach den Enteignungen von 1945/46 mit Grundeigentum Bedachten) ihre alten Verfügungsbefugnisse schon am Ende der DDR-Zeit zurückerhalten. Die Restbestände des genossenschaftlichen Eigentums und das ehemalige Volkseigentum, das sich jetzt noch in der Hand des Bundes befindet, soll im Interesse der Erhaltung des Gesamtsystems eingesetzt werden, z.B. zur Investitionsförderung in den neuen Ländern, und zwar nach dem Gusto der subventionierenden Behörden. Das schließt eine Verpachtung, u.U. auch einen Verkauf an Alteigentümer nicht aus, wie an der "Richtlinie für die Durchführung der Verwertung und Verwaltung volkseigener land- und forstwirtschaftlich Flächen" der Treuhandanstalt von 1992 abzulesen ist.<sup>40</sup> Die mögliche Chance, einen öffentlichen Sektor in der Landwirtschaft zur ökonomischen Gegensteuerung zu bewahren, ist nicht ergriffen worden. Kein Wunder bei der "Privatisierungswut" der gegenwärtigen Regierungskoalition!

Auf keinen Fall sollte aber die ehemals wichtige gesellschaftliche Gruppierung der Alteigentümer, um es mit dem Bundesverfassungsgericht von 1977 zu formulieren<sup>41</sup>, nämlich die der "Junker und nazistischen Großgrundbesitzer", die alte sozialökonomische Basis und damit die Möglichkeit des "Einflusses auf Staatsangelegenheiten" zurückerhalten, was bei restitutiver Rückübertragung der Fall gewesen wäre. Einst ließ die Bourbonen-Restauration in Frankreich gewisse "hürgerliche Reste" stehen. Auch hier scheint eine vom Bundesverfassungsgericht legitimierte "Rück-

BVerfGE 84, 90 (96-100). Formal behielten sie ihr Eigentum, ihr Verfügungsrecht war aber praktisch ausgeschlossen. Erst mit der schon in der Endphase der DDR einsetzenden Reprivatisierung wurden diese Verfügungsbeschränkungen durch Gesetz v. 6.3.1990 über die Rechte der Eigentümer von Grundstücken aus der Bodenreform (GBl. S. 134) aufgehoben.

<sup>39</sup> BGBl. I, S. 766, vgl. hierzu Badura, Eigentum, in: Benda u.a. (Hrsg.), Handbuch des Verfassungsrechtes der BRD, 2. Aufl. Berlin u.a. 1995, § 10 insb. Rz. 52.

<sup>40</sup> Das BVerfGE 94, 297 v. 29.4.1996 hat ihre Verfassungsmäßigkeit ebenso angenommen wie die des Flächenerwerbsprogramm nach dem Ausgleichsgesetz, BVerfGE 94, 334 v. 21.5.1995.

<sup>41</sup> BVerfGE 46, 269ff. (289), vgl. Anm. 31.

wärtssperre" (keine alte sachenrechtliche Zuordnung)<sup>42</sup> errichtet, die bislang nicht durchbrochen wurde.

Daß die durch die Privatisierung in die Staatskasse rückfließenden finanziellen Mittel für allgemeine Staatsaufgaben oder für den sogenannten Aufbau Ost verwendet werden, könnte man als das viel gescholtene fiskalische Interesse bezeichnen. Die Rechtsprechung des Bundesverfassungsgerichtes hat es als Legitimierungsgrund für Enteignungen (zum Wohl der Allgemeinheit) nach Art. 14 Abs. 3 S. 1 GG explizit ausgeschlossen.<sup>43</sup>

In seiner zweiten Entscheidung vom 18.4.1996 hat sich das Bundesverfassungsgericht etwas ausführlicher mit diesem Einwand des fiskalischen Interesses auseinandergesetzt, ohne ihn allerdings entkräften zu können. Es hat ihn lediglich als unerheblich für die Frage hingestellt, ob der Gesetzgeber seinen Ermessensspielraum, der lediglich durch die Kernbestandteile des Art. 79 Abs. 3 GG begrenzt sei, überschritten habe.<sup>44</sup>

Auf einer Argumentationslinie, die die Enteignungsmaßnahmen in der SBZ verfassungsdogmatisch als Enteignungsmaßnahmen im Sinne des Art. 14 Abs. 3 GG einstuft (und eben nicht als weitergehenden Eingriff in die Wirtschafts- und Sozialordnung nach Art. 15 GG), hätte in der Tat die Überlegung nahegelegen, ob der Zweck "Wohl der Allgemeinheit" erfüllt ist. Das Bundesverfassungsgericht entzog sich aber aus den skizzierten Überlegungen einer weiteren Auseinandersetzung. Es hätte unter Umständen die verfassungsrechtliche Garantie des Eigentums nach den heutigen sozialökonomischen Anforderungen neu bestimmen müssen. Der Zeitpunkt hierfür ist noch nicht gekommen.

### 3. Fazit

Die Privatnützigkeit des Eigentums ist nach wie vor Kernbestandteil des herrschenden bundesrepublikanischen Rechtsstaatsverständnisses. Im Zusammenhang mit der Liquidierung des alternativen sozialistischen Eigentumssystems der ehemaligen DDR wurden die unterscheidenden Konturen der Eigentumssysteme deutlich sichtbar. Die Grundlagen des "privatnützigen" Eigentumssystems wurden durch massive staatliche Aktion der (alten) Bundesrepublik hergestellt. Auf die Wiedererrichtungen allzu atavistischer sachenrechtlicher Positionen wurde im Sinne "moderner" Formen von Privatnützigkeit verzichtet. Die Ermächtigungsgrundlage für solches staatliches Handeln entnimmt das Bundesverfassungsgericht nicht dem großzügigen Gesetzesvorbehalt des Art. 14 GG oder gar dem Art. 15 GG.

<sup>42</sup> Zu diesem Gesichtspunkt der sachenrechtlichen Verflüchtigung des modernen Eigentums R. Knieper, Gesetz und Geschichte. Ein Beitrag zu Bestand und Veränderung des BGB, Baden-Baden 1996, S. 206.

<sup>43</sup> Fiskalische Interessen genügen nicht, um zu begründen, daß eine Enteignung den Zweck des Wohles der Allgemeinheit verfolgt BVerfGE 38, 175 (180).

<sup>44</sup> BVerfGE 94, 12 (38ff.).

Vielmehr wird auf einen weitbemessenen staatlichen Handlungsspielraum bei der Verwirklichung des Verfassungsziels Wiedervereinigung abgestellt, der lediglich durch die Kernbestandteile des Art. 79 Abs. 3 GG begrenzt ist.

Art. 14/15 GG läßt sich nach wie vor normativ im Wege der Interpretation nur schwer so begrenzen, daß ein sozialistisches Eigentumssystem im Sinne der untergegangenen DDR, ohne andere Gründe (Rechtsstaats-, Menschenrechtsmängel etc.) anzuführen, eindeutig ausgeschlossen bleibt.

Die Intention, einer allzu intensiven Auseinandersetzung mit der verfassungsrechtlichen Garantie des Eigentums nach Art. 14/15 GG zu entgegen, führt das Bundesverfassungsgericht auf das "verminte" Gebiet des Völkerrechtes. Die völkerrechtliche Legalität sozialistischer Eigentumssysteme kann nicht "verdrängt" werden. Anders als auf strafrechtlichem Gebiet (Mauerschützen- oder Spionageurteil) hilft hier der internationale Menschenrechtsschutz nicht weiter.<sup>45</sup>

Fangen die Verhältnisse wieder zu "tanzen" an, weil die alte Melodie zu hören ist und diesmal nicht in die "Abkoppelung" verdrängt werden kann? Die staatliche Systemalternative ist bis auf Restbestände (Kuba, immerhin noch China) geschwunden.<sup>46</sup> Die Probleme, die eine wie auch immer geartete sozialistische Antwort provozierten, sind offensichtlich endemisch. 4,5 Millionen Arbeitslose legen mehr als einen Finger in die schwärende Wunde eines sich angeblich selbst regulierenden Systems. Die Konzerngewinne verschwinden an den Tischen des Casinokapitalismus. Bislang ist die "einheimische" Antwort, den Standort den globalisierten Anforderungen der Marktwirtschaft - pur - anzupassen. Art. 14 GG und Art. 15 GG, aufmerksam wiedergelesen, könnten Überraschungen bereithalten!<sup>47</sup>

<sup>45</sup> Vgl. Gilbert Gornig, Erwerbsmöglichkeiten von zwischen 1945 und 1949 enteigneten Vermögensgütern durch bevorzugte Personen und ihre Vereinbarkeit mit dem geltenden Recht, in: VIZ 4/1993, S. 136 verweist auf den "entgegen einer im deutschen Schrifttum weit verbreiteten Auffassung eher untergeordneten Stellenwert des Rechts auf Eigentum unter den Menschenrechten, soweit deren völkerrechtliche Verbürgung in Frage steht" (S. 139). Gornig ist sicherlich ein völlig unverdächtig Autor.

<sup>46</sup> Nicht uninteressant dürfte die "umgekehrte" Einverleibung im Falle Hongkongs werden.

<sup>47</sup> Die Mahnung des Bundeskanzlers an die Unternehmer, "über die Sozialpflichtigkeit von Eigentum" nachzudenken (Weserkurier v. 4.4.1997) könnte als Vorbote einer "neuen Stimmung" begriffen werden.

ich lese  
du liest  
er, sie, es liest  
wir lesen  
ihr lest.  
Sie noch nicht?



In Ost\* und West am Kiosk  
und im Abonnement

Jetzt 14 Tage lang kostenlos und unverbindlich testen!  
Abo-Service Tel. 030/29 39 08 00, Fax 030/29 39 06 30

\*Die meistgelesene überregionale  
Tageszeitung im Osten Deutschlands

## Wertverhältnisse

Menschliches Handeln wird in der einen oder anderen Weise von Wertvorstellungen geleitet; das kognitive und emotionale Verhältnis des Menschen zu seinem sozialen und individuellen Dasein und dessen Repräsentationen unterliegt Bewertungen, die er nach den Maßstäben seiner Bedürfnisse und Interessen vornimmt. "Wert" ist das, was gut und angemessen für das Erreichen von Zielen und für sinnerfülltes menschliches Dasein in historisch-sozialen Bedingungsbeziehungen ist. "Wert" ist in seiner komplexen Semantik mit "Würde" verwandt, das gilt für den Eigenwert jedes Individuums wie den in sich beruhenden Wert der Natur als sich selbst organisierendes objektives Sein. Aneignung der Natur durch den Menschen steht in engem Zusammenhang damit, unter welche Werthestimmungen gesellschaftliche Gruppen, Klassen ihr soziales, insbesondere ihr ökonomisches Handeln subsumieren, ob es der Daseinssicherung der Gemeinschaft oder exklusiven Interessen von Minoritäten dient, die Mensch und Natur als Material für eigene Zwecke benutzen. Solcherart Nutzenskalkül differiert von dem, was Gewinn für alle ausmacht: Das utilitaristische liegt mit dem moralischen Prinzip im Streite.

## Gesellschaftskritik

Überlegungen zu Wert und Wertverhältnissen schließen ein kritisches Gesellschaftsverständnis ein, insoweit sie die bestehende Gesellschaft an Normen messen, die die Belange historisch-gesellschaftlicher Subjekte zum Bezugspunkt haben und in dieser Vermittlung Bedürfnisse der Gattung thematisieren. Doch treten Wertverhältnisse der Gattung nur als Folie besonderer Wertverhältnisse in Erscheinung, und durch das Handeln historischer Subjekte wird das Allgemein-Menschliche befördert oder destruiert. Werte existieren als Wertverhältnisse bezüglich der Wertorientierungen differenter sozialer Akteure und deren Beziehungen miteinander sowie als Komplexe von Werten in unterschiedlichen Aktionsbeziehungen. Wenn Menschen miteinander funktional oder disfunktional kommunizieren, werden sie von Wertvorstellungen geleitet, und der Kampf zwischen gesellschaftlichen Großgruppen, zwischen Klassen, dient der Sicherung dessen, was für die Kombattanten den Wert ihres Daseins und Handelns ausmacht. Das können, wie im Falle ausgebeuteter und unterdrückter Massen, gesicherte elementare Lebensbedürfnisse sein. Das Ideologisch-Normative des Werts geht in das unmittelbar Materielle über, aus dem es letztlich entspringt. Werte generieren nicht aus transzendenten Sphären, sondern sind, wenn auch oft mit dem Schein des selbst-reflexiven Absoluten behaftet, irdischen Ursprungs und Charakters.

Wert ist Sein-für-sich als Sein-für-anderes; er ist eine Verhältnisbestimmung und an menschliche Subjektivität gebunden, ein objektvermitteltes Verhältnis zu und zwischen Menschen. Tauschwert und Gebrauchswert sind, als Subjekt-Objekt-Beziehungen, Kristallisationen sozialer Verhältnisse, sie verkörpern Wert für die an den Wertverhältnissen Beteiligten, indem sie Sein-für-sich (für den Produzenten) und Sein-für-anderes (für die Tauschpartner und die Nutzer) verbinden. Ebenso sind moralische, ästhetische, religiöse und andere Werte der Selbstaussdruck menschlicher Subjekte in ihrer Beziehung auf sie selbst und auf andere. Als Verhältnisse sind sie die Echos von Bedürfnissen der Individuen in ihren Beziehungen zur Umwelt und zu sich selbst. Wertverhältnisse sind Reflexionsformen, deren Seiten je auf die anderen verweisen und so sich selbst installieren. Doch gehen sie nicht in den Reflexionsbeziehungen auf, sondern besitzen einen darüber hinausweisenden allgemeinen Charakter, in dem das Verhältnis der jeweiligen Subjekte zu der materialen Substanz des Wertes zur Geltung kommt. In dieser Hinsicht sind sie ein mehrstelliges Relationsgefüge, das seine Wurzel in objektiven Lebensbedingungen hat. Wert ist Attribut, wesentliche Eigenschaft einer Sache und sein Substrat ist der Charakter der Sache als Beziehung auf ein wertsetzendes Subjekt. Darum können Werte angemessen nicht an sich selbst bestimmt werden, sondern nur in der Beziehung auf die Sache als Eigenschaftskomplex und dieser auf das Subjekt: eine weitere Erscheinungsform des Verhältnischarakters des Werts.

## Soziale Bedingtheit

Da die Subjekte sozial-historisch bestimmt sind, müssen Werte für die einen nicht auch Werte für andere sein. Das gilt für Gebrauchswerte nicht minder als für ästhetische, moralische, religiöse Werte, abgesehen von Werten, die die Existenz der Gattung überhaupt betreffen. Selbst diese aber werden von unterschiedlichen sozialen Subjekten unterschiedlich (bzw. nicht) wahrgenommen und dem eigenen Handeln zugrundegelegt. Erhaltung und Schutz der Natur, eine Daseinsvoraussetzung der Gattung, ist für den auf seinen Profit bedachten Unternehmer nur selten wichtiger Wert, obwohl er als Angehöriger der Gattung von der praktischen Anerkennung dieses Wertes betroffen ist. Die sein Handeln bestimmenden sozialen Bedingungen verzerren die Wahrnehmung dessen, was sein objektives allgemein-menschliches Interesse ist. In einer Gesellschaft, in der der materielle Vorteil, die "bare Zahlung" treibendes Motiv sind, werden Werte als Handlungsmaximen zur Zukunftssicherung nur unzureichend von großen sozialen Gruppen zur Norm ihres Handelns gemacht.

Werte reflektieren Bedürfnisse der Gattung, sozialer Gruppen und von Individuen, wobei sie durch die Transformationsmechanismen der Ideologien vermittelt sind, die mit diesen Bedürfnissen und ihren gesellschaftlichen Voraussetzungen widersprüchliche Einheiten bilden. In der nazistischen

Ideologie stellte (stellt) der Eroberungskrieg einen hohen Wert im Einklang mit den Zielen der NS-Bewegung dar, die die Interessen ökonomisch mächtiger Gruppen bediente. Dem Wesen des Marxismus als einer humanistischen Philosophie entspricht die hohe Bewertung des Friedens als Sinngehalt menschlichen Daseins und Handelns, insbesondere der werktätigen Klassen und Schichten, deren Bedürfnisse und Lebensziele durch friedliche Arbeit sichergestellt werden. Toleranz und gegenseitige Achtung, wechselseitige Hilfe und Förderung der Individuen sind allgemeinen Daseinsvoraussetzungen der Menschengattung gemäße Werte, deren Realisierung an historische Bedingungen und gesellschaftlich-geschichtliche Subjekte geknüpft ist - freilich nur als allgemeine Tendenz, wie die meisten Werte. Für die Beziehungen zwischen gegensätzlichen Klassen und deren Protagonisten können sie nicht umstandslos als Verhaltensnormen gesetzt werden; die ökonomischen und politischen Auseinandersetzungen, die das gesellschaftliche Leben der BRD kennzeichnen, sind sicher nicht mit dem Verweis auf die ewige Gültigkeit dieser Werte zu schlichten. Vor den Werten stehen unmittelbar handlungsleitend die Interessen, die der Reflex je spezifischer sozialer Bedingungen konkreter gesellschaftlicher Subjekte sind und Konsens differenter sozialer Akteure nur insoweit ermöglichen, als die Bedingungen dafür Ansatzpunkte enthalten. Interessen sind Ausdruck sozialer Verhältnisse, Werte sind deren vielfach gebrochene und vermittelte Echos. Rein ökonomische Werte greifen in materielle Lebensvorgänge der Gesellschaft ein, sind in sie verflochten und bedürfen in der Regel keiner besonderen Sanktionierung. Das läßt erkennen, daß der Begriff "Wert" überaus schillernd ist und Disparates sprachlich zur Einheit fügt. Seine allgemeine Substanz ist die Regulierung von Einstellungen und Handlungen unter Maßstäben der Lebenssicherung und -gestaltung, wobei besondere und/oder allgemeine Elemente menschlichen Daseins Geltung erlangen. Werte verkörpern Beziehungen zwischen Objekt und Subjekt, sie tragen zur Befriedigung von Bedürfnissen bei und sind Akzidenzien von Objekten als Mittel dazu. Vieles kann wert-voll für Menschen sein, deren sozialer Charakter und individuelles Selbstverhältnis die Werteigenschaften von Objekten konstituieren. Dadurch wirken die Werte verhaltensregulierend, wobei "Verhalten" als praktische und geistig-kulturelle aktive oder kontemplative Einstellung zu realen und idealen Objekten und, in dieser Vermittlung, zu anderen Menschen erscheint. Die Aufschließung der empirischen, psychischen, allgemein-menschlichen Faktoren bedeutet, Werte "verstehend zu erklären"<sup>1</sup>; sie kann zu einem adäquaten Verständnis menschlichen Handelns auch in seinen Disparitäten beitragen.

Das Werten objektiver Bedingungen und Normen des Handelns geschieht häufig im Konflikt zwischen Wertsystemen, der konträre Verhaltenseinflüsse widerspiegelt. Dennoch sind - soweit nicht eng ökonomische Deter-

minanten vorliegen - Wertungen mit Varianzbreite des Handelns und freien Entscheidungen verknüpft. Diese werden von gesellschaftlichen und individuellen Umständen beeinflusst, die, über Ideologien vermittelt, einen inneren Zwang des Handelns durch verinnerlichte gesellschaftlich sanktionierte Werte ausüben können. In ihnen begegnen sich gesellschaftliche Normen und persönliche Neigungen.

## Werte - Wertungen

Werte sind Resultate von Wertungen und damit subjektabhängig. Allerdings sind bestimmte Mittel der Bedürfnisbefriedigung dem Subjekt objektiv vorgegeben und stehen damit außerhalb persönlicher Neigung und Entscheidungsfreiheit. Ihre Kennzeichnung als Werte, als wert-voll für das Subjekt, ist eine subjektive Tätigkeit, die das Objekt in Beziehung zum Subjekt setzt. Wert ist eine attributive Bestimmung, die die Sacheigenschaften des Objekts ergänzt, aber kein subjektunabhängiges Akzidenz verkörpert. Wertungen konstituieren Werte des geistig-kulturellen und des politischen Bereichs, indem sie für Individuen und soziale Gruppen nach deren Selbstverständnis bedeutsam sind. Daran haben Erfahrungen in und mit sozialen Beziehungen und Umständen Anteil, insoweit sind Wertungen sozial vermittelt und keine Schöpfungen des frei schweifenden Bewußtseins. Was für Klassen und andere soziale Gruppen zwecks Daseinssicherung wertvoll ist, ergibt sich aus ihren gesellschaftlichen Lebensbedingungen in der Optik subjektiver Aneignung und Verarbeitung, verschieden nach Sozialmilieus und selbstgewählten Handlungsfolgen. Insofern sind Werte, auch als Faktoren von lebenswichtiger Bedeutung, subjektgeneriert, sie drücken eine selbstbestimmte Beziehung des Subjekts zu Objekten seines gesellschaftlichen Handelns aus, bei der freilich Wertung und objektiv gesetzter Wert auseinandergehen können: Das Subjekt kann bei der Formulierung seiner Werte langfristige objektive Handlungszwänge verfehlen. Werte besitzen eine objektive und eine subjektive Seite, sie sind subjektgebunden, aber keine Produkte subjektiver Verfügung. Ein zu weites und zu lange währendes Auseinandergehen von objektiven und subjektiven Werten kann negative Folgen für das Subjekt haben und damit die Wertung einer objektiven und schließlich auch subjektiv vollzogenen Kritik unterziehen.

Werte sind Resultate von Wertungen, jedoch diese nicht Resultate von jenen. Das gilt auf abstrakt-allgemeiner Ebene der Analyse. Im konkreten gesellschaftlichen Prozeß sind Werte zumeist den Individuen, ihrem Denken und Handeln vorgegeben und die persönliche oder auch gruppenspezifische Wertung erfolgt geleitet von normativen Standards, die gesellschaftlich erarbeitete und fixierte Werte inkorporieren. Wertung ist ideologisch vermittelt und geprägt, findet nicht auf tabula-rasa-Niveau statt. Werte sind an Wertung geknüpft, wobei Erkenntnis und subjektive Interessen sich schwer differenzierbar mischen. Ohne eine vom Subjekt vollzo-

<sup>1</sup> M. Weber, Der Sinn der "Wertfreiheit"..., in: Schriften zur Wissenschaftslehre, Stuttgart 1991, S. 191.

gene Wertung existieren keine Werte, da sie, ungeachtet existentieller Bedeutung der ihnen zugrundeliegenden Objekte, Resultate subjektiv-be-wußter Aneignung dieser Objekte sind. Wert ist ein subjektiv gesetztes Verhältnis, das außerhalb dieser Beziehung nicht existiert.

Doch ist Wert nicht mit Zielen und Mitteln des Handelns identisch, mögen diese auch wertvoll für den Handelnden sein. Wert ist ein geistig-kulturelles oder/und materielles Wesensverhältnis und hebt sich aus der Fülle von Handlungszielen durch seinen existentiell sinnstiftenden Charakter heraus. Im Wertverhältnis kommt eine essentielle und existentielle Beziehung von Subjekten zu ihren Lebensbedingungen, Daseinsansprüchen und daraus erwachsenden Handlungsimpulsen zur Erscheinung. Werte existieren auf der Ebene kategorialer Bestimmtheit von Objekten relativ zu Individuen und sozialen Gruppen bzw. zum Menschsein überhaupt. Aus ihnen emanieren besondere Verhaltensaspekte, die ihrerseits in die lebenspraktische Substanz von Werten eingehen. Werte verkörpern Verhältnisse-in-sich, indem sie Bestimmungen auf der Ebene des Wesens mit Wertsetzungen in der Fülle praktischer und geistiger Aneignung und Gestaltung der Welt verknüpfen. So ist Wahrheit als höchster Wert der Erkenntnis ebenso wie Gebrauchswert als Funktionsbestimmung von Gütern und Leistungen Substanz mannigfacher einzelner Prozesse der Weltaneignung. Wert ist die (eine) Substanz je besonderer Verhaltens- und Handlungsweisen bei der Formänderung und Neugestaltung des Seins mit Einschluß individuellen Selbstverhältnisses, vergleichbar dem, was Weber "höchste Wertideen" nennt.<sup>2</sup> Dieser Kennzeichnung nähert sich die Differenzierung zwischen Werten und Grundwerten an, ungeachtet dessen, daß alle Werte Grundverhältnisse darstellen.

## Grundwerte

Grundwerte symbolisieren den sozialen Ort geschichtlicher Subjekte in dem Verständnis, das diese von sich selbst haben. Sie sind Versprechungen mit Bekenntnischarakter auf der Stufe hoher Generalisierung, denen das Einzelne und Besondere lebenspraktischer Einstellungen und Verhaltensweisen nur selten entspricht. Im praktischen Leben sind es unmittelbare - oder auch vermittelte - Bedürfnisse und Interessen, die Individuen und Gruppen zum Handeln bewegen und dessen Richtung und Inhalt bestimmen. An Grundwerte mag der einzelne dabei nur selten denken, allerdings können sie über Selbstkontrolle und -kritik Handeln beeinflussen. Sie haben den Charakter normativer Verhaltensregulierung und sind, wie alles abstrakt Moralische, von nur begrenzter Wirkung auf die unmittelbare Praxis. Grundwerte sind Bekenntnisformeln mit moralischem Anspruch, auf deren gedankliche Höhe sich singuläre Handlungsvollzüge nur ausnahmsweise erheben. Grundwerte der christlichen Soziallehre, wie Wahr-

<sup>2</sup> Ebd., S. 8.

heit, Freiheit, Gerechtigkeit, Solidarität, Friede und christliche Liebe, sollen die Priorität der Ethik vor praktisch-technischer Lebensgestaltung dokumentieren, doch zeigt die reale Erfahrung mit christlichen Parteien, Staaten, Regierungen, ja der Kirche selbst, daß der hohe Anspruch dieser Werte im wirklichen Leben kaum erfüllt wird. Das Bestreben der Kirche, die sozialen Beziehungen zu humanisieren, bedarf säkularer Bewegungen und Fundamente, es ist nicht als schlichte Umsetzung eines Wertekanonis einlösbar. Auf dem Weg zur Humanisierung der Gesellschaft können christliche Werte allerdings eine inspirierende Rolle spielen. Von der SPD favorisierte Grundwerte, wie parlamentarische Demokratie, direkte und indirekte Wirtschaftssteuerung, kommunale Selbstverwaltung usw., haben gesellschaftsfördernde Bedeutung - auf der Ebene allgemein-politischer Formeln. In der politischen Praxis jedoch liegen sie mit Tendenzen der Unterwerfung der SPD unter das herrschende Gesellschaftssystem und die es stützende konservative Regierungspolitik im Streite.<sup>3</sup> Grundwerte sind stets in Gefahr, zu Leerformeln zu erstarren, da die praktische Politik den Maßstäben unmittelbarer Interessensicherung folgt.

Werte reflektieren zwar soziale Existenzbedingungen gesellschaftlicher Subjekte, doch nicht als einfache und direkte Widerspiegelung gesellschaftlichen Seins. Wie alle sozialen Ideen sind sie Ergebnisse vielfältig strukturierter gedanklicher Verarbeitung sozialer und individueller Befindlichkeiten und daraus hervorgehender Interessen. Insofern hat die These vom geistigen Ursprung der Werte etwas für sich, wenn sie auch insgesamt zu kurz greift, da sie den Zusammenhang von materiellem Sein und geistiger Widerspruchsverarbeitung ausblendet. Zuzufolge ihrer abstrakten Allgemeinheit sind Werte häufig Ausdruck der Entfremdung sozialer Akteure von ihren realen Lebensbedingungen und objektiven Interessen. Das gilt für die einzelnen Arten von Werten in ungleichem Maße, besonders aber für jene auf der höchsten Hierarchieebene, während die Werte ökonomischer Praxis materielle Lebensverhältnisse direkter widerspiegeln, da sie unmittelbar in sie verflochten sind.

## Werte materieller Praxis

So wie die Gesellschaft im Ganzen eine gestufte Ordnung sozialer Verhältnisse mit deren weitgehend eigener Bewegungstendenz ist, sind auch die Werte relativ eigenständige ideelle Konzentrate sozialer Beziehungen, Interessen und Tätigkeiten, fundamntiert letztlich in der Lebenspraxis der Gesellschaft und der einzelnen Individuen. Ökonomische Werte sind funktional für die Befriedigung materieller und kultureller Bedürfnisse der Gesellschaft und ihrer einzelnen Angehörigen. Die Ökonomie schließt ein gegliedertes Ganzes von Wertverhältnissen ein, die zur Existenzsicherung der Gesellschaft beitragen. In der ökonomischen Praxis werden materielle und

<sup>3</sup> Siehe P. Kratz, Neokonservatismus in der SPD, in: Utopie kreativ, Nr. 20 (Oktober 1996), S. 58f.

kulturelle Gebrauchswerte für die Gesellschaft und die Individuen erzeugt. Dieser Prozeß hat als gesellschaftliche Arbeit für das Individuum die doppelte Wertbedeutung der Existenzgewährleistung und der Entwicklung individueller Kraftpotenz mit Einschluß sozialer Kommunikation, abhängig von Inhalt, Charakter und sozialen Bedingungen der Arbeit. Da die arbeitsteilig erzeugten Gebrauchswerte für die jeweiligen Wirtschaftssubjekte einen Überschuß über ihren Bedarf darstellen, muß auf dem Weg ihrer Veräußerung als Waren, als Tauschwerte, den eigenen Bedürfnissen durch die Befriedigung der Bedürfnisse anderer Genüge getan werden. Die Produktion von Tauschwerten ist ein Faktor der Produktion von Gebrauchswerten und in bestimmten soziostrukturellen Kontexten der Realisierung von Persönlichkeitswerten in der gesellschaftlichen Arbeit. Schaffung materieller und ideeller Gebrauchswerte ist die durch alle geschichtlichen Produktionsweisen sich durchhaltende Substanz gesellschaftlicher und individueller Produktion und der Tauschwert eine historisch entstandene Form, diesen Prozeß zu initiieren, zu organisieren und zu regulieren. Die Erzeugung von Gebrauchswerten wurde durch Einführung des Tauschwertes nachhaltig befördert, wobei Tausch ursprünglich über den rein ökonomischen Vorgang hinausreichte. Er hatte zum Ziel, Lebenswichtiges - nicht nur ökonomischer Art - von anderen Gemeinwesen zu erlangen und diesen im Gegenzug ehensolches zukommen zu lassen.<sup>4</sup> Auf diesem Wege konstituierte und strukturierte sich menschliches Leben als *soziales* Dasein. So wie der unmittelbare Produktionsprozeß kooperative Naturaneignung, ist der Tausch Aneignung und Gestaltung des menschlichen Wesens als Ensembles gesellschaftlicher Verhältnisse. Im Tausch und seinen Wertmaßstäben erkennen sich die Kontrahenten wechselseitig als abstrakt gleiche, als Glieder der Menschengemeinschaft an.

Mit der Herausbildung der gesellschaftlichen Arbeitsteilung wurde der Austausch von Produkten und Tätigkeiten zu einer notwendigen Beziehung zwischen den ökonomischen Subjekten. In ihm kam der systemische Charakter des menschlichen Soziallebens zur Geltung. Warenproduktion und -austausch bildeten eine entwickelte Form des Austauschs von Produkten, die die im Tausch enthaltenen Potenzen entfaltete. In Produktion und Austausch sind soziale Interessen wirksam, die, wenn sie sich als private verselbständigen, deren sozialen Sinn und Funktionsgehalt beschädigen können. Wenn Gebrauchswertproduktion nicht dem gesicherten Überleben der Gemeinschaft, sondern vorrangig privatem Nutzen, dem Profit des Eigentümers der Produktionsbedingungen dient, verselbständigt sich die Produktion gegen die Produzenten, entfremdet sich ihnen. Das resultiert aus der Verselbständigung des Tauschwertes, der aus einem Mittel der Produktion von Gebrauchswerten für die Gesellschaft zu einem Motiv der Bereicherung weniger wird.

Die Produktion von Tauschwerten, von Waren, hat die Vereinzelung und relative Selbständigkeit der Produktionsagenten zur Bedingung und schließt die Organisierung der Gebrauchswertproduktion durch zentrale Administration aus. Marx und Engels waren freilich der Ansicht, die Gesellschaft könne die negativen Folgen privater Produktion und Zirkulation nur vermeiden, wenn sie Qualität und Quantität gesellschaftlich benötigter Güter zentral festlege und ihre Erzeugung verbindlich organisiere. Denn "jede auf Warenproduktion beruhende Gesellschaft hat das Eigentümliche, daß in ihr die Produzenten die Herrschaft über ihre eigenen gesellschaftlichen Beziehungen verloren haben."<sup>5</sup> Das geschichtliche Ziel, das Marx und Engels vorschwebte, war eine auf Gemeineigentum an Produktionsmitteln gegründete Gesellschaft, in der die Menschen die Herren ihrer eigenen Vergesellschaftung, nicht aber ihr unterworfen sind. Das schien nur durch Überwindung von Warenproduktion und Geldwirtschaft möglich zu sein - ein, wie sich später erwies, folgenschwerer Irrtum.

Die Gesellschaft der Zukunft steht vor dem Problem, die gesellschaftliche Erzeugung von Gütern durch ökonomisch selbständige Wirtschaftseinheiten (bei aktiver Mitverantwortung der Beschäftigten) mit der Herstellung ihres Zusammenhangs über den Markt und regulierendem Einfluß der Gesellschaft auf ihn (Rahmenplanung, ökologische Auflagen usw.) zu verbinden. Sozialismus zielt seiner objektiven geschichtlichen Rolle nach auf die Bewältigung dieses Komplexes von Widersprüchen, und man täuscht sich sehr, wenn man meint, das Scheitern *eines* geschichtlichen Versuchs habe die Aufgabe überhaupt erledigt und den Sozialismus zu einer ahgetanen Sache gemacht.

Die Bewegungsformen einer (gedachten) demokratisch verfaßten post-kapitalistischen Gesellschaft befinden sich in einem instabilen Gleichgewicht, und als Konsequenz demokratischer Wahlentscheidungen können sozial-ökonomische und andere gesellschaftliche Fortschritte wieder rückgängig gemacht werden. Entgegen den mechanistischen Vorstellungen von Marx und Engels und der Epigonen von einer gesetzmäßigen, linear-kausalen Entwicklung zum Sozialismus ist dieser ein offenes, variantenreiches Projekt ohne Erfolgsgarantien.

Die Zukunft kann nicht primär mit eng gefaßten ökonomischen Wertkategorien angegangen werden. Der gesellschaftliche Lebensprozeß greift weit über die Ökonomie hinaus und bezieht Wertverhältnisse ein, die das Soziale insgesamt zum Inhalt haben. Gebrauchswert schließt als komplexes gesellschaftliches Verhältnis die Erhaltung und den Schutz der Natur und die Persönlichkeitsentwicklung des Arbeitenden ein.<sup>6</sup> Die Marktwirtschaft als Geflecht ökonomischer Beziehungen und Tätigkeiten autonomer Produktionsagenten ist ihrer Natur nach unfähig, gesamtgesellschaftliche Be-

<sup>5</sup> F. Engels, "Anti-Dühring", in: MEW, Bd. 20, S. 253.

<sup>6</sup> Dagegen aber A. Gorz, Kritik der ökonomischen Vernunft, Hamburg 1994, S. 100f.

<sup>4</sup> Vgl. Klassiker der Kulturanthropologie, München 1990, S. 187.

kulturelle Gebrauchswerte für die Gesellschaft und die Individuen erzeugt. Dieser Prozeß hat als gesellschaftliche Arbeit für das Individuum die doppelte Wertbedeutung der Existenzgewährleistung und der Entwicklung individueller Kraftpotenz mit Einschluß sozialer Kommunikation, abhängig von Inhalt, Charakter und sozialen Bedingungen der Arbeit. Da die arbeitsteilig erzeugten Gebrauchswerte für die jeweiligen Wirtschaftssubjekte einen Überschuß über ihren Bedarf darstellen, muß auf dem Weg ihrer Veräußerung als Waren, als Tauschwerte, den eigenen Bedürfnissen durch die Befriedigung der Bedürfnisse anderer Genüge getan werden. Die Produktion von Tauschwerten ist ein Faktor der Produktion von Gebrauchswerten und in bestimmten soziostrukturellen Kontexten der Realisierung von Persönlichkeitswerten in der gesellschaftlichen Arbeit. Schaffung materieller und ideeller Gebrauchswerte ist die durch alle geschichtlichen Produktionsweisen sich durchhaltende Substanz gesellschaftlicher und individueller Produktion und der Tauschwert eine historisch entstandene Form, diesen Prozeß zu initiieren, zu organisieren und zu regulieren. Die Erzeugung von Gebrauchswerten wurde durch Einführung des Tauscherts nachhaltig befördert, wobei Tausch ursprünglich über den rein ökonomischen Vorgang hinausreichte. Er hatte zum Ziel, Lebenswichtiges - nicht nur ökonomischer Art - von anderen Gemeinwesen zu erlangen und diesen im Gegenzug ebensolches zukommen zu lassen.<sup>4</sup> Auf diesem Wege konstituierte und strukturierte sich menschliches Leben als *soziales* Dasein. So wie der unmittelbare Produktionsprozeß kooperative Naturaneignung, ist der Tausch Aneignung und Gestaltung des menschlichen Wesens als Ensembles gesellschaftlicher Verhältnisse. Im Tausch und seinen Wertmaßstäben erkennen sich die Kontrahenten wechselseitig als abstrakt gleiche, als Glieder der Menschengemeinschaft an.

Mit der Herausbildung der gesellschaftlichen Arbeitsteilung wurde der Austausch von Produkten und Tätigkeiten zu einer notwendigen Beziehung zwischen den ökonomischen Subjekten. In ihm kam der systemische Charakter des menschlichen Soziallebens zur Geltung. Warenproduktion und -austausch bildeten eine entwickelte Form des Austauschs von Produkten, die die im Tausch enthaltenen Potenzen entfaltete. In Produktion und Austausch sind soziale Interessen wirksam, die, wenn sie sich als private verselbständigen, deren sozialen Sinn und Funktionsgehalt beschädigen können. Wenn Gebrauchswertproduktion nicht dem gesicherten Überleben der Gemeinschaft, sondern vorrangig privatem Nutzen, dem Profit des Eigentümers der Produktionsbedingungen dient, verselbständigt sich die Produktion gegen die Produzenten, entfremdet sich ihnen. Das resultiert aus der Verselbständigung des Tauscherts, der aus einem Mittel der Produktion von Gebrauchswerten für die Gesellschaft zu einem Motiv der Bereicherung weniger wird.

<sup>4</sup> Vgl. Klassiker der Kulturanthropologie, München 1990, S. 187.

Die Produktion von Tauschwerten, von Waren, hat die Vereinzelung und relative Selbständigkeit der Produktionsagenten zur Bedingung und schließt die Organisierung der Gebrauchswertproduktion durch zentrale Administration aus. Marx und Engels waren freilich der Ansicht, die Gesellschaft könne die negativen Folgen privater Produktion und Zirkulation nur vermeiden, wenn sie Qualität und Quantität gesellschaftlich benötigter Güter zentral festlege und ihre Erzeugung verbindlich organisiere. Denn "jede auf Warenproduktion beruhende Gesellschaft hat das Eigentümliche, daß in ihr die Produzenten die Herrschaft über ihre eigenen gesellschaftlichen Beziehungen verloren haben."<sup>5</sup> Das geschichtliche Ziel, das Marx und Engels vorschwebte, war eine auf Gemeineigentum an Produktionsmitteln gegründete Gesellschaft, in der die Menschen die Herren ihrer eigenen Vergesellschaftung, nicht aber ihr unterworfen sind. Das schien nur durch Überwindung von Warenproduktion und Geldwirtschaft möglich zu sein - ein, wie sich später erwies, folgenschwerer Irrtum.

Die Gesellschaft der Zukunft steht vor dem Problem, die gesellschaftliche Erzeugung von Gütern durch ökonomisch selbständige Wirtschaftseinheiten (bei aktiver Mitverantwortung der Beschäftigten) mit der Herstellung ihres Zusammenhangs über den Markt und regulierendem Einfluß der Gesellschaft auf ihn (Rahmenplanung, ökologische Auflagen usw.) zu verbinden. Sozialismus zielt seiner objektiven geschichtlichen Rolle nach auf die Bewältigung dieses Komplexes von Widersprüchen, und man täuscht sich sehr, wenn man meint, das Scheitern *eines* geschichtlichen Versuchs habe die Aufgabe überhaupt erledigt und den Sozialismus zu einer abgetanen Sache gemacht.

Die Bewegungsformen einer (gedachten) demokratisch verfaßten post-kapitalistischen Gesellschaft befinden sich in einem instabilen Gleichgewicht, und als Konsequenz demokratischer Wahlentscheidungen können sozial-ökonomische und andere gesellschaftliche Fortschritte wieder rückgängig gemacht werden. Entgegen den mechanistischen Vorstellungen von Marx und Engels und der Epigonen von einer gesetzmäßigen, linear-kausalen Entwicklung zum Sozialismus ist dieser ein offenes, variantenreiches Projekt ohne Erfolgsgarantien.

Die Zukunft kann nicht primär mit eng gefaßten ökonomischen Wertkategorien angegangen werden. Der gesellschaftliche Lebensprozeß greift weit über die Ökonomie hinaus und bezieht Wertverhältnisse ein, die das Soziale insgesamt zum Inhalt haben. Gebrauchswert schließt als komplexes gesellschaftliches Verhältnis die Erhaltung und den Schutz der Natur und die Persönlichkeitsentwicklung des Arbeitenden ein.<sup>6</sup> Die Marktwirtschaft als Geflecht ökonomischer Beziehungen und Tätigkeiten autonomer Produktionsagenten ist ihrer Natur nach unfähig, gesamtgesellschaftliche Be-

<sup>5</sup> F. Engels, "Anti-Dühring", in: MEW, Bd. 20, S. 253.

<sup>6</sup> Dagegen aber A. Gorz, Kritik der ökonomischen Vernunft, Hamburg 1994, S. 100f.

dürfnisse und Interessen perspektivischen Charakters zu befriedigen; sie kann zwischen sozial nützlichen und sozial schädlichen Werten nicht unterscheiden. Die ökonomischen Wertkategorien müssen in Einheit mit der sozialen Dimension des Wertes gefaßt und realisiert werden, was in der Vermittlung mit gesamtgesellschaftlichen Zielsetzungen geschieht, die die Selbstbezüglichkeit des Marktes einschränken. Das gilt namentlich für eine Gesellschaft jenseits des Kapitalismus, in der die *gesellschaftliche* Nützlichkeit der Gütererzeugung, die Produktion von Gebrauchswerten Vorrang vor der Tauschwertproduktion besitzt und die Wertverhältnisse die Bestimmtheit des Humanen zur Geltung bringen.

# BAHAMAS

Nr. 22 – Frühjahr 1997

## Soziale Frage – autoritäre Bewegung

- \* „Weiße Bewegung“ in Belgien \*
- \* Antikommunismus in Bulgarien \*
- \* Deutsche Interessen in Kolumbien \*
- \* Rückblick auf den Massen-Streik in Frankreich \*
- \* Der Kult um Rosa Luxemburg\*
- \* Kritik des Antifaschismus \*
- \* Lob des Vansittartismus \*
- \* Geschichtswissenschaft und Goldhagen \*
- \* Adornos Orthodoxie \* u.a.m.

Abonnement DM 22,50 für drei Ausgaben;  
Einzelpreis DM 7,50 (nur Vorkasse / Briefmarken)

Fon/Fax: Berlin 030 / 623 69 44  
Postfach 620628, 10796 Berlin, Konto: E. Müller  
Nr. 12005270, Berliner Volksbank, BLZ 100 900 00

Anneliese Braun

## "Reproduktionsarbeit" im Konflikt zwischen Lebensgrundlagen, Patriarchat und Warenverhältnissen

Wie die Diskussion in Z zeigte<sup>1</sup>, stehen Paradigmen über Klassen, patriarchalische Verhältnisse, ethnische und weitere Ausgrenzungen auf dem Prüfstand. In der Regel wird versucht, jeweils ein Zipfelchen der Problemlagen zu ergreifen (wie z.B. Arbeit, Umwelt, Patriarchat). "Universalistische" Ansätze gelten als überholt und werden verteufelt.

Dahinter verbirgt sich die Schwierigkeit, die *Ganzheit von Lebens- und Arbeitsprozessen* methodologisch für Analysen und Visionen fruchtbar zu machen. Aber auch die Kritik patriarchalischer Verhältnisse steht nach wie vor mehr oder weniger beziehungslos neben den Klassenkonstellationen. D.h., Patriarchat wird trotz aufkommender "Männer"- und Geschlechterforschung faktisch noch immer überwiegend auf ein Problem weiblicher Unterordnung und damit auf feministische Diskurse reduziert. "Männliche Hegemonie" findet sich hauptsächlich als "Geschlechterverhältnis" ausgedrückt.

Feministische Ansätze erscheinen dadurch vielen Männern (und Frauen) noch immer als Ausdruck von Gruppeninteressen, denen mensch im günstigsten Fall gutwillig gegenüberstehen sollte. Bestenfalls werden sie in patriarchalische Theorieansätze faktisch integriert (z.B. Scholz, 20ff.). Das erweist sich im höchsten Grade als hinderlich, um auf aktuelle sozial-, arbeitsmarkt- und umweltpolitische Herausforderungen zu reagieren.

Die DDR wie die europäischen staatssozialistischen Länder scheiterten nicht zuletzt daran, daß antipatriarchalische Entwicklungen einer Klassenbefreiung untergeordnet und dadurch emanzipatorische Potenzen von vornherein unterdrückt wurden. Das bedeutete, auf Kräfte zu verzichten, welche möglicherweise Erstarrungen aufbrechen und die Implosion verhindern konnten.

Deshalb soll im folgenden auf *Beziehungen zwischen Patriarchat und Klassenverhältnissen* aufmerksam gemacht werden, welche die Reproduktion des Lebens in ihrer Ganzheit und Gesamtheit seit dem Neolithikum bestimmen. Daraus lassen sich Überlegungen ableiten, um Lebensgrundlagen zu erhalten.

<sup>1</sup> Vgl. Klassen und Klassentheorie heute, in: Z 24 (Dezember 1995) - Z 27 (September 1996).

## Patriarchat als historisches Durchgangsstadium in der Reproduktion des Lebens

Feministische Positionen orientieren sich an der gesellschaftlichen Stellung und der sozialen Lage von Frauen, die immer - salopp gesagt - auf einer *Gemengelage* von patriarchalischen Beziehungen und jeweiligen Produktionsverhältnissen beruhen. Zum Begriff des Patriarchats wird auf Ausführungen vor allem von Delphy verwiesen.

Jedoch geht es hier nicht darum, die alte Diskussion über Begriffsbestimmungen des Patriarchats wieder hervorzukramen. Es bringt auch nichts, dem Patriarchat *oder* den jeweiligen Produktionsverhältnissen ein Primat zu verpassen (wie das manche Marxisten zugunsten der Produktionsverhältnisse behaupten und einige Feministinnen (u.a. Maria Mies, 23, 55) faktisch zugunsten des Patriarchats). Beide Seiten sind miteinander verquickt und in zugespitzten Situationen macht sich einmal die eine und dann wieder die andere Seite geltend. Warum sollen z.B. ostdeutsche Frauen dafür beschimpft werden, daß sie derzeit für feministische Vorstellungen wenig offen sind, da ihr Überleben und damit der Arbeitsmarkt für sie ein wichtigeres Problem darstellen?

Relevant scheint aber auch heute noch zu sein, nach der *Funktion* des Patriarchats zu fragen und in dieser Richtung besteht durchaus Diskussionsbedarf. Wenn, wie Gerda Lerner (263ff.) betont, das Patriarchat den Sinn hat, Sexualität und Fortpflanzungskapazitäten von Frauen zu kontrollieren, dann muß dies doch unter bestimmten Bedingungen notwendig geworden sein, um die Reproduktion des Lebens in den jeweiligen Gemeinschaften und Gesellschaften zu gewährleisten. Patriarchat bzw. besser: seine Abschaffung müßte dann auch in Verbindung gesehen werden mit den immer dringlicher werdenden Bemühungen, die Lebensgrundlagen auf dieser einen Erde zu erhalten.

Zu den *Entstehungsursachen* patriarchalischer Verhältnisse erklärt Lerner, daß Gratiskräfte von Frauen angeeignet werden können, weil ihre sexuellen und Fortpflanzungskapazitäten zu Waren wurden (Lerner, 108). Dies ist aus zweierlei Gründen nicht halthar. Zum einen, weil vor allem Ethnologen inzwischen nachgewiesen haben, daß ausgeprägte Herrschaftsverhältnisse von Männern über Frauen historisch schon in Gesellschaften bestanden, die noch keine Ungleichheiten aufwiesen, welche nicht durch eigene Arbeit bedingt waren. D.h. in Gesellschaften, die schon nicht mehr unter ursprünglichen urgesellschaftlichen Verhältnissen lebten, im Innern aber noch nicht auf Warenbeziehungen beruhten und in denen sich Klassen noch nicht als entfaltete Institutionen herausgebildet hatten. Als Beispiele dafür können Verhältnisse bei den Baruya in Neuguinea (Godelier, 9ff.), bei den Khumbo in Nordostnepal oder den Warlpiri in der zentralaustralischen Wüste genannt werden (Glowczewski, 172ff.; Diemberger u.a., 325ff.).

Zum anderen ergeben sich Einwände gegen Lerner, wenn ihre Behauptung von den sexuellen und Fortpflanzungskapazitäten als Waren ernst genommen wird. Es handelt sich gewissermaßen um einen Widerspruch in sich: Wenn die Fortpflanzungsfähigkeit eine Ware wäre, müßten Frauen diese an Männer verkaufen. Dies können sie unter patriarchalischen Verhältnissen aber gerade nicht, weil sie persönlich unfrei, eben patriarchal abhängig sind. (Prostituierte verkaufen Sex, einen Kinderwunsch können sie sich nur unter großen Schwierigkeiten erfüllen.)

Lerner hat mit ihrer These: "Waren versus Privateigentum", hezogen auf Entstehungsursachen des Patriarchats, Engels nicht vom "Kopf auf die Füße" gestellt, wie sie behauptet, sondern eine Einseitigkeit durch eine andere ersetzt.

Maria Mies wiederum sieht den Kernpunkt in der "Gewalt des weißen Mannes aus dem Westen", der Frauen, Natur und "Dritte Welt" kolonialisiert (Mies, 23, 216). Dies ist schon eine gemeinsame Klammer. Aber "Opfer" zu sein, reicht allein nicht aus. Des weiteren können Frauen durchaus nicht für sich in Anspruch nehmen, eine von Männern grundsätzlich unterschiedene (positive) Stellung zur (äußeren) Natur und damit zur Erhaltung der menschlichen Umwelt einzunehmen. Jedenfalls erwiesen sich frauenspezifische Traditionen und Überlieferungen nicht in der Lage, die Naturzerstörung aufzuhalten.

Auch eine vorkapitalistische beile Naturwelt in der *Subsistenzwirtschaft* - wie sie gern von einigen Ökofeministinnen (u.a. Mies/Shiva, 395f.) stillschweigend vorausgesetzt wird - gab es in den letzten vier bis fünf Jahrtausenden nicht. Das wird zunehmend auch von Archäologen und Geographen nachgewiesen. Naturzerstörung gegen Hunger und gegen Arbeitsplätze gewissermaßen "aufzurechnen" und damit zu rechtfertigen, beschleunigt den Kollaps der Lebensbedingungen lediglich.

Angeregt durch Ursula Beer (71ff., 100ff., 142) wird im folgenden eine Hypothese diskutiert, die einen Ansatz enthält, Kampf gegen Patriarchat und für die Erhaltung der Lebensgrundlagen als einen *ganz- und gesamtheitlichen* Prozeß zu gestalten.

Es eröffnet sich eine andere und eine erweiterte Sicht auf Patriarchat, wenn von der *"Reproduktion des Lebens"* als Ganzheit ausgegangen wird, wie sie Marx und Engels in ihren Frühwerken (MEW, Bd. 3, 20ff.) einführten und auf die Engels noch 1884 im Vorwort zu "Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staats" verwies (MEW, Bd. 21, 27ff.). Kurz gesagt, unterschieden sie bekanntlich zwischen zwei Seiten der Reproduktion des Lebens: der Produktion von Lebensmitteln und der unmittelbaren Reproduktion des Lebens. Erstere dominiert in "tributären" (Briant, 351ff.) und in warenwirtschaftlichen Gesellschaften, und deshalb konzentrierten sich Marx und Engels bei der Analyse der Kapitalverhältnisse darauf.

Patriarchat erweist sich dann als *Bindeglied* zwischen der historisch schließlich dominierenden, warenwirtschaftlich organisierten und profitorientierten "Produktion von Lebensmitteln" auf der einen Seite und der "unmittelbaren Reproduktion des Lebens", speziell der "Reproduktionsarbeit"<sup>2</sup> auf der anderen. Die Notwendigkeit eines Bindeglieds resultiert aus den Erfordernissen der Reproduktion des Lebens. "Reproduktionsarbeit" verliere ihren Inhalt, deformierte, höbe sich auf, wenn ihre Ergebnisse auf Dauer als Ware gehandelt würden und ihre Ausführenden quasi zum Träger der "Ware Arbeitskraft" oder besser der "Ware Reproduktionskraft" würden. Zwei ganz unterschiedliche Bereiche sollen angeführt werden, um dies zu belegen: historisch die Mißerfolge einer systematischen "Sklavenzüchtung"; heute die Gefahren der Gen- und Reproduktionstechnologien (Mies/Shiva, 241ff., 271ff., 310ff.).

Sobald die "Produktion der Lebensmittel" Zwecke verfolgt, die über die "unmittelbare Reproduktion des Lebens" hinausgehen, sich von dieser selbständigen, ordnet sie sich die zuletzt genannte unter, entweder als Lohnarbeit oder über das Patriarchat.

Bezogen auf die *Reproduktion des Lebens* wären somit folgende *Tätigkeitsarten* zu unterscheiden:

- Arbeit für die Produktion von Lebensmitteln, die heute überwiegend als Lohnarbeit geleistet wird.
- "Reproduktionsarbeit", die patriarchal (persönlich) abhängige Frauen unbezahlt verrichten.

- Hinzu treten als Lohnarbeit organisierte Tätigkeiten im Gesundheits- und sozialen Bereich. Seitdem "Gratisdienste" der (äußeren) Natur sich zunehmend erschöpfen, gehören dazu auch Arbeiten, welche eine lebensfreundliche Umwelt erhalten.

- "Allgemeine Arbeit", zunächst "alle wissenschaftliche Arbeit, alle Entdeckung, alle Erfindung" (MEW, Bd. 25, 113/f.), die sowohl in der unmittelbaren Reproduktion des Lebens als auch in der Produktion von Lebensmitteln wirksam wird. Mit der Vermarktung von Wissenschaft wird "allgemeine Arbeit" zunehmend zur Werts substanz, was eine Amivalenz zu den Lebensgrundlagen hervorruft und verstärkt. Frauen sind nach wie vor bei der Verausgabung von "allgemeiner Arbeit" unterrepräsentiert, wobei sich patriarchale Fesseln und graduelles Eindringen von Wissenschaft in die "Reproduktionsarbeit" verschränken.

Patriarchalische Verhältnisse bilden eine Grundlage, um in warenwirtschaftlich organisierten Gesellschaften "Reproduktionsarbeit" im Prinzip außerhalb von direkten Warenbeziehungen zu leisten. Patriarchat erscheint aus dieser Sicht gewissermaßen als Mittel, um "Gratisdienste" der

Portpflanzung und damit auch der Natur sowie der Erziehung und Bildung indirekt in die Warenwirtschaft zu integrieren.

Die Position von Frauen hängt in den jeweiligen Gesellschaften von ihrer patriarchalischen Unterordnung und ihrer Stellung in der Produktion von Lebensmitteln ab, die wiederum vom Ungleichheitsverhältnis zwischen den Geschlechtern beeinflusst wird. Damit sind Unterschiede in der Stellung von Frauen bedingt, wie sie sich z.B. in Bodenbauer- gegenüber Hirtenkulturen ergeben.

Verschiedene Autoren, wie Lerner (107) datieren die Entstehung des Patriarchats vor die Entstehung von Klassen und wollen dadurch der Unterordnung von Frauen historisch ein größeres Gewicht verleihen. Die Frage so zu stellen, zerreißt die historischen Zusammenhänge. Sowohl die Entstehung des Patriarchats als auch die der Klassen waren ursprünglich Elemente des *gleichen* Prozesses, der sich, geschichtlich gesehen, über mehrere Jahrtausende hinzog: die beginnende, sich mit zeitweiligen Regressionen ausbreitende und sich schließlich festigende Unterordnung der "unmittelbaren Reproduktion des Lebens" unter die waren- bzw. profitmäßig organisierte "Produktion der Lebensmittel". Obwohl historisch zeitweilig tributäre Verhältnisse dabei ebenfalls eine Rolle spielten, nahm bei der Entstehung patriarchalischer Klassenverhältnisse die Verwandlung des Mehrprodukts in Ware eine Schlüsselstellung ein. Die ursprüngliche relative Übereinstimmung beider Bereiche der "Reproduktion des Lebens" löste sich auf.

Patriarchalische, ethnische und klassenmäßige Ungleichheiten zwischen den Mitgliedern der jeweiligen Gemeinschaften wurden damit zu Vorbedingungen für ihr Überleben. Sehr deutlich zeigt sich das in Krieg und Raub, die als organisierte und systematische Institutionen in jener Übergangszeit von urgesellschaftlichen zu patriarchalischen Klassengesellschaften entstanden, namentlich mit und im Gefolge der "neolithischen Revolution" (Malinowski, 220).

Es muß deshalb betont werden: Patriarchalische und Klassenverhältnisse gewährleisten *gemeinsam* die Unterordnung der "unmittelbaren Reproduktion des Lebens" unter die davon "abgehobene" "Produktion der Lebensmittel". Patriarchalische Verhältnisse sichern diese Unterordnung im Bereich der unmittelbaren Reproduktion des Lebens, Klassenverhältnisse übernehmen die Funktion der Unterordnung im Bereich der nun "abgehobenen" Produktion der Lebensmittel (wie z.B. für Tribute, Waren- und Geldreichtum). Patriarchalische und Klassenverhältnisse können deshalb als zwei Seiten derselben "Medaille" bezeichnet werden, eben der genannten Unterordnung.

<sup>2</sup> Der Begriff der "Reproduktionsarbeit" ist aus dem feministischen Diskurs übernommen und bezeichnet dort - kurz gesagt - die unsichtbare und unbezahlte Arbeit - vorwiegend von Frauen - bei der unmittelbaren Reproduktion des Lebens.

## Lebensgrundlagen im Konflikt zu Patriarchat und Warenverhältnissen

Historisch gesehen, unterscheiden sich patriarchalische Verhältnisse vor allem danach, in welcher Art und Weise Warenbeziehungen in Zeit und Raum mit ihnen zusammenwirken sowie mit welcher Intensität.

Bezogen auf die patriarchalische Organisation von "Reproduktionsarbeit" lassen sich unter dem Einfluß von Warenbeziehungen folgende Tendenzen erkennen:

Erstens: "Reproduktionsarbeit" wird institutionell und lokal von *anderen Tätigkeiten zur Reproduktion des Lebens* getrennt, die im allgemeinen direkt als Warenbeziehungen organisiert sind. Seinen "Höhepunkt" findet dies in der "Hausfrauisierung" (Beer, 219ff.; Mies, 126ff.). "Reproduktionsarbeit" ist unter männlicher Hegemonie zu leisten.

Diese persönliche Abhängigkeit klebt - differenziert - an den Frauen und läßt sie auch bei anderen Tätigkeiten (wie in der Lohnarbeit) von vornherein als persönlich unfrei auftreten. Patriarchal organisierte "Reproduktionsarbeit" findet ihren klassischen Ausdruck als Element des "Wertes der Ware Arbeitskraft" des männlichen Familien"ernährers". Faktisch geht darin auch der Zuverdienst von Ehefrauen über geringfügige Beschäftigung, Teilzeitarbeit etc. ein. "Reproduktionsarbeit" wird auf diese indirekte Weise dann *als notwendig anerkannt*, wenn sie dazu beiträgt, die "Ware Arbeitskraft" zu reproduzieren.

Damit ist eine *unauflösbare Ambivalenz* verbunden. "Reproduktionsarbeit" kann wohl deren Träger, aber nicht die "Ware Arbeitskraft" selbst hervorbringen. Sie schafft grundsätzlich nicht Waren, sondern Lebenszeit. Diese wird aber - partiell oder ganz - von der "Ware Arbeitskraft" als Lohnarbeit verausgabt und somit zur Werts substanz, welche tendenziell Lebenszeit zerstört. Da "Arbeitskraft" ohne ihren Träger, den Menschen, nicht "verkauft" werden kann, kommen dessen Reproduktionserfordernisse grundsätzlich nicht allein im "Wert der Ware Arbeitskraft" zum Ausdruck.

Marx bezieht bekanntlich die "Reproduktionsarbeit" in den "Wert der Ware Arbeitskraft" ein. Relativ eigenständige Elemente unmittelbarer Reproduktion des Lebens erscheinen deshalb bei Marx nur als "ein historisches und moralisches Element" in der "Wertbestimmung der Arbeitskraft" (MEW, Bd. 23, 185), weil er lediglich die kapitalistische *Produktionsweise* untersucht.

Von der Reproduktion der "Ware Arbeitskraft" muß also weitergegangen werden zur "Reproduktion des Lebens". Aus dieser Sicht heraus ist eine Neubewertung von "Reproduktionsarbeit" hochaktuell. Nicht zuletzt gäbe sie auch eine Antwort auf derzeitige Veränderungen im Patriarchat.

Zumindest in den Industrieländern verschieben sich die Trends der Bevölkerungsreproduktion von der vorwiegend extensiven zur überwiegend in-

tensiven Seite. Das Patriarchat, das zunächst mit der "Hausfrauisierung" auf die Reproduktionserfordernisse einer wachsenden Lohnarbeiterschaft reagiert hatte, muß sich heute auf Trends der *Intensivierung und Globalisierung* in der Warenwirtschaft einstellen. Vor allem ungelernete, wenig qualifizierte Männer sowie Jugendliche ohne Ausbildung sind kaum noch in der Lage, einen privaten Haushalt zu finanzieren. Viele wandern in das Heer der "Überflüssigen". Auf der anderen Seite treten Frauen zunehmend in Erwerbsarbeiten ein, wenn auch hauptsächlich über eine nichtexistenzsichernde Teilzeitarbeit. Auf diese Weise überstieg 1995 z.B. in England die Zahl der weiblichen Beschäftigten erstmals die der männlichen.

Auf solche und andere Auflösungsprozesse des männlichen "Normalarbeitsverhältnisses" folgt vor allem eine *Polarisierung männlicher Hegemonie*. Während sich für Frauen aus Ober- und oberen Mittelklassen patriarchale Fesseln aufzulösen beginnen, verstärken sie sich gleichzeitig gegenüber Frauen aus Unterklassen, aus Randgruppen und aus denjenigen Mittelschichten, welche zunehmend in untere soziale Lagen abrutschen. Unterbeschäftigung und Randgruppen sind überwiegend weiblich. Männliche Hegemonie wird wieder zum ausgesprochenen Konkurrenzvorteil auf dem Arbeitsmarkt. Frauen in den Weltflüchtlingsbewegungen leiden am meisten unter männlicher Gewalt und sexueller Nötigung (Weber, 13ff., 139).

Hennessy z.B. spricht in diesem Zusammenhang von einem "postmodernen Patriarchat", das jüngst begonnen habe, das bourgeoise abzulösen. Es werde vor allem durch eine Hyperentwicklung und eine sexistische Ausrichtung der Konsumtion charakterisiert, durch einen relativen Machttransfer vom Ehegatten auf den Staat (wie in Haushalten alleinerziehender Frauen). Sie nennt auch eine begrenzte - vor allem in bezug auf Vermarktung von "lifestyle" - Assimilation von Homosexuellen in die Mittelklassenkultur (wenigstens in der US-amerikanischen Gesellschaft), eine scheinbare Flexibilisierung von Geschlechterstrukturen (Hennessy, 63-65). Dabei legt sie allerdings großen Wert darauf, diese Veränderungen aus der Widersprüchlichkeit neuer Züge des Patriarchats und der gleichzeitigen Verfestigung seiner Dominanz kritisch zu analysieren. So setzt sie sich u.a. mit Butler, Fuss und de Lauretis auseinander, die Heteronormativität kritisieren, zugleich eine homosexuelle Identität fetischisieren, die allein auf Angehörige einer "neuen bürgerlichen professionellen Klasse" (Hennessy, 41) zielt, auf hochqualifizierte und gut verdienende Angehörige der Mittelschichten. Hennessy macht auf wichtige Zusammenhänge aufmerksam, welche für das Verständnis politischer Aktivitäten homosexueller Gruppen wichtig sind, bei der bisherigen Diskussion aber ausgespart blieben, da diese einseitig auf Kritik an Heteronormativität und auf Kulturpolitik orientierte.

Zweitens: "Reproduktionsarbeit" gehört zu den letzten Bereichen, in denen noch *Reziprozitätsbeziehungen* gelebt werden. Auch wenn diese sich von deformierenden und zerstörerischen Wareneinflüssen nicht abschotten können, liegt in ihnen immer auch ein Widerstandspotential gegen antihu-

mane (und damit auch gegen antiökologische) Maßnahmen, weil diese die "Reproduktionsarbeit" und ihre Ergebnisse infragestellen<sup>3</sup>.

Reziprozität bedeutete historisch zunächst einen gegenseitigen "Gabentausch" (u.a. Gehlen 1956, 50ff.; Polanyi, 77ff.). Dabei war nicht entscheidend, wieviel Arbeit der jeweilige Gebrauchswert kostete, sondern was er bewirkte. "Zu leben" bzw. "zu überleben" war der Zweck und regulierte die Tätigkeiten. Substanz der Reziprozität war also faktisch die *Lebenszeit*. Die Zeit trat den Menschen noch nicht in verdinglichter Form gegenüber (Aveni, 210ff.). Eine Orientierung auf "Lebenszeit" begrenzte den Umfang der Tätigkeiten und ihre Dynamik. Reziprozität erzeugte eine relative Gleichheit in den Überlebenschancen.

Das über lange Zeiten hinweg *relativ geringe und zufällige* Mehrprodukt wurde zunächst im Rahmen reziproker Strukturen angeeignet und reproduziert (u.a. über Potlatch-Feste, über Schamanendienste, über Spezialisierungen z.B. bei der Geräteherstellung). Es trug dazu bei, Reziprozitätsbeziehungen selbst weiter auszugestalten. Dies manifestierte sich n.a. in sozio-kulturellen Fortschritten: Es bildeten sich Generationen heraus, der Totemismus, der Jünglingstausch<sup>4</sup>, die Exogamie usw. (vgl. u.a. Malinowski; Gehlen 1956, 132ff.; 1993, 472ff.). Im Maße, wie ursprüngliche Reziprozitäts- durch Warenbeziehungen ersetzt wurden, entwickelte sich die *Reziprozität von Gebrauchswerten zur Reziprozität von Arbeitsquanten*.

Derzeit wird "Reproduktionsarbeit" zunehmend direkt als *Lohnarbeit* organisiert, was wachsende Ambivalenzen zu den Lebensgrundlagen erzeugt. Zu nennen sind beispielsweise privatwirtschaftlich organisierte Dienstleistungen für Haushalte, für Kranken- und Altenpflege. Dabei erwies sich bisher auch Ethik als unwirksam, um Gen- und Reproduktionstechnologien aus einer warenförmigen Organisation herauszubalzen. Es entsteht die Horrorvision, daß bei Fortsetzung aktueller Trends irgendwann die Warenform die "Reproduktionsarbeit" vollständig beherrscht.

"Reproduktionstechnologien", "Leihmutterchaft", wie auch Organhandel könnten potentiell die Fortpflanzung selbst direkt zur Ware werden lassen. (z.B. Mies/Shiva, 239, 241ff., 256ff.; Fox Keller, in: Scheich, 49ff.) Das würde z.B. bedeuten, daß sie "Lebewesen" hervorbringen, die an autoritäre Regimes und an geschädigte Umwelt angepaßt werden. Mit der Patentierung von Lebewesen, wie von Pflanzen und Tieren, wird Leben ebenfalls zur Ware herabgewürdigt.

Ein vollständiges Eindringen der Warenform in die "Reproduktionsarbeit" würde dennoch wohl das Patriarchat nicht überflüssig machen. Realitäts-

stischerweise ist zu erwarten, daß sich patriarchalische Trends mit einer tendenziell totalen Warenwirtschaft *noch enger* verknüpfen. Gewissermaßen als "Zuckerbrot" für Frauen, welche sich zunehmend unbezahlter "Reproduktionsarbeit" verweigern, schlägt z.B. Leipert vor, "Reproduktionsarbeit" faktisch wie Lohnarbeit zu behandeln. Sie soll auf einem relativ sehr niedrigen Niveau vergütet und als Leistung in das Bruttosozialprodukt einbezogen werden.

Drittens: Das Patriarchat entstand historisch im Gefolge einer *Umbewertung* von Arbeit und brachte damit die *geschlechtshierarchische Arbeitsteilung* hervor. Diese Umbewertung beruhte in der Endkonsequenz auf Geld- und Warenreichtum sowie seiner Akkumulation. Reichtum in Form von Kriegern, besonders von Krieger- und Arbeitssklaven, von Nahrungsvorräten, von Mehrprodukt in Waren- oder Geldform und anderen Arten von Tributen und Beute wurde entscheidend, um zu überleben.

Frauen mußten gezwungen werden, ihre Söhne für den Krieg zu gebären und sie mußten die Ausbildung der Krieger sowie entstehende vorstaatliche und staatliche Machtapparate versorgen<sup>5</sup>. Auch der von Kriegern gewährte Schutz gegen Überfälle und Räuber entwickelte sich zu patriarchalischen Fesseln. Das Patriarchat entstand historisch also schon lange, bevor sich das Privateigentum an Produktionsmitteln als *Institution* herausbildete. Mit der schließlichen juristischen Fixierung des Privateigentums an Produktionsmitteln wurde der Entstehungsprozeß von patriarchalischen Klassengesellschaften lediglich abgeschlossen. Das bedeutete allerdings, daß die rechtliche Reglementierung und Disziplinierung von Frauen durchorganisiert und verschärft wurde. Indem Engels sich auf das Privateigentum als Ursache für Patriarchat bezog, hatte er das Ergebnis von Veränderungen im Auge, die Patriarchat *und* Privateigentum hervorbrachten, jedoch nicht deren Entstehungsursachen.

*Welche Arbeiten* Frauen zu verrichten hatten, ergab sich also aus den jeweiligen Erfordernissen der Akkumulation von materiellem, speziell Warenreichtum. Wahrscheinlich war es vor allem die aktive Rolle von Männern im Fernhandel und Krieg, die es männlicher Hegemonie erlaubte, sich die Ergebnisse der "Reproduktions"- und Produktionsarbeit von Frauen anzueignen.

Am Beispiel der Baruya (Godelier, 22, 30) läßt sich deutlich nachweisen, wie Frauen mit Tabus von bestimmten Arbeiten ferngehalten und zu anderen Arbeiten (wie Schweinezucht zur Versorgung der Initianden im Männerbaus) gezwungen wurden. Frauenarbeiten wurden durch männliche Wertsetzungen unterbewertet.

<sup>3</sup> In diesem Sinne verstehe ich z.B. die Aufforderungen von Schultz, das "Private" nicht nur als politisch, sondern als "zugleich auch latent öffentlich" zu sehen (Schultz, in: Scheich, 203).

<sup>4</sup> Der Frauentausch war wahrscheinlich schon Beginn von nicht-reziproken Beziehungen. Vgl. u.a. Lerner, 44; Kossek u.a., 14ff.

<sup>5</sup> Patriarchat bezieht sich also nicht allein auf das sexuelle und Fortpflanzungspotential von Frauen, wie u.a. Lerner betont. Es veränderte historisch ebenfalls die Stellung von Frauen in der Produktion von Lebensmitteln. Diese Verbindung zwischen den Dimensionen der Gesamtgesellschaft und dem gesellschaftlichen Umgang mit dem Gebärmögen hebt Tjaden-Steinhauer hervor (49, 50).

Geschlechtshierarchische Arbeitsteilung resultierte also vor allem aus Veränderungen in der Reproduktion des Lebens, die mit der sich herausbildenden *Dominanz von Waren- und Geldreichtum* über die unmittelbare Reproduktion des Lebens verbunden waren. Frauen und Männer wurden in diesem Prozeß diszipliniert, in "Rollen" gepreßt und damit deformiert.

"Reproduktionsarbeit" als gesellschaftliche Norm für "respektierte" Frauen bat also nur sekundär etwas mit biologischen Funktionen und "natürlichen" Potenzen zu tun.

Geschlechtshierarchische Arbeitsteilung zu überwinden, erfordert demgemäß Veränderungen in der Bewertung der Arbeit. Das bedeutet vor allem, die Beziehungen zwischen den beiden Bereichen der Reproduktion des Lebens wieder "vom Kopf auf die Füße" zu stellen, die profitorientierte warenförmige Produktion von Lebensmitteln durch Reziprozitätsbeziehungen abzulösen (Hettne u.a., 5, 20).

Viertens: Patriarchal organisierte "Reproduktionsarbeit" geht nach wie vor mit *weitgehendem Ausschluß von Frauen aus "allgemeiner Arbeit"* insbesondere in Wissenschaft, Leitung etc. einher. Vor allem mit den Informationstechnologien breiten sich Konflikte zwischen den etwa 20% der Beschäftigten aus, welche als "Wissensarbeiter" hochqualifizierte, gutbezahlte intellektuelle Tätigkeiten verrichten, und den übrigen vier Fünfteln, welche unterbeschäftigt über kein existenzsicherndes Einkommen mehr verfügen (Rifkin, 140f.), bei denen erfahrungsgemäß Frauen überrepräsentiert sind.

"Reproduktionsarbeit" bat mit diesen Tätigkeiten *Gemeinsamkeiten*, sofern sie zur unmittelbaren Reproduktion des Lebens beitragen. Sie *unterscheidet* sich von ihnen, indem Bildung, Wissenschaft, Kunst usw. in der Regel über Lohnarbeit oder "einfache" Warenwirtschaft realisiert werden. Dies haben letztere Bereiche mit der warenförmigen, profitorientierten Produktion von Lebensmitteln gemein, in die ebenfalls "allgemeine Arbeit" einbebt.

"Allgemeine Arbeit" in den zuletzt genannten Bereichen befindet sich in stetiger *Ambivalenz* zwischen Warenprinzipien und Lebensgrundlagen. Während erstere eine *Minimierung* dieser Arbeiten verlangen (im Aufwand je Wareinheit), erfordern letztere ihre *Maximierung* je Person und im Verhältnis zur Arbeit für die Befriedigung "notwendiger" Lebensbedürfnisse.

Geistig-kulturelle Arbeit enthält deshalb immer gewissermaßen zumindest "Einsprengsel" von "freier Tätigkeit", indem auch in Auftrags- bzw. "Brotarbeiten"<sup>6</sup> unabhängige Aussagen einfließen oder sich als "Restfaktoren"

<sup>6</sup> "Brotarbeit" wird hier verstanden im Sinne einer Lohnarbeit. Dies unterscheidet sie von der von Tolstoj 1886 in "Was sollen wir denn tun?" begründeten Forderung, durch eigene Arbeit, besonders eigene Feld- und Handarbeit, das Leben zu sichern. In M. Gandhis "Farmen" spielte Tolstois Konzept der "Brotarbeit" eine wichtige Rolle, um körperliche

Raum schaffen. Als Beispiele für letzteres können Goyas Caprichos gelten, für ersteres seine Gemälde der spanischen Monarchenfamilie.

"Reproduktionsarbeit" umfaßt umgekehrt allerdings ebenfalls Elemente von "freier Tätigkeit" (z.B. orale Weitergabe von überliefertem Wissen), die potentiell sowohl der Reproduktion der Ware Arbeitskraft untergeordnet als auch zu Widerstandselementen gegen patriarchalische kapitalistische Warenwirtschaft werden können.

Mit dem zunehmenden Eindringen von Warenbeziehungen in die "Reproduktionsarbeit" werden die Puffer geringer und sie verschwinden in der Tendenz, mit denen vor allem Frauen bisher diesen Bereich gegen direkte Krisen und zerstörerische Wirkungen des Marktes abgesichert haben. Ihre "Gratisdienste" verwandeln sich genau wie die der Natur in *Verluste* von Lebensgrundlagen.<sup>7</sup>

Auf diese *Ambivalenzen* haben verschiedene Autoren wiederholt aufmerksam gemacht und vor ihren katastrophalen Folgen gewarnt. Beispielhaft soll auf Polanyi ("fiktive Waren Arbeit, Boden, Geld") (Polanyi, 19, 20, 112, 329) und Habermas ("Kolonialisierung der Lebenswelt") (Habermas, Bd. 2, 471) verwiesen werden.<sup>8</sup> Allerdings versperrt ihnen ein grundsätzlich patriarchalisches Herangehen den Blick auf Zusammenhänge zwischen beiden Bereichen der Reproduktion des Lebens. Altvater/Mahnkopf beschreiben in Anlehnung an Polanyi den "historischen Prozeß der Entbettung" der Wirtschaft aus der Gesellschaft, der in "globaler Entbettung" resultiert (Altvater/Mahnkopf, 114), vernachlässigen aber eine "Wiedereinbettung".

Um Lebensgrundlagen zu erhalten, gilt es also, den Einfluß warenförmiger Beziehungen auf Wissenschaft, Kunst, Bildung genauso wie auf "Reproduktionsarbeit" zurückzudrängen.<sup>9</sup>

Wenn postindustrielle Trends in den Fesseln von Waren- und Kapitalwirtschaft verbleiben, tendieren sie dazu, Destruktivkräfte und Barbarei hervorzubringen, die vernunftmäßig kaum noch faßbar sind. Sicher ist jedoch,

und geistige Arbeit zu verbinden. Dieses Problem wird hier im Kontext von "notwendiger Reproduktionszeit" und "freier Zeit" behandelt.

<sup>7</sup> Marx bezog faktisch als "Gratisdienste" für das Kapital "die ihm einverleibte Arbeitskraft, Wissenschaft und Erde" ein (Vgl. MEW, Bd. 23, 636). D.h., daß diese nur partiell Warenform annehmen können.

<sup>8</sup> Demgegenüber verbleiben Autoren wie Marx, Lukacz, Adorno, Horkheimer in ihren Auseinandersetzungen mit der "Verdinglichung" gesellschaftlicher Beziehungen im Rahmen von Warenverhältnissen. Dies gilt in anderer Beziehung auch für R. Kurz.

<sup>9</sup> Im Eifer des Gefechts befeiligten sich allerdings einige Feministinnen (u.a. Mies und Shiva, z.B. 36ff.) nicht die patriarchal organisierten und profitorientierten Wissenschaftsleistungen, sondern die Wissenschaft selbst als "männlich" zu beschimpfen. Ein solches Herangehen beschneidet grundsätzlich zukunftsfähige Vorstellungen. Scheich und Schultz entwickeln demgegenüber ein neues Konzept von Wissenschaft als Element emanzipatorischer Praxis (Scheich, 279ff. und Schultz, in: Scheich, 183ff.). Schultz plädiert z.B. für eine "Übersetzung von Expertenwissen in Laienwissen und dementsprechend auch eine Aufnahme von Laienwissen in Expertenwissen" (ebd., 207).

daß Menschen mit der patriarchalischen, waren- und kapitalwirtschaftlichen Deformation und Zerstörung von Lebens- und Produktivkräften selbst fertig werden und aus sich heraus Widerstand entwickeln müssen.

Patriarchalische Verhältnisse verhindern, daß antikapitalistische Bewegungen nicht nur Menschenrechte verteidigen, Altes zerstören, sondern neue, alternative Strukturen schaffen. Patriarchalische Verhältnisse versperrten sowohl den Zugang zu einer nichthierarchisch organisierten Reproduktion des Lebens (also der Erhaltung von Lebensgrundlagen) als auch den radikalen Bruch mit tradierter Arbeitsteilung.

Deshalb ist es wichtig, einen Ansatz zu diskutieren, der von eben dieser Reproduktion des Lebens in ihrer Ganzheit und Gesamtheit ausgeht und dabei alle Kräfte bündelt, die an der Erhaltung von Lebensgrundlagen interessiert sind.

## Literatur

- Altwater, E./Mahnkopf, B., Grenzen der Globalisierung, Münster 1996
- Aveni, A., Rhythmen des Lebens, Stuttgart 1991
- Bebel, A., Die Frau und der Sozialismus, Berlin 1954
- Beer, U., Geschlecht, Struktur, Geschichte, Frankfurt/Main, New York 1990
- Briant, in: Produktivkräfte und Gesellschaftsformationen in vorkapitalistischer Zeit, hrsg. von J. Herrmann und I. Sellnow, Berlin 1982
- Delphy, S., The Main Enemy. Womens Research and Resources Center, London 1977
- Delphy, S., Hausarbeit oder Haus-Dienstarbeit?, in: Schwarzer, A. (Hrsg.), Lohn: Liebe. Zum Wert der Hausarbeit, Frankfurt/Main 1985
- Diemberger, H. u.a., Mutterwort und Vaterfolge: Frauen und Männer machen Gesellschaft - das Beispiel der Khumbo in Nordostnepal, in: Von fremden Frauen. Frausein und Geschlechterverhältnisse in nichtindustriellen Gesellschaften, hrsg. von der Arbeitsgruppe Ethnologie Wien, erste Auflage, Frankfurt a.M. 1989
- Drechsel, P., in: Familie, Staat und Gesellschaftsformation, hrsg. von J. Herrmann und J. Köhn, Berlin 1988
- Gehlen, A., Urmensch und Spätkultur, 1956
- Gehlen, A., Der Mensch. Seine Natur und seine Stellung in der Welt, Gesamtausgabe Bd. 3.1, Frankfurt a.M. 1993
- Głowczewski, B., Frauengeschäfte - "Geschäfts"-Frauen, in: Von fremden Frauen. Frausein und Geschlechterverhältnisse in nichtindustriellen Gesellschaften, hrsg. von der Arbeitsgruppe Ethnologie Wien, erste Auflage, Frankfurt a.M. 1989
- Godefier, M., Die Produktion der Großen Männer, Frankfurt/New York 1987
- Habermas, J., Theorie des kommunikativen Handelns Bd. 1 und 2, Frankfurt a.M. 1988
- Hennessy, R., Queer Visibility in Commodity Culture, in: Cultural Critique, Oxford University Press, New York, Winter 1994-95
- Hettne, B. (Hrsg.), International Political Economy. Understanding Global Disorder, London & New Jersey 1995
- Kosseck, B., Langer, D., Seiser, G. (Hrsg.), Verkehren der Geschlechter. Reflexionen und Analysen von Ethnologinnen, Wien 1989
- Leipert, Ch., Aufwertung der Erziehungsarbeit. Ein Vorschlag zur Schaffung eines Kinder- und Familienfonds, hrsg. vom Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung, Deutscher Arbeitskreis für Familienhilfe e.V., o.J.
- Lerner, G., Die Entstehung des Patriarchats, Frankfurt/Main, New York 1991

- Malinowski, B., Schriften zur Anthropologie, Bd. 4.2, Frankfurt/M. 1986
- Marx, K., Grundrisse der Kritik der Politischen Ökonomie, Berlin 1953
- Marx, K./Engels, F., Werke (MEW), Bde. 3, 21, 23, 25, Berlin 1958
- Mies, M., Patriarchat und Kapital, Zürich 1992, 4. Auflage
- Mies, M./Shiva, V., Ökofeminismus, Zürich 1995
- Polanyi, K., The Great Transformation, Frankfurt a.M. 1990, 2. Auflage
- Rifkin, J., Das Ende der Arbeit und ihre Zukunft, Frankfurt/New York, 3. Auflage 1996
- Scheich, E. (Hrsg.), Vermittelte Weiblichkeit. Feministische Wissenschafts- und Gesellschaftstheorie, Hamburg 1996
- Scholz, R., Der Wert ist der Mann, in: Krisis. Beiträge zur Kritik der Warengesellschaft, Heft 12, 1992
- Tjaden-Steinhauer, M., Urgeschichtliche Reproduktionsfunktionen, die Entstehung der Gentilgesellschaft und die Anfänge des Staats und der Familie, in: Z 22 (Juni 1995)
- Weber, D., Verfolgung - Vertreibung - Überleben: Frauen in den Weltfluchtbewegungen, Berlin 1996

## IMSF - Publikation

Ernst Lüdemann

### Die Weltwirtschaft im 20. Jahrhundert eine statistische Übersicht

Der Band bietet eine ausführliche statistische Übersicht zu wichtigen Bereichen der Weltwirtschaft im 20. Jahrhundert mit tiefgehender regionaler und Länder-Gliederung und fortlaufenden Zeitreihen. Grundlage sind offizielle Statistiken aus z.T. entlegenen Quellen und internationalen Spezialveröffentlichungen. Für jeden, der sich eine rasche Übersicht zu den internationalen Wirtschafts- und Währungsverhältnissen und den Veränderungen der Weltwirtschaftsstrukturen verschaffen will.

Aus dem Inhalt:

- I. Fläche, Bevölkerung, gesamtwirtschaftliche Entwicklung
- II. Industrie und Energiewirtschaft
- III. Landwirtschaft
- IV. Außenhandel
- V. Zahlungs- und Leistungsbilanzen. Internationale Kapitalverflechtung
- VI. Verkehrswesen
- VII. Preise, Staatsfinanzen. Währungen
- VIII. Beschäftigung, Arbeitslosigkeit, Einkommen

IMSF - Forschung und Diskussion 13  
Frankfurt/M., 1996, 180 Seiten, DM 19,80

zu beziehen: IMSF  
Kölner Straße 66  
60327 Frankfurt / M.  
Telefon: 069 / 7 39 29 34

## IMSF - Publikation

Gretchen Binus, Frank Deppe, Joachim Bischoff,  
Wilhelm Ersil, Horst Heininger, Rudolf Hinkel, Hans  
Joachim Höhne, Jörg Huffschmid,  
Lutz Maier, Michel Manailie, Leo Mayer, Joachim  
Schuster, Corell Wex, Manfred Szameitat

### Internationalisierung Finanzkapital Maastricht II Aktuelle Entwicklungstendenzen und Alternativen

Beiträge einer Tagung von IMSF e.V., Z und  
Arbeitskreis Kapitalismusforschung / Berlin.

Aus dem Inhalt:

Internationalisierung heute und Theorie des Finanzkapitals: Lenin, Hilferding, Keynes - Internationales Finanzsystem, Konzerne und Finanzgruppen - Verselbständigung des spekulativen Kapitals? - Europäische Union und Wandel der Weltwirtschaft - Deutsche Hegemonie in der EU? - Die Maastricht-Kriterien und die Widersprüche der EU-Integration und des Europäischen Währungssystems - Alternative Wirtschaftspolitik für Europa - EU und Osterweiterung - Nationalstaat und Regionalisierung - Möglichkeiten und Grenzen einer Demokratisierung der EU

IMSF - Forschung und  
Diskussion 12

Frankfurt/M., 1996, 180 Seiten, DM 15,-

zu beziehen: IMSF  
Kölner Straße 66  
60327 Frankfurt / M.  
Telefon: 069 / 7 39 29 34

Klaus Steinitz

## Gesellschaftliche Regulierung und sozialistisches Reformkonzept

Fragen nach der Regulierung der Wirtschaft haben zu allen Zeiten einen wichtigen Platz in der ökonomischen Theorie und Wirtschaftspolitik eingenommen. Ihr Stellenwert hat sich jedoch gegenwärtig erhöht.

Nach der "Rücktransformation" des Staatssozialismus der ost- und mitteleuropäischen Länder in den Kapitalismus sowie unter den Bedingungen der Krise des Fordismus, der Veränderungen in der Reproduktion des Kapitals, des Akkumulations- und Regulationsregimes der Nachkriegsperiode in den kapitalistischen Metropolen, geht es m.E. gegenwärtig um eine doppelte Fragestellung: *Erstens* um Erfordernisse und Inhalt, um Bedingungen und Möglichkeiten sowie um Widersprüche und Konflikte einer *gesellschaftlichen Regulierung in der heutigen kapitalistischen Gesellschaft*. *Zweitens* um Vorstellungen, oder eher um deren Umrisse, für die *gesellschaftliche Regulierung einer Wirtschaft, in der die Dominanz des kapitalistischen Eigentums und damit des Profits gebrochen ist*, in der die Wirtschaftsentwicklung emanzipatorischen, sozialen und ökologischen Zielen dient sowie die zwischenstaatlichen und weltwirtschaftlichen Beziehungen auf Gleichberechtigung und Solidarität beruhen.

Bei dieser zweiten Frage stehen Grundprobleme der Funktionsweise einer sozialistischen Gesellschaft im Vordergrund, in der die strukturellen Defizite und Fehlentwicklungen des Staatssozialismus überwunden sind. Hierfür ist es unerlässlich, Klarheit auch über die wesentlichen ökonomischen Ursachen für das Scheitern des Realsozialismus zu gewinnen. Hierzu gehören substantielle Fehler und Deformationen in der Regulierung der gesellschaftlichen Wirtschaft. Vor allem: einerseits das Leugnen und die faktische Beseitigung einer bestimmten Selbstregulierung der Wirtschaft auf der Grundlage des Marktes und seiner Mechanismen. Die Negation der Marktregulierung, ihr Ersetzen durch eine administrative Plansteuerung führte zu politischem Voluntarismus und Staatsmonopol. "Komplexe Gesellschaften können sich nicht reproduzieren, wenn sie nicht die Logik der Selbststeuerung einer über die Märkte regulierten Wirtschaft intakt lassen."<sup>1</sup> Dies bedeutet natürlich nicht, auf eine gesellschaftliche Planung (Regulierung) zu verzichten. Andererseits die weitgehende Reduktion gesellschaftlicher Regulierung auf eine zentral-staatliche Steuerung. Aus beiden strukturellen Regulierungsdefiziten folgen für die wirtschaftliche und soziale Entwicklung negative Wirkungen: Bürokratisierung, Primat von

oben vorgegebener politischer Ziele und weitgehende Negierung demokratischer Einflußmöglichkeiten auf wirtschaftliche Entscheidungsprozesse, Demotivierung der wirtschaftlichen Akteure infolge der Mißachtung ihrer ökonomischen Interessen und der Triebkräfte ihres Handelns, Innovationsschwäche, Disproportionalität wirtschaftlicher Strukturen und Kreisläufe.<sup>2</sup>

Hieraus ergibt sich für eine sozialistische Gesellschaft die Herausforderung, eine solche Verbindung von gesellschaftlicher Regulierung (Planung) und Markt herzustellen, die Demokratie, vor allem auch Wirtschaftsdemokratie, gewährleistet, zu einer hohen Effizienz gesamt- und betriebswirtschaftlicher Reproduktion beiträgt, ökonomische Rationalität mit emanzipatorischen, sozialen und ökologischen Erfordernissen verbindet und damit auf eine soziale und ökologische Zukunftsfähigkeit der Wirtschaft und der gesamten Gesellschaft gerichtet ist.<sup>3</sup>

Im folgenden werde ich auf diese Problematik einer zukünftigen sozialistischen Gesellschaft nicht weiter eingehen, sondern mich auf die Regulierung im gegenwärtigen Kapitalismus konzentrieren. Zwischen beiden Fragestellungen gibt es jedoch keine absolute Trennung. Untersuchungen zur gesellschaftlichen Regulierung in der heutigen kapitalistischen Welt können Ideen und Vorstellungen für die mögliche Regulierung der Wirtschaft in einer sozialistischen Gesellschaft befördern, sowohl hinsichtlich theoretischer Grundlagen für sozialistische Visionen als auch im Hinblick auf praktische Erfahrungen über Potenzen und Chancen, aber ebenso über Schwierigkeiten und Widersprüche einer solchen gesellschaftlichen Regulierung.

Die Forderung nach einer gesellschaftlichen Regulierung der Wirtschaft in der heutigen kapitalistischen Gesellschaft berührt zwei verschiedene Abstraktions- und Zeitebenen. Einerseits müssen die *veränderten Bedingungen und Tendenzen, die neuen Herausforderungen, die konkreten Widersprüche und Konflikte* kapitalistischer Reproduktion und Wirtschaftsentwicklung heute unter dem Aspekt gesellschaftlich konkreter, durchsetzbarer Regulierungserfordernisse und -möglichkeiten analysiert und bewertet werden. Andererseits geht es um die *grundsätzliche Frage nach den Möglichkeiten und Grenzen der gesellschaftlichen Regulierung* einer Wirtschaft, die auf dem kapitalistischen Eigentum beruht und deren Entwicklung sich nach den Bewegungsgesetzen der Kapitalverwertung vollzieht.

<sup>1</sup> Jürgen Habermas, *Nachholende Revolution oder linker Revisionsbedarf. Was heißt Sozialismus heute?*, in: ders., *Die nachholende Revolution*, Frankfurt/M. 1990, S. 197.

<sup>2</sup> Vgl. hierzu: Wilfried Ettl/Jürgen Jünger/Dieter Walter: *Über die Historizität des Ökonomischen oder Wie sozial muß Marktwirtschaft sein?*, in: *Initial*, 4/1990, S. 407.

<sup>3</sup> Vgl. Dieter Walter, *Plan und Realität. Zum Dilemma gesamtwirtschaftlicher Planung und Steuerung*, Manuskript, S. 11ff.

## 1. Regulierung - Deregulierung: Trends und Anforderungen

Eine kapitalistische Wirtschaft mit den Interessengegensätzen zwischen Kapital und Arbeit und zwischen den verschiedenen Eigentümern, die sich im erhitzten Konkurrenzkampf um Profit- und Marktanteile befinden, mit ihren unzähligen agierenden Wirtschaftssubjekten sowie den unüberschaubaren regionalen, volkswirtschaftlichen und internationalen Verflechtungen kann ohne wirtschaftliche "Ordnungsregeln", auf deren Grundlage sich die Kapitalverwertung vollzieht, ohne staatliche Einflußnahme oder Intervention, nicht existieren. Die Frage ist daher *nicht*, ob eine gesellschaftliche/staatliche Regulierung notwendig und möglich ist, *sondern vielmehr die nach Inhalt, Wirkungsrichtungen und Umfang* dieser Regulierung. Das Grundproblem besteht darin, ob und inwieweit es möglich ist, neben den dominierenden Profitinteressen der Kapitaleigentümer auch Interessen anderer Klassen und sozialer Gruppen, gesamtgesellschaftliche Interessen sowie Interessen zukünftiger Generationen zum Gegenstand solcher Regulierung zu machen. Die bisherige Geschichte der kapitalistischen Gesellschaft liefert genügend Beispiele dafür, daß dies nicht nur grundsätzlich möglich ist, sondern auch tatsächlich erreicht wurde: z. B. gesetzliche Regelungen zur Dauer des Normalarbeitstages bzw. der Arbeitswoche im Verlaufe von mehr als 150 Jahren, Bismarck'sche Sozialgesetzgebung im vorigen Jahrhundert, sozialstaatliche Regelungen in den 50er und 60er Jahren.

Aus der Analyse dieser Prozesse ergeben sich einige Schlußfolgerungen: *Erstens* hängen Ausmaß und Relevanz solcher staatlicher Regulierungen, die gegen kurzfristige Profitinteressen durchgesetzt werden müssen, von den politischen Kräfteverhältnissen, insbesondere der Organisiertheit und Stärke von Gegenmächten gegen die dominierende Kapitalmacht ab. Die für die Arbeit und das Leben der meisten Menschen entscheidenden Festlegungen des Tarifvertragsgesetzes zur Bestimmung der Löhne und Gehälter, der Arbeitszeit und zur Gestaltung weiterer wichtiger Arbeitsbedingungen auf der Grundlage der Tarifautonomie sind ebenso das Ergebnis harter sozialer Auseinandersetzungen, von Klassenkämpfen, wie die Verankerung des Sozialstaatsprinzips im Grundgesetz und seine rechtliche Ausgestaltung durch eine Vielzahl gesetzlicher Regelungen. Dabei ühen internationale Bedingungen, wie die Entwicklung bis Ende der 80er Jahre und danach (Systemwettbewerb, Niederlage und Untergang des Staatsozialismus in Europa) gezeigt hat, eine stark förderliche oder hemmende Wirkung auf die soziale Errungenschaften bzw. auf ihre Zurücknahme aus.

*Zweitens* sind die veränderten ökonomischen und sozialen Bedingungen seit Mitte der 70er Jahre (Krise des Fordismus) und die tiefgreifenden Verschiebungen im Kräfteverhältnis zu Gunsten neokonservativer Parteien und neoliberaler Wirtschaftspolitik damit gekoppelt, daß sich die Angriffe des Kapitals auf alle gesetzlichen Regelungen, die im Interesse der Lohnabhängigen liegen und die einem ungezügelten Profitstreben entgegen-

genstehen, verschärfen. Die Deregulierungspolitik der Unternehmer und der Regierungskoalition ist auf eine sozial *reaktionäre Gegenreform gerichtet, in deren Zentrum die Aushöhlung der Grundpfeiler Tarifvertrag und Sozialstaatsprinzip stehen*. Das ist natürlich nicht zufällig. Hiermit sollen Veränderungen in den für das Verhältnis Kapital und Arbeit entscheidenden beiden Bereichen erreicht werden.

Mit der Deregulierung auf tarifpolitischem Gebiet sollen solche Veränderungen durchgesetzt werden, die es ermöglichen, die Profitrate bzw. die Kapital- und Umsatzrendite noch stärker zu erhöhen. Dazu sollen einerseits die Löhne gedrückt und der Anteil der primären Arbeitseinkommen am Volkseinkommen weiter verringert werden (von 1980 bis 1995 ist er in Westdeutschland von 76% auf 69% gesunken) und andererseits die Arbeitsbedingungen flexibilisiert, d.h. noch umfassender den Interessen der Unternehmensprofite untergeordnet werden. Der Hauptstoß richtet sich gegen die Flächentarifverträge, die durch Öffnungsklauseln und Betriebsvereinbarungen in ihrer Wirksamkeit geschwächt und schließlich liquidiert werden sollen.

Mit der sozialstaatlichen Deregulierung, der Senkung der Lohnersatzleistungen und der Sozialhilfe, der Verringerung der Renten, der Verteuerung medizinischer Leistungen u.a. wird der Druck auf die primären Einkommen der abhängig Beschäftigten durch weitere Umverteilungsvorgänge bei den Sekundäreinkommen, den sozialen Transfereinkommen, ergänzt. Hierin wird auch deutlich, daß sich einmal erkämpfte soziale Leistungen nicht von allein reproduzieren. Sie sind vielmehr ständig bedroht und müssen gegen die Kapitalmacht verteidigt werden. Veränderte Bedingungen in der Kapitalverwertung werden von den Unternehmern schonungslos und aggressiv genutzt, um direkt und durch Druck auf die Regierung bisherige Errungenschaften zurückzudrängen, auszuhöhlen und zu liquidieren.

Das bisher Erreichte zu bewahren ist nicht unwesentlich davon abhängig, inwieweit es gelingt, nicht bei dessen Verteidigung stehen zu bleiben, sondern alternative Konzepte auszuarbeiten, die die veränderten Bedingungen aufgreifen und berücksichtigen. Der Unterschied zwischen neoliberalen und linken Konzepten besteht nicht darin, daß die einen Tarifrecht und sozialstaatliche Regelungen "reformieren" und die anderen alle bestehenden Regelungen bewahren wollen, sondern darin, in welchen Richtungen und in wessen Interesse Veränderungen vorgeschlagen werden. Solche alternativen Konzepte müssen bis zur Finanzierung geführt werden, d.h. auch Vorstellungen für eine Umverteilung durch eine andere Steuer- und Haushaltspolitik einschließen.

*Drittens* werden Ausmaß und Inhalt sozialer Regulierung weitgehend davon bestimmt, inwieweit es gelingt, die sozialen Auseinandersetzungen mit den Kämpfen auf anderen Gebieten zu verbinden, mit Kämpfen um mehr Demokratie und Solidarität, um Emanzipation und Gleichstellung, um eine

ökologische Wende hin zu einer nachhaltigen, umweltfreundlichen Wirtschafts- und Lebensweise. Fortschritte bei der Demokratisierung von Wirtschaft und Gesellschaft sind auch dafür relevant, daß die Regulierung nicht auf staatliche Eingriffe reduziert wird, sondern zunehmend auch unter Nutzung zivilgesellschaftlicher Strukturen erfolgt und damit sowohl eine breitere soziale Basis als auch eine größere Stabilität und Widerstandsfähigkeit gegen neoliberale Angriffe erhält.

*Viertens* verlangt eine alternative Wirtschaftsentwicklung, die auf soziale und ökologische Ziele gerichtet ist, nicht nur einen anderen Inhalt der Wirtschaftspolitik, sondern setzt eine größere Intensität und Wirksamkeit gesellschaftlicher Regulierung voraus. *Ohne eine höhere Regulierungsqualität sind Alternativen zum neoliberalen Wirtschaftskurs und zum Sozialabbau nicht machbar.* Die Weiterentwicklung der gesellschaftlichen Regulierung ist somit selbst unverzichtbarer Bestandteil jedes wirklichen Reformprojekts.

In den aktuellen politischen Auseinandersetzungen stehen die sozialstaatliche Deregulierung und der damit verbundene "Abbruch des Sozialstaates" (Memorandum '97) im Zentrum. Gegenüber diesem Bereich der Umverteilung und der Transfereinkommen haben die Probleme der Gestaltung der Arbeitsverhältnisse und die Rückwirkung der primären Arbeitseinkommen auf die Transfereinkommen nicht immer die ihnen gebührende Beachtung erfahren. Letzten Endes sind es jedoch die Erosionsprozesse in dieser "Primärsphäre" - die massenweise Vernichtung von Arbeitsplätzen und der Rückgang der Erwerbstätigen, die Ausweitung prekärer Arbeitsverhältnisse, die Verschiebung der Verteilungsproportionen des Volkseinkommens zuungunsten der Arbeitseinkommen, der zunehmende Anteil der abhängig Beschäftigten, deren Löhne unterhalb des Existenzminimums liegen -, die zur Verschärfung sozialer Konflikte und zu Entsolidarisierung führen sowie gleichzeitig die Finanzierungsprobleme sozialstaatlicher Leistungen zuspitzen. Von 1992 (zu diesem Zeitpunkt waren schon über 3 Millionen Arbeitsplätze in Ostdeutschland liquidiert worden) bis 1996 ist die Anzahl der Erwerbstätigen in Deutschland um rund 1,4 Millionen zurückgegangen. Die Tendenz ist auch weiterhin rückläufig. Eine Konsequenz hieraus: die infolge steigender Arbeitslosigkeit höheren sozialen Transferleistungen werden von immer weniger Menschen getragen. Die Ausdehnung prekärer Arbeitsverhältnisse und eines Niedriglohnbereichs, in dem nicht das Existenzminimum gesichert ist, erhöht noch darüber hinaus die Anforderungen an diese Transferzahlungen, insbesondere an Sozialhilfe und Wohngeld.

## 2. Gesellschaftliche Regulierung versus Dominanz des Profitprinzips

Im Kern geht es bei der Regulierung der Wirtschaft im Interesse der Menschen darum, die *Dominanz des Profitprinzips zurückzudrängen und*

*schließlich zu überwinden.* Dies wiederum ist sehr eng mit Änderungen in den konkreten Eigentumsstrukturen und in der Art und Weise der ökonomischen Realisierung des kapitalistischen Eigentums verflochten. Die im linken Diskurs häufig anzutreffende *Gegenüberstellung von Veränderungen* in den Eigentumsformen auf der einen und in der *Verfügung* der Eigentümer über ihr Eigentum auf der anderen Seite, und der Streit darüber, welche Veränderungen für gesellschaftliche Reformen wichtiger sind, ist m.E. unproduktiv. Es geht um beides, oder besser, um die Verbindung beider Richtungen der Veränderung konkreter Eigentumsstrukturen und -verhältnisse, um durch eine stärkere und andere Art der gesellschaftlichen Regulierung den heutigen und zukünftigen Herausforderungen besser zu entsprechen und vorhandene Blockierungen der gesellschaftlichen Entwicklung aufzubrechen.<sup>4</sup>

Bei den Forderungen zur Veränderung der Eigentumsformen sollen hier zwei Fragestellungen hervorgehoben werden:

- Wodurch kann die ökonomische Basis für staatliche oder öffentliche Eingriffe im Interesse des Gemeinwohls und der Zukunftsfähigkeit am besten gesichert werden? Durch welche Eigentumsformen werden die günstigsten Voraussetzungen für die Reproduktion des gesellschaftlichen Gemeinwohls, seiner materiellen Bedingungen und Ressourcen, geschaffen? Welche Rolle spielen in diesem Zusammenhang das öffentliche Eigentum im Bereich der technischen und sozial-kulturellen Infrastruktur und an den meisten Umweltgütern sowie genossenschaftliches Eigentum besonders in der Landwirtschaft und in der Wohnungswirtschaft?

- Wie kann den Deregulierungs- und Destabilisierungstendenzen entgegengewirkt werden, die mit der Verselbständigung der Finanzmärkte und der sprunghaften Eskalation der Finanz- und Bodenspekulationen verbunden sind? Welche Bedeutung kommt der Überführung von Großbanken in öffentliche Hand und der Erweiterung des öffentlichen Eigentums, vor allem des kommunalen Eigentums, an Grund und Boden zu?

Bei den Forderungen zur Veränderung der Verfügung über das Eigentum steht im Vordergrund, die auf dem Grundgesetz beruhende Sozial- und Umweltpflichtigkeit des Eigentums ("Eigentum verpflichtet. Sein Gebrauch soll zugleich dem Wohle der Allgemeinheit dienen." - Art. 14. (2) -) durchzusetzen, d.h. zu erweitern, gegen Angriffe zu verteidigen und in der konkreten Ausgestaltung den sich verändernden konkreten Bedingungen anzupassen. In "Abschied von der sozialen Utopie" charakterisiert Fritz Behrens diese Zusammenhänge. "Eigentum an den Produktionsmitteln ist inhaltlich stets *Verfügbarmacht* über sie und verwirklicht sich: 1. in den *Entscheidungsbefugnissen* über Umfang und Art der Produktion, in der Artikulierung der Zielvorstellungen und der Organisation der Maßnah-

<sup>4</sup> Vgl. hierzu auch: Zur Programmatik der Partei des Demokratischen Sozialismus. Ein Kommentar, Berlin 1997, S. 122-134.

men für ihre Durchsetzung; 2. in dem *Aneignungsrecht* des Mehrprodukts, das die unmittelbaren Produzenten produzieren und in seiner Verteilung und Verwendung.<sup>5</sup>

Beide Richtungen spielen eine ausschlaggebende Rolle für eine gesellschaftliche Regulierung im Interesse der Menschen. *Einerseits* ergeben sich hieraus solche Konsequenzen, wie die Forderung nach einer umfassenden Demokratisierung von Entscheidungsprozessen auf alle Ebenen wirtschaftlicher Aktivitäten, vom Betrieb über Kommune, Land und Bund bis zu Europa und der Weltwirtschaft, nach Ergänzung staatlicher Strukturen und Institutionen durch zivilgesellschaftliche, nach umfassenden sozialen und ökologischen Regeln des Wirtschaftens, die über verbindliche Festlegungen im Ordnungsrecht und eine ökonomische "Einbettung" in die Unternehmenswirtschaft (Internalisierung sozialer und ökologischer Kosten) wirksam werden müssen. Die massiven Forderungen der Unternehmerverbände nach einer Verringerung der Sozialabgaben der Unternehmen sind im Kern gegen die Sozialpflicht des Eigentums gerichtet. Sie werden gerade zu einer Zeit gestellt, in der infolge der Nachkriegsrekorde in der Massenarbeitslosigkeit die sozialen Kosten angestiegen sind und noch weiter zunehmen werden. *Andererseits* müssen hieraus Konsequenzen abgeleitet werden für einen bedeutenden Anteil der öffentlichen Hand am Mehrprodukt der Unternehmen und an den davon abgeleiteten Profiten und Vermögenseinkommen, der über Steuern und Abgaben in den Haushalten konzentriert und im Interesse sozialer Sicherheit und Solidarität sowie öffentlicher, gesamtgesellschaftlicher Aufgaben verteilt und verwendet werden muß. Wie sehr die neoliberale Theorie und Politik in Kontrast zu den realen wirtschaftlichen und sozialen Herausforderungen in der Bundesrepublik gerät, zeigt sich in dem von Regierung vorgelegten Konzept für eine Steuerreform. Gerade dann, wenn an die öffentlichen Ausgaben zur Bekämpfung der Massenarbeitslosigkeit mit Hilfe einer aktiven Arbeitsmarktpolitik und öffentlicher Investitionsprogramme und infolge zunehmender Armut besonders hohe Anforderungen gestellt werden, sollen die steuerlichen Belastungen der Profite und Vermögenseinkommen noch weiter gesenkt werden (u. a. durch Senkung der Spitzensteuersätze, Wegfall der Vermögensteuer). Die Steuerbelastung der Einkommen aus Unternehmertätigkeit und Vermögen ist im Durchschnitt von 21% 1980 auf 10% 1995 gesunken. Die durchschnittliche Besteuerung der Unternehmensgewinne der Kapitalgesellschaften ist von 33,6% 1980 auf 18,3% 1993 zurückgegangen. In der gleichen Zeit sind im Gegensatz hierzu die steuerlichen Belastungen der Arbeitseinkommen ständig gestiegen, von

<sup>5</sup> Fritz Behrens, Abschied von der sozialen Utopie, Berlin 1992, S. 135.

15,8% 1980 auf 20,4% 1995, die gesamten Abzüge, einschließlich Sozialabgaben von 28,7% auf 36,5%.<sup>6</sup>

Wo die Grenzen für eine Einschränkung sozialer und ökologischer Verfügungsrechte der Kapitaleigentümer liegen, kann in.E. nicht genau bestimmt werden. Die Grenzen sind fließend und ändern sich in Abhängigkeit von den konkreten Bedingungen der Kapitalreproduktion im nationalen und internationalen Maßstab. So viel kann jedoch zweifelsfrei festgestellt werden: Sie sind bei weitem noch nicht erreicht. Dies scheint im Widerspruch zur gegenwärtigen Realität und den offensichtlichen Veränderungstendenzen zu stehen, die durch eine neoliberale (Gegen-)Reform zur Beseitigung sozialer und ökologischer Begrenzungen der Verfügungsrechte der Kapitaleigentümer im Interesse einer ungebrochenen Profitorientierung charakterisiert sind:

- Privatisierung und Deregulierung auf fast allen Gebieten,
- Abbau sozialer Leistungen und demokratischer Rechte in der Wirtschaft,
- fast ausschließliche Orientierung der neuen Etappe der EU auf die finanzielle Konvergenzkriterien, insbesondere die Geldwert- und Preisstabilität, bei Ignorieren sozialer und ökologischer Erfordernisse,
- Reduzierung des Anteils des Mehrwerts, der für öffentliche Aufgaben verfügbar ist.

Leistungslose Profit-, Zins- und Spekulationseinkommen wachsen nicht nur weit schneller als die Arbeitseinkommen, ihr Beitrag zur Finanzierung gesamtgesellschaftlicher Aufgaben geht im Ergebnis der neoliberalen Umverteilungspolitik auch stetig zurück. Die einseitige Verteilung des auf Produktivitätsgewinnen beruhenden Mehrproduktszuwachses zu Gunsten der Kapital- und Vermögenseigentümer verhindert die Lösung dringlicher sozialer und ökologischer Aufgaben, gefährdet den Bildungs- und Wissenschaftsvorlauf und untergräbt die Zukunftsfähigkeit der Gesellschaft.

### 3. Deregulierungstrend widerspricht den neuen Herausforderungen

Damit bin ich auch bei einem grundlegenden Widerspruch der 90er Jahre, der *zunehmenden Kluft zwischen wachsender Regulierungsnotwendigkeit und schwindender bzw. fehlgeleiteter Regulierungsrealität*. Die gesellschaftliche Regulierung in der Wirtschaft und auf den meisten Lebensgebieten wird abgebaut, während die neuen Herausforderungen, die größeren Widersprüche und Konflikte in der Entwicklung der kapitalistischen Staaten eigentlich zwingend eine wirksamere gesellschaftliche Regulierung verlangen. Die Deregulierungspolitik als Folge der Dominanz des Neoliberalis-

<sup>6</sup> Claus Schäfer, Mit falschen Verteilungsgötzen zu echten Standortproblemen - Zur Entwicklung der Verteilung in 1995 und den Vorjahren, in: WSI Mitteilungen, 10/1995, S. 598ff.

mus hat in den letzten Jahren auch ihre objektive Grundlagen gestärkt, indem wesentliche Bedingungen für eine staatliche Einflußnahme durch die Privatisierung bisher öffentlichen Eigentums vernichtet und die finanziellen Voraussetzungen für wirtschaftliche Aktivitäten der Kommunen ausgehöhlt werden.

Ausgehend von den USA und Großbritannien setzt sich in den kapitalistischen Metropolen immer mehr eine Wirtschafts- und Gesellschaftspolitik durch, die mit der in den 60er und 70er Jahren betriebenen sozialstaatlichen Regelung und aktiven Konjunktursteuerung bricht. Das Zurückdrängen einer gesellschaftlichen Regulierung zeigt sich heute insbesondere in der Deregulierung und Flexibilisierung des Arbeitsmarkts, in der Aushöhlung des Sozialstaats und in der Entfesselung der Finanzmärkte. Diese Tendenz werden in der Literatur als "Entbettung" (disembedding) der Ökonomie aus der Gesellschaft<sup>7</sup> oder auch als Entpolitisierung der Ökonomie bezeichnet. Es geht dabei eigentlich nicht um eine generelle "Entpolitisierung" der Ökonomie, sondern um eine spezifische Art solcher Entpolitisierung im Sinne einer Zurückdrängung sozialer und ökologischer Kriterien für die ökonomische Entwicklung und einer entsprechenden gesellschaftlichen Verantwortung, und um eine verstärkte Politisierung im Sinne der strikten Unterordnung der Ökonomie unter die Interessen der Kapitaleigentümer mit dem Ziel höchster kurzfristiger Kapitalrenditen, wie sie besonders in dem Bestreben zum Ausdruck kommt, alle Regelungen zu beseitigen, die der Ideologie und Praxis des "shareholder value" entgegenstehen. Der Kürzung von Sozialleistungen stehen auf der anderen Seite Milliardensubventionen gegenüber zur Unterstützung von Konzernen im internationalen Innovationswettbewerb sowie zur Rettung von Banken und Großunternehmen, die in Schwierigkeiten geraten sind.

Die dominierende Deregulierungstendenz seit etwa Mitte der 70er Jahre ist Resultat vieler untereinander verflochtener Prozesse:

- der Krise des Fordismus, zu der auch die Krise der fordistischen Regulierungs- und Akkumulationsweise gehört, die auf Massenproduktion und -konsumtion sowie einem hohen Tempo des Wirtschaftswachstums beruht. Dies hat dazu beigetragen, daß die auf Keynes fußende Nachfrageökonomie und antizyklische Konjunkturpolitik mit öffentlichen Investitionsprogrammen und anderen staatlichen Interventionen durch den angebotsorientierten Neoliberalismus als main-stream Ökonomie abgelöst wurde. Deren wichtigste Dogmen sind die umfassende Privatisierung aller Lebensbereiche und die möglichst vollständige Deregulierung, der Rückzug des Staates aus der Wirtschaft, damit die Marktkräfte möglichst umfassend und ungestört wirken können. Ein Unterschied zwischen der Keynesianischen und der neoliberalen Periode besteht auch darin, daß der Keynesia-

<sup>7</sup> Vgl. u.a.: Elmar Altvater/Birgit Mahnkopf, Grenzen der Globalisierung. Ökonomie, Ökologie und Politik in der Weltgesellschaft, Münster 1996.

nismus die Wirtschaftstheorie und -politik nie so uneingeschränkt beherrscht hat, wie heute der Neoliberalismus.

- der zunehmenden Dominanz transnationaler Konzerne in der Wirtschaft, der Verselbständigung und weiteren Deregulierung der Finanzmärkte in Verbindung mit Globalisierungstendenzen und der Vertiefung von Integrationsprozessen regionaler Wirtschaftsblöcke; hiermit einher geht die Schwächung nationaler Regulierungspotentiale, ohne daß diese durch Vereinbarungen und Institutionen einer wirksamen internationalen Regulierung ersetzt bzw. ergänzt werden.

- der seit den 80er Jahren nicht nur ungebrochenen sondern sich weiter festigenden neokonservativen Hegemonie in der Gesellschaft;

- der Schwäche der Linken und ihrer alternativen Konzepte, die es bisher weder vermocht haben, der sozialen und ökologischen Deregulierung durch Gegenkräfte zu begegnen, noch von den Bevölkerungsmehrheiten oder zumindest größeren Teilen der Bevölkerung akzeptierte Auswege aus den gegenwärtigen Problemen und Konflikten aufzuzeigen und die sogenannten Sachzwänge der Globalisierung und des Standortwettbewerbs überzeugend zu widerlegen;

- des Scheiterns des Staatssozialismus mit seiner zentralistischen, ineffizienten Planwirtschaft, die den Gedanken einer gesellschaftlichen Planung diskreditiert hat.

Diese für die Deregulierung entscheidenden Prozesse resultieren somit aus dem Zusammentreffen objektiver Veränderungen im Reproduktions- und Verwertungsprozeß des Kapitals - Krise des Fordismus, Globalisierungstendenzen, Verselbständigung der Finanzsphäre - und Veränderungen im politischen Kräfteverhältnis - Stärkung der neokonservativen Hegemonie und der Dominanz der neoliberalen Wirtschaftstheorie und -politik. Daraus wird deutlich, daß es für die Linke nicht genügt, sich dafür einzusetzen, durch eine Veränderung der politischen Kräfteverhältnisse die Deregulierung rückgängig zu machen und die gesellschaftliche Regulierung zu stärken. Es geht nicht um eine Re-Regulierung, die auf das Wiederbeleben Keynesianischer Konjunktursteuerung und entsprechender Konjunkturprogramme gerichtet ist, und die sich darauf beschränkt, den Sozialstaat zu erhalten, sondern um eine *in wesentlichen Zügen andere gesellschaftliche Regulierung, die die eingetretenen Veränderungen in den nationalen und internationalen ökonomischen Entwicklungsbedingungen, dabei vor allem auch in der Kapitalverwertung, berücksichtigt.*

Die Tendenz des Abbaus gesellschaftlicher Regulierung der Wirtschaft ist um so gefährlicher, weil sich zur gleichen Zeit soziale, ökologische und ökonomisch-strukturelle Veränderungen vollziehen, die jede für sich die Notwendigkeit gesellschaftlicher Interventionen erhöhen, ja die Frage nach einer neuen Qualität gesellschaftlicher Regulierung als Lebensfrage der Menschheit, als Bedingung für ihre Zukunftsfähigkeit stellen. Die Überwindung der Krise des Fordismus ist ohne eine neue, den heutigen Pro-

blemen adäquate nationale und internationale Regulierungsweise nicht möglich.<sup>8</sup>

Es sind m.E. vor allem folgende neue Tendenzen und Zusammenhänge, die mit der Krise des Fordismus zusammenhängen, die eine andere Art der Regulierung als in den 60er und 70er Jahren verlangen: (1) Die neue, gefährliche Dimension der Massen- und Langzeitarbeitslosigkeit, die heute dauerhaft größer ist als früher zu den Tiefpunkten im Krisenzyklus. Im Durchschnitt von 15 EU Ländern ist die Arbeitslosenquote von 4,0% in den 70er auf 8,9% in den 80er Jahren und auf 11,2% 1996 gestiegen. Neue Wege und Instrumente zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit sowie die Modifizierung sozialstaatlicher Regelungen sind unverzichtbar geworden. (2) Die Verschärfung der Umweltkrise. Bei einer Fortsetzung des bisherigen Typs der Wirtschaftsentwicklung ist die weitere Existenz der menschlichen Gesellschaft bedroht. (3) Die eskalierenden öffentlichen Schulden mit Zinsbelastungen, die den Handlungsspielraum der Staaten auf allen Ebenen, insbesondere in den Kommunen, stark einschränken und in deren Folge die Möglichkeiten für eine Defizitfinanzierung von Konjunkturprogrammen im Vergleich zu früher weitaus problematischer sind. (4) Die abnehmenden ökonomischen Wachstumsraten und die insgesamt - vor allem aus ökologischen Gründen - geringeren Möglichkeiten zur Lösung ökonomischer und sozialer Probleme mit Hilfe des Wachstums. (5) Die Prozesse der Globalisierung und der Regionalisierung im Rahmen großer Wirtschaftsblöcke sowie der Verselbständigung der Finanzsphäre, die zu einer Verschiebung der Gewichte zwischen nationalen und internationalen Regulierungsmöglichkeiten und -institutionen führen.

Die *Massenarbeitslosigkeit* nimmt auch im vierten Jahr nach der Wirtschaftskrise weiter zu. Im 1. Quartal 1997 gab es in der Bundesrepublik 4,6 Millionen offiziell registrierte Erwerbslose und ein reales Defizit an Arbeitsplätzen von über sieben Millionen (offizielle und verdeckte Arbeitslosigkeit). Die Anteile der Langzeit- und Dauerarbeitslosen steigen, die Probleme für Jugendliche einen Ausbildungs- und Arbeitsplatz zu finden nehmen zu. Frauen werden verstärkt aus der Erwerbstätigkeit hinausgedrängt. Prekäre Arbeitsverhältnisse und Deregulierung des Arbeitsmarkts weiten sich aus. All dies bedroht den sozialen Zusammenhalt der Gesellschaft und die Demokratie, untergräbt die sozialen Sicherungssysteme und ist der Hauptfaktor für die sprunghaft ansteigenden öffentlichen Schulden. Die finanziellen Belastungen der öffentlichen Haushalte durch die Massenarbeitslosigkeit betragen 1996 rund 160 Mrd. DM.

Eine Gesellschaft wird nur dann zukunftsfähig sein, wenn sie jeder/jedem die Möglichkeit gibt, eine sinnvolle, den Lebensunterhalt sichernde Arbeit auszuüben. Höheres Wirtschaftswachstum kann keinen Ausweg aus der

<sup>8</sup> Joachim Hirsch, *Der nationale Wettbewerbsstaat. Staat, Demokratie und Politik im globalen Kapitalismus*, Berlin/Amsterdam, S. 90.

Krise der gegenwärtigen Erwerbsarbeit schaffen, ebenso nicht die von den Neoliberalen geforderte Deregulierung und Flexibilisierung des Arbeitsmarkts. Ohne neue, sozial und institutionell innovative Lösungen, die mit qualitativ höheren Anforderungen an die gesellschaftliche Regulierung verbunden sind, wird es keinen Weg aus dieser krisenhaften Entwicklung der heutigen Erwerbsarbeit geben.

Vollbeschäftigung auf neue Art zu sichern bedeutet tiefgreifende Veränderungen im gesellschaftlichen Arbeitssystem: *Umverteilung der vorhandenen Erwerbsarbeit durch eine radikale Verkürzung der Arbeitszeit*, die gleichzeitig auch Voraussetzungen schafft für eine gerechtere Verteilung der Erwerbsarbeit und der unbezahlten Reproduktionsarbeit zwischen den Geschlechtern; *Ausbau eines öffentlich geförderten Beschäftigungssektors* zur Schaffung perspektivischer Lösungen, um gesellschaftlich nützliche und notwendige Arbeiten im sozial-kulturellen und Umweltbereich zu verrichten, die gegenwärtig unerledigt bleiben, weil sie nicht profitabel sind; *Wirtschafts-, Struktur- und Technologiepolitik*, die dazu beiträgt, die notwendigen Strukturprozesse in Richtung eines höheren Gewichts von Dienstleistungen, ökologischem Umbau und Nachhaltigkeit, von Regionalisierung und Sicherung der Wettbewerbsfähigkeit durch Innovationen und rechtzeitige Strukturanpassungen sozial akzeptabel durchzuführen; eine *Geld-, Haushalts- und Finanzpolitik*, die von der Verabsolutierung der Geldwertstabilität und dem Dogma der Entlastung der Unternehmensgewinne befreit wird und auf die Lösung beschäftigungspolitischer und damit zusammenhängender ökonomisch-struktureller, sozialer und ökologischer Erfordernisse gerichtet wird. Diese Wege sind nur bei aktiver gesellschaftlicher Regulierung durch staatliche, zivilgesellschaftliche sowie internationale Institutionen realisierbar.

Der öffentlich geförderte Beschäftigungssektor widerspiegelt besonders deutlich die veränderten Bedingungen für die Regulierung auf dem Gebiet der Beschäftigungspolitik. Die bisherigen Instrumente und Regulierungsformen der Arbeitsmarktpolitik, für die u.a. eine rigide zeitliche Begrenzung, Brückenfunktion zum "regulären" ersten Arbeitsmarkt und fehlende Kopplung zu einer bedürfnisorientierten, perspektivischen Strukturpolitik charakteristisch sind, können nicht einfach fortgesetzt und erweitert werden. Die neuen Bedingungen und Probleme der strukturellen Massenarbeitslosigkeit verlangen nach qualitativ neuen Regulierungsformen, denen auch ein anderes politisches Verständnis für die Verantwortung der Gesellschaft für die Lösung der sozialen Probleme zugrunde liegt. Es geht um eine zukunftsfähige Bewegungsform für den Widerspruch zwischen massenhaft vorhandenem, aber nicht realisiertem Bedarf nach gesellschaftlich nützlichen Arbeiten in sozial-kulturellen, Umwelt- und Infrastrukturbereichen auf der einen und der erzwungenen Nichterwerbstätigkeit auf der anderen Seite, der auf Basis der privatwirtschaftlich organisierten Erwerbstätigkeit und des traditionellen öffentlichen Dienstes nicht lösbar ist. Eine dieser neuen Regulierungsformen zur Herstellung der Vollbeschäfti-

gung auf neue Art und in veränderter Qualität kann ein öffentlich geförderter Beschäftigungssektor sein, der nach dem Prinzip der Gemeinnützigkeit organisiert ist sowie Räume für Selbstorganisation und Vielfalt in den Realisierungsformen eröffnet.

Die *Gefährdung der Umwelt* hat ein Ausmaß erreicht, das eine grundlegende Umorientierung der Wirtschafts- und Konsumtionsweise zur Erhaltung der Naturressourcen verlangt, soll nicht die Zukunftsfähigkeit der menschlichen Gesellschaft verloren gehen. "Bevor die ökologische Krise sichtbar wurde, war eine linke Politik nur denkbar mit einer sozialen Ökonomie. Nunmehr ist sie nur denkbar mit einer sozial-ökologischen Ökonomie - und dies unter den Bedingungen demokratischer Selbstkorrekturmöglichkeiten und nicht monopolisierter Wirtschaftsverhältnisse."<sup>9</sup> Die Qualität und quantitative Dimension notwendiger Einschnitte in der Wirtschaftsentwicklung und in der gesamten Lebensweise, von der Reduzierung des absoluten Verbrauchs an nicht erneuerbaren Energieträgern und Rohstoffen in den Industrieländern in den nächsten 50 Jahren auf etwa ein Fünftel, der notwendigen grundlegenden Umwandlung der gesamten Energie- und Verkehrssysteme, der Herausbildung von Kreislaufwirtschaften, bis zu neuen Leitbildern für die zukünftige Wohlfahrt und Lebensqualität, sind nur denkbar, wenn sie aktiv durch eine gesellschaftliche Regulierung unterstützt und mitgestaltet werden. Dabei kommt der Internalisierung von Umweltkosten, u.a. durch Ökosteuern, und damit der bewußten Nutzung von Marktbeziehungen eine wichtige Rolle zu. In diesem Sinne ist der Übergang zu einer "Neuen Ökologischen Ökonomie"<sup>10</sup> oder umfassender zur sozialökologischen Ökonomie eine zwingende Aufgabe für die nächste Zukunft.

Die *Internationalisierung der Wirtschaftsbeziehungen* tritt heute u.a. in zwei einander ergänzenden und miteinander verflochtenen Tendenzen auf, der Globalisierung wirtschaftlicher Aktivitäten und der Regionalisierung der Wirtschaft vor allem im Rahmen regionaler Wirtschaftshlöcke (EU, NAFTA, u.a.). Hiermit sind für unsere Fragestellung relevante Prozesse verbunden:

- die Verschärfung des internationalen Konkurrenzkampfes; Verdrängungswettbewerb um Marktanteile und Bemühungen zur Erhöhung der Attraktivität von Wirtschaftsstandorten für das internationale Kapital werden zu prägenden Charakteristika dieses Konkurrenzkampfes;
- die zunehmende Polarisierung der Weltwirtschaft in alte Industrieländer und einige neu industrialisierte Länder auf der einen und in die Mehrheit der Länder der "Dritten Welt" mit sinkenden oder stagnierenden Anteilen an Produktion, Einkommen, Investitionen, am Außenhandel und Ressourcenverbrauch und steigenden Anteilen an der Welt-Bevölkerung,

<sup>9</sup> Hermann Scheer, Zurück zur Politik, München 1995, S. 189.

<sup>10</sup> "Zur Programmatik...", a.a.O., S.145.

- die größeren Gefahren einer Destabilisierung der Wirtschaft sowie Untergrabung nationaler wirtschaftspolitischer Eingriffsmöglichkeiten durch die internationalen Finanzmärkte, die sich zunehmend von der Realökonomie lösen, und von Finanzspekulationen, die nicht vorhersehbare krisenhafte Kettenreaktionen auslösen können; die Umsätze des internationalen Devisenhandels erreichen innerhalb von 4-5 Tagen eine Größenordnung, die der des Welthandels eines Jahres entspricht;

- die stärkere Verlagerung der Konkurrenz und der Bemühungen zur Verbesserung der Standortbedingungen der Unternehmen auf Kostensenkung vor allem durch Druck auf Lohnkosten und Sozialleistungen sowie auf Senkung der Unternehmenssteuern; hiermit nehmen Lohn-, Sozial- und Steuerdumping zwischen den Staaten zu.

Die Globalisierungstendenzen und die übernationale Regionalisierung in Form der Wirtschaftsblöcke stellen die Linke vor neue, komplizierte und widersprüchliche Herausforderungen. Das Verhältnis zwischen Kapital und Arbeit weist international im Vergleich zu den innerstaatlichen Verhältnissen eine noch stärkere Dominanz der Kapitaleite auf. Dem zunehmend international organisierten Kapital - transnationale Konzerne und vom Kapital dominierte Institutionen von Weltbank, IWF, WTO bis zu G7 - steht keine wirksame, geschlossene Gegenmacht der Ausgebeuteten und Unterdrückten gegenüber. Unkontrollierte Globalisierungstendenzen werden durch die schon bisher sehr weitgehende Deregulierung und Liberalisierung der internationalen Geld-, Finanz- und Handelsbeziehungen, die, wie z.B. das jüngste WTO Abkommen zeigt, noch weiter fortschreitet, gefördert. Ein Gegengewicht dazu ist nicht zu sehen.

Die europäische Integration wie überhaupt die Herausbildung regionaler Wirtschaftsblöcke ist eine objektive Tendenz, die von der Linken grundsätzlich unterstützt werden müßte. Sie vollzieht sich jedoch ausgehend vom Maastrichter Vertrag und den Konvergenzkriterien in einer Art und Weise, die der Bekämpfung der Arbeitslosigkeit und der Verbesserung sozialer und ökologischer Standards diametral entgegengesetzt ist.<sup>11</sup> Die Einführung der Europäischen Währungsunion nach den Maastrichter Konvergenzkriterien und dem unlängst beschlossenen Stabilitäts-Pakt würde für einen längeren Zeitraum die neoliberale Deregulierungspolitik fest verankern und die Handlungsräume für eine nationale Beschäftigungs-, Sozial- und Umweltpolitik drastisch beschneiden.

All diese Prozesse stellen erhöhte spezifische Anforderungen an die gesellschaftliche Regulierung, vor allem an einen besonders "defizitären" Regulierungsbereich, die zwischenstaatliche Regulierung bzw. Regulierung durch internationale Organisationen. Bei der weiteren Entwicklung der

<sup>11</sup> Vgl. Gretchen Binus u.a., Internationalisierung - Finanzkapital - Maastricht II. Aktuelle Entwicklungstendenzen und Alternativen, IMSF Forschung und Diskussion 12, Frankfurt/M. 1996.

EU besteht insbesondere Regulierungsbedarf auf folgenden Gebieten: Einführung sozialer und ökologischer Mindeststandards, zwischenstaatlich koordinierte Maßnahmen zur Bekämpfung der Massenarbeitslosigkeit, Regelungen für eine echte demokratische Mitbestimmung der Beschäftigten in internationalen Konzernen, Harmonisierung von Steuern, speziell Unternehmenssteuern und Besteuerung von Einkommen aus Geldanlagen, Eindämmung von Währungsspekulationen, Gestaltung der Beziehungen zu den ost- und mitteleuropäischen Staaten, Erhöhung der Entwicklungshilfe für die Länder der "Dritten Welt" und ihre wirksame Gestaltung im Interesse der dort Lebenden.

#### 4. Eine neue Qualität gesellschaftlicher Regulierung steht auf der Tagesordnung

Die Dringlichkeit der gesellschaftlichen Regulierung der Wirtschaft, ihre Bedeutung für ein linkes sozialistisches Reformkonzept sowie die hohen Anforderungen an eine neue Qualität der Regulierung resultieren zusammengefaßt vor allem aus folgenden Faktoren:

1. Sie muß ein *Gegengewicht und eine Alternative bilden zur gegenwärtig bestimmenden Tendenz*, die gesellschaftliche Regulierung zu Lasten der Interessen der abhängig Beschäftigten, der Ausgegrenzten und sozial Schwachen sowie kommender Generationen zurückzunehmen.
2. Die internationale Gemeinschaft und alle Staaten stehen heute vor größeren und qualitativ neuen Herausforderungen. Die gesellschaftliche Regulierung muß dazu beitragen, in wichtigen Lebensbereichen der Gesellschaft, insbesondere *in den Sphären Arbeit und Umwelt, tiefgreifende qualitative Veränderungen, regelrechte Umbrüche, vorzubereiten und durchzusetzen*. Zugleich muß beachtet werden, daß bisherige Regulierungsformen infolge veränderter Bedingungen nicht mehr ausreichen oder mehr oder weniger obsolet geworden sind. Dies betrifft eigentlich alle Bereiche, von der Erwerbsarbeit und sozialen Sicherheit, der Umweltproblematik, bis zu den internationalen Finanzbeziehungen und den Nord-Süd Beziehungen. *Qualitative Veränderungen in den Regulierungsformen, -instrumenten und vor allem in den Inhalten der Regulierung stehen fast überall auf der Tagesordnung*. Dabei geht es natürlich um jeweils ganz spezifische Fragen, z.B. bei der Weiterentwicklung der Flächentarifverträge, der Reformierung des Sozialstaates oder bei der Regulierung der Finanzmärkte.
3. Die *Verflechtungen und gegenseitigen Abhängigkeiten zwischen den verschiedenen Regulierungssphären sind enger geworden, deren Berücksichtigung ist für den Erfolg jeglicher Regulierung ausschlaggebend*. Konzepte die auf den ökologischen Umbau gerichtet sind, haben nur dann eine Chance, wenn sie von vornherein die sozialen Auswirkungen berücksichtigen, soziale Ausgleichsmaßnahmen enthalten und mit dem Kampf gegen Massenarbeitslosigkeit verbunden werden. Dies gilt ebenso für Konzepte zur Finanzierung der Renten und einer sozial gerechten Gesundheitspolitik.

Ohne Korrektur der unsozialen und zukunftsfeindlichen Umverteilung zu Gunsten der Kapitaleigentümer und der Reichen sowie ohne Regulierung der Finanzmärkte wird es auch nicht gelingen, einen perspektivischen öffentlichen gemeinwirtschaftlichen Sektor aufzubauen. Regulierungsvorstellungen müssen von vornherein die engere Verflechtung zwischen den verschiedenen Politikfeldern in's Kalkül ziehen.

4. Eine stärkere gesellschaftliche Regulierung muß mit der *Demokratisierung von Entscheidungsprozessen* verbunden werden, mit der Erweiterung der Möglichkeiten von sozialen, ökologischen und emanzipatorischen Bewegungen, auf die inhaltlichen Ziele sowie die Art und Weise der Regulierung Einfluß zu nehmen.
5. *Nationale und internationale Regulierung wirken stärker als in der Vergangenheit aufeinander ein und sind auch voneinander abhängig*. Ihre Beziehungen sind weniger substitutiv als komplementär. Defizite in der internationalen Regulierung wirken sich meist auch hemmend auf nationale Regulierungsmöglichkeiten aus, wie auch umgekehrt wirksame internationale Regulierungsmaßnahmen den Rahmen für eine nationale Regulierung verbessern können.

### Berliner Dialog-Hefte

Die Zeitschrift für den christlich-marxistischen Dialog

Die „Berliner Dialog-Hefte“ ist - zumindest europaweit - die einzige Zeitschrift, die sich diesem gleichermaßen aktuellen wie zukunftssträchtigen Thema widmet.

#### Dialog-Themen 1996

##### Vom Wert

mit Beiträgen von: Engelstädter / Vogel / Steußloff / Weckesser

##### Die Bedeutung Ernst Blochs für den christlich-marxistischen Dialog

mit Beiträgen von: Regensburger / Ujma / Kametzki / Wirth

##### Fortschritt - Fortschrittsglaube - christliche Hoffnung

mit Beiträgen von: Herbeck / Neubert / Scheerer / Steußloff / Wittenberger

##### Zionismus als Herausforderung für Marxisten und Christen

mit Beiträgen von: Keßler / Loarbroks

##### Gleichberechtigung der Frau zwischen Anspruch und Wirklichkeit

mit Beiträgen von: Schönherr / Bachmann

##### Medizin und Ethik

mit Beiträgen von: Schubert-Lehnhardt / Witkowski / Heil (Ungarn) / Kaul / Steußloff / Luther / Jenssen

##### Kulturen in der Krise

mit Beiträgen von: Langer / Köppen

Bestellungen an: Gesellschaft für den christlich-marxistischen Dialog e.V. Limonenstr. 26, 12203 Berlin

## Verabredungen zum Jahrhundertende

Beiträge zu einem Diskussionsangebot von Pietro Ingrao und Rossana Rossanda

Vor einigen Monaten wurden die Diskussionsanstöße von Pietro Ingrao und Rossana Rossanda zu den Aufgaben der Linken in deutscher Sprache veröffentlicht.<sup>1</sup> Mit dem Buch wurden Fragen angesprochen, die auch in der bundesdeutschen Linken gründlicher Erörterung bedürfen und schon begonnenen Diskussionsprozessen Impulse geben können. Wir veröffentlichen im folgenden zwei Kommentare von Friedrich Sendelbeck sowie von Markus Peiter/Michael Klundt, die Ingrao/Rossandas Buch vorstellen und in seiner Bewertung und in den daraus zu ziehenden Schlußfolgerungen unterschiedliche Akzente setzen. Der dritte Beitrag von Fritz Fiedler bezieht sich auf eine Diskussionstagung mit Ingrao und Rossanda am 15. Februar 1997 in Frankfurt/Main, die der Hamburger VSA-Verlag und die Redaktion der Zeitschrift "sozialismus" initiiert hatten und der das genannte Buch zugrundelag.

### Für ein neues Modell der Gestaltung menschlicher Beziehungen

1995 legten *Pietro Ingrao*, langjähriges Mitglied der Parteispitze des PCI und bis 1993 des PDS, und *Rossana Rossanda*, eine (wie sie selbst sagt) "typische bürgerliche Intellektuelle, die eine kommunistische Wahl getroffen hat" (zit. nach S. 12), ihre "Verabredungen zum Jahrhundertende" in italienischer Sprache vor. 1996 folgte die deutsche Ausgabe des Buches. Im Zentrum steht ein von beiden Autoren gemeinsam erarbeiteter Text, "der auf den Versuch einer umfassenden Bestandsaufnahme des globalen Szenarios nach dem Zusammenbruch des realen Sozialismus und einer Analyse der tieferen Ursachen für die Krise der Linken binausläuft" (14).

Ebenso wie die italienische Ausgabe enthält auch die deutsche den Briefwechsel der beiden, der einigen Aufschluß über die Entstehungsgeschichte des gemeinsamen Textes liefert. Auf weitere, in der italienischen Ausgabe enthaltene Beiträge (zur Transformation der Arbeit im Postfordismus, den neuen übernationalen Steuerungsorganen in der Phase der Globalisierung sowie zu den sozialen Konflikten in Osteuropa vor und nach 1989) von anderen Autoren verzichtet die deutsche Ausgabe. An ihrer Stelle sind elf

<sup>1</sup> Pietro Ingrao/Rossana Rossanda: *Verabredungen zum Jahrhundertende. Eine Debatte über die Entwicklung des Kapitalismus und die Aufgaben der Linken*, herausgegeben von Hartwig Heine, mit Beiträgen von Elmar Altvater, Joachim Bischoff, Frank Deppe, Klaus Dörre, Hartwig Heine, Hasko Hüning, Martin Kronauer, Oskar Negt, Hildegard Maria Nickel, Karl Heinz Roth, Wolfgang Sachs, VSA-Verlag, Hamburg 1996, 194 Seiten, 48,- DM.

Stellungnahmen deutscher AutorInnen zum Essay von Ingrao und Rossanda abgedruckt.

Ingrao und Rossanda stellen zunächst den auch von der deutschen Linken diskutierten Prozeß der Globalisierung aus ihrer Sicht dar. Hier wird - nach ihren Aussagen - die gesamte Produktion, "von der Planung über die Herstellung bis zur Vermarktung, ... weltweit gegliedert und neu geknüpft" (32). Es ändert sich das Verhältnis zwischen Finanz- und Unternehmenssektor zugunsten einer Ausweitung des spekulativen Kapitals. Und schließlich werden die "schützenden Netze sozialer Regulierung" (33) durch die Globalisierung zerstört, da das freizirkulierende Kapital vor allem infolge der neuen Informationstechnologien weltweit Arbeitskräfte rekrutieren kann. Damit sind auch die traditionellen Politikmuster der Vergangenheit ins Wanken geraten. "Enttraditionalisierung des Unternehmens, Prekarisierung der Arbeit, Zersplitterung der Verhandlungsstrukturen wirbeln ganze Sozialgefüge durcheinander, unterminieren die Kommunikationen zwischen den verschiedenen Segmenten der unteren Klasse und die Ausarbeitung eines gemeinsamen symbolischen Projekts." (34)

Im Gefolge dieser Globalisierung ändern sich - nach Ingrao und Rossanda - auch die Rolle und die Funktion von politischen und sozialen Institutionen, die im nationalen Rahmen wirken. "Wenn sich die Arbeitsorganisation verändert und die Produktionsstätte ihre feste Verortung verliert, sich über die Landesgrenzen ausdehnt, territorial aufsplittet und im globalen Unternehmensnetz verliert, wenn die Zukunft der Arbeit prekär und fluktuierend wird und sich gleichzeitig Orte und Aneignungsweisen der kulturellen Fähigkeiten und des Alltagsverständes (Krise der Schulbildung, Triumph des Fernsehens bei der Kontrolle der Konsumwelt und der Ausbildung der Massenideologien) wandeln, dann zerfällt das Subjekt der Repräsentanz." (43)

Ingrao und Rossanda subsumieren "den Sturz der Regimes des Ostens" (48) und die kurzlebigsten Illusionen des Jahres 1989 auf einen demokratischen Ausweg aus deren krisenhafter Entwicklung unter den Gesamtzusammenhang der Globalisierung des Kapitals. Insbesondere durch die Etablierung Deutschlands in den Grenzen von 1990 hat "die Hoffnung auf Überwindung der alten bipolaren Ordnung in Richtung auf eine Entmilitarisierung, die fortschreitende Überwindung beider Blöcke und die Demobilisierung der alten Großmachtlogik jegliche Grundlage verloren". (49)

Die neue Welt(un)ordnung - Ingrao und Rossanda sprechen von "globaler Unordnung" (53) - mit ihren ökonomisch-politischen Strategien des Neoliberalismus werden durch Institutionen wie die G7, die Welthank oder andere überstaatliche Einrichtungen bestimmt. Entstanden als Einrichtungen "des Ausgleichs der innerkapitalistischen Widersprüche gegen die Risiken eines weltweiten ökonomischen Konflikts" (55), sind diese jetzt aber zum "Kern der Interessenvertretung des Nordens und damit der starken

Welt geworden, die die Entscheidungsmacht über den Gang der Dinge und die Zukunftsinteressen der Welt in die Hand nimmt" (ebd.).

Im gleichen Zusammenhang sehen Ingrao und Rossanda auch Maastricht. Ohne demokratisches Mandat haben die europäischen Staatschefs dort "bindende Kriterien für die Haushaltspolitik fixiert, die dazu zwingen, den Wohlfahrtsstaat drastisch zurückzufahren, und die - im Namen der Imperative der monetären Vereinigung - auch Auswirkungen auf die Einkommens- und Sozialpolitik haben. Vor allem werden im Prozeß der europäischen Vereinigung zentrale Leitideen, Werte und Akteure durchgesetzt, die durch keine Verfassung legitimiert sind." (56) Dennoch verliert die kapitalistische Produktionsweise mit ihrem weltweiten Siegeszug gleichzeitig "einen wesentlichen Grund ihres hegemonialen Geltungsanspruchs. Dieser beruhte nicht nur auf der Fähigkeit, Gewinne zu erzielen, sondern sich als ein allgemeingültiges Modell der Bereicherung und Entwicklung zu präsentieren, das keine unlösbaren immanenten Widersprüche hervorbringt und dem es gelungen ist, in weiten Teilen der Erde die Lebenserwartung der Menschen, den Massenkonsum und die Mobilität zu steigern sowie die Not und den 'Idiotismus des Landlebens' zurückzudrängen." (89)

Ungelöste und sich potenzierende ökologische Probleme, das geometrische Anwachsen der Weltbevölkerung, die Ausgrenzung großer Teile arbeitsfähiger Menschen aus dem Produktionsprozeß, die sich verschärfende Ungleichheit der Entwicklung, zunehmender Nationalismus und die Rückkehr des Krieges zur Regelung ökonomischer, nationaler und sozialer Probleme auch nach Europa zeigen: "Der einheitliche kapitalistische Weltmarkt hat die Fähigkeit, vielleicht sogar das Ziel verloren, ein Produktionsmodell zu verhreiten, das auch Elemente politisch-sozialer Stabilität aufweist (wofür der Fordismus mit seinem Wechselspiel von Konflikt und Kompromiß das gängigste Beispiel war). Das postfordistische Kapital ist weniger auf den Lohnarbeiter angewiesen, und wo dies doch der Fall ist, versucht es, ihm die politischen und gewerkschaftlichen Rechte abzuerkennen, die zur Einführung eines auf Konsensfindungen gegründeten Systems führen könnten." (96)

Wenn nun - schreibt der Herausgeber des Bandes, *Hartwig Heine*, in seiner Einleitung - "ausgerechnet in dem Moment, in dem der Kapitalismus global jede Konkurrenz aus dem Feld geschlagen hat, seine strukturellen Widersprüche unbarmherziger und destruktiver denn je zutage treten, dann besteht mehr denn je Bedarf an einer Analyse, die genau an diesen Widersprüchen ansetzt und gleichzeitig die Krise der Linken zu reflektieren versucht." (10)

Den Kern ihres Textes bildet für Ingrao und Rossanda "das Problem, wie und auf welchen Wegen, Gabelungen und Etappen sich eine Kritik an der gegenwärtigen Entwicklung des Kapitalismus und eine antagonistische politische Subjektivität (re-)konstruieren lassen und wie sich gemeinschaftliche Formen finden lassen, die einen Prozess der Befreiung der Arbeit, ein

neues Entwicklungsmodell und Konzept für die Gestaltung der menschlichen Beziehungen tragen können." (117) Beide halten dabei am Begriff Kommunismus fest. Der deutsche Herausgeber schreibt dazu: "Das Offenhalten von Horizonten lebt nicht nur von der Biegsamkeit, sondern auch von der Unbeugsamkeit, manchmal auch von Unbeugsamkeit der wenigen." (13)

Die deutschen Diskussionsbeiträge liefern unterschiedliche Ergänzungen zum Text von Ingrao und Rossanda. So verweist *Elmar Altvater* darauf, daß das heutige kapitalistische Wachstum nicht mehr als räumlich-territoriale Expansion erfolgt, sondern seine Dynamik primär nach innen wendet und Lebensräume kolonialisiert. "Die zweite Konsequenz der Grenzen ist möglicherweise noch dramatischer. Denn wenn das Wachstum keine Möglichkeit der räumlichen Ausdehnung mehr findet, dehnt es sich in Form von Beschleunigung in der Zeit aus. Wir sind Zeugen einer dramatischen Beschleunigung der Zeit, insbesondere durch die Entstehung und völlige Deregulierung der internationalen Finanzmärkte." (196)

Altvater schlägt vor, Ingraos und Rossandas 'Themen für einen Arbeitsplan' (Kampf gegen die Arbeitslosigkeit, weitere Arbeitszeitverkürzung, die Errichtung eines autonomen Bereiches sozial nützlicher Arbeiten, 'Bürgergeld') zu erweitern, und zwar um die Forderungen nach einer Kapitaltransaktionssteuer (wie sie bereits Mitterand 1995 in Kopenhagen - erfolglos - vorgeschlagen hatte) und einer Energiesteuer. *Hildegard Maria Nickel* und *Hasko Hüning* ergänzen die bei Ingrao und Rossanda nur knapp behandelten "Fragen feministischer Politik in Zeiten der Transformation" (260) und weisen (indem sie Rossandas Worte aufnehmen) zu Recht darauf hin, daß es auch um die Perspektive einer globalen Gesellschaft geht, "in der die Geschlechterdifferenz von einem verschleierte und ungleichen Konflikt zu einem sichtbaren übergeht" (271).

Mehr Verwirrung als Orientierung und Klarheit für die Fortsetzung der Diskussion liefern die deutschen Beiträge dort, wo es um das 'linke Subjekt' geht. Hier finden wir die altbekannte Palette, die von den post-fordistischen Arbeiter(n/innen) als Subjekt der Systemüberwindung (Karl Heinz Roth) über erneuerte Gewerkschaften (Altvater), einen alternativen Block ohne hegemoniales Zentrum (Klaus Dörre), Suchbewegungen und Orientierungsbedürfnisse in allen Schichten, Alters- und Berufsgruppen (Oskar Negt), die Verflechtung oppositioneller sozial- und wirtschaftspolitischer, ökologischer, feministischer und teils auch konservativer Diskurse (Frank Deppe) bis zu einer global sich herstellenden 'civil society' (Altvater) reichen.

Eine Fortsetzung und Ausweitung der hier begonnenen Debatte wäre angesichts der nach wie vor bestehenden Meinungsführerschaft der neokonservativen Kräfte außerordentlich begrüßenswert.

*Friedrich Sendelbeck*

## Verabredungen zu einem Arbeitsplan der Linken

Die Linke ist in der Krise. Dem "Stellungskrieg zur Eroberung der bürgerlichen Gesellschaft" ist eine Absage erteilt, und damit einher geht die Aufgabe "jeglicher klassentheoretischer Analyse". Dies konstatieren *Ingrao und Rossanda* in ihrem Buch (S. 80). Beide Autoren symbolisieren mit ihrem Leben die ganze Tragik, den Aufstieg und den Fall linken Denkens im 20. Jahrhundert. Die Geschichte der italienischen Linken und die der italienischen KP ist eng mit ihnen verknüpft. Pietro Ingrao, 1915 geboren, wurde Ende der 30er Jahre, in Folge des spanischen Bürgerkriegs, Mitglied der damals illegalen KPI und kämpfte danach in der italienischen Resistenza. Nach dem 2. Weltkrieg ist er leitender Redakteur der KPI-Zeitung "Unita". Seit 1948 gehört er dem Direktorium der Partei an, und 1976 ist er Präsident des italienischen Parlaments. Daneben erscheinen auch immer wieder Gedichtbände. Wie kaum ein zweiter setzt sich Ingrao für den Eurokommunismus ein und steht innerhalb seiner Partei für einen eigenständigen Weg zum Sozialismus. Er hat nichts von dem, was er sagte und tat, zurückzunehmen, bezeichnet sich weiter, wie auch Rossanda, als Kommunist und kämpft gerade auch deshalb 1991 verbissen gegen die Umbenennung des PCI. Das Streichen des Wortes Kommunismus aus dem Parteinamen ist für ihn ein Anachronismus. Für ihn ist er heute, im Angesicht des entfesselten Neoliberalismus, des Scheiterns des realen Sozialismus, vielmehr notwendiger denn je.

Rossana Rossanda, die Literaturwissenschaftlerin, übersetzte Werke von Thomas Mann ins Italienische, kämpfte, wie Ingrao, in der Resistenza und wurde nach dem Krieg Parlamentsabgeordnete. Sie war Mitglied des PCI, bis sie 1969 wegen "extremistischer" Abweichungen ausgeschlossen wurde. Damals grenzte sich die KPI verstärkt gegen die neuen sozialen Bewegungen ab, deren herausragendste Persönlichkeit Rossanda war. Mit einigen Mitstreiterinnen gründete sie die renommierte Tageszeitung "Il Manifesto" und wurde zur führenden Persönlichkeit des italienischen Feminismus, die zu literarischen, kunsthistorischen Themen ebenso schreibt wie zu ökonomischen oder sozialen Fragen der Zeit.

Das im letzten Jahr erschienene Buch ist im Zusammenhang mit der Krise der Linken auch ein sehr persönliches Fazit ihres Lebens. Wo hat man auf der Linken zu lange an überkommenen Vorstellungen festgehalten, wo ging man in die Irre? Beide versuchen eine Bestandsaufnahme, sicherlich fragmentarisch und unvollständig. Dabei sind sie sich in der Beurteilung zentraler Fragestellungen auch durchaus nicht immer einig. Der Essay beider umfaßt ein Drittel des Buches in der deutschen Ausgabe, daran angeknüpft ist ein Briefwechsel zwischen Ingrao und Rossanda, der auch über eben diese Differenzen Auskunft gibt. Im letzten Drittel folgen die deutschen Debattenbeiträge.

Analyse, Kritik und Entwicklung einer Perspektive sind die zentralen Aufgaben des Essays. So steht gerade der Anstoß zu einer international geführten Debatte im Vordergrund ihres Bemühens. Es sollen Verabredungen zu einem Arbeitsplan der Linken entstehen. Perspektive kann aber erst durch die Kritik am eigenen Versagen und aus der Analyse jener Veränderungen erwachsen, die man zu lange versäumte wahrzunehmen.

Ingrao und Rossanda analysieren in den Kategorien von Fordismus und Postfordismus. Zunächst referieren sie die Position zweier italienischer Kommunisten: Trentin, Vorsitzender der kommunistischen Gewerkschaft CGIL, und Revelli, Soziologe an der Universität in Turin. Trentin, damals Befürworter einer Umbenennung des PCI, wie auch Revelli beschreiben die Veränderungen in der postfordistischen Produktionsweise, kommen aber zu ganz unterschiedlichen Schlußfolgerungen. Weist Trentin auf die Gestaltungsmöglichkeiten einer durch lean production, outsourcing und Gruppenarbeit veränderten Produktionsweise hin, in dem der qualifizierte Arbeiter vom Unternehmer essentiell gebraucht werde, so beschreibt Revelli die zunehmend verdinglichende und totalisierende Natur des Kapitalismus, der einerseits Menschen von der Produktion ausschließt, andererseits im Produktionsprozeß stehende regelrecht verheizt.<sup>2</sup> So sind die schon fast typisch zu nennenden divergierenden Einschätzungen über die neue Form des Kapitalismus innerhalb der Linken abgesteckt, bevor sich Ingrao und Rossanda selbst auf den beschwerlichen Weg einer Analyse begeben. Dabei betonen sie deutlich die totalisierende Natur des im globalisierten Gefüge veränderten Kapitalismus. Ein qualitativ neuer Casinokapitalismus sei dabei entstanden, der Marxens These vom Ende des Rentiers Hohn spreche. Die Finanzmärkte seien in einer Allianz von neoliberaler Politik und Kapital seit Beginn der 70er gezielt dereguliert worden. Wichtiges Symbol für diese Wende ist der Sturz Allendes in Chile, der ein erstes erfolgreiches konservativ-neoliberales Roll Back symbolisierte. Globalisierung läßt sich für beide nur mit Neoliberalismus denken. Diese neoliberale "Tendenzwende" fand damit nicht nur auf politisch-militärischem Terrain statt, sondern "im Herzen des Produktionsprozesses selbst" (S. 26).

Italien ist für diese Strukturveränderungen des Kapitalismus eine europäische Metapher. Hier erlebte die europäische ArbeiterInnenbewegung Ende der 60er Jahre ihren Höhepunkt, hier war die Transformationsperspektive in Reichweite. Der Absturz in die neue konservativ-neoliberale Hegemonie konnte kaum schärfer gedacht werden, als er dann folgte. Er drückt sich zugespitzt und sinnfällig in vier Ministerpräsidenten aus: Ciampi, Dini und Amato kommen aus hohen Positionen der Zentralbank.

<sup>2</sup> Der Beitrag Revellis ist in der deutschen Ausgabe des Buches nicht abgedruckt, jetzt aber als Separat-Veröffentlichung erschienen: Marco Revelli, Vom "Fordismus" zum "Toyotismus". Das kapitalistische Wirtschafts- und Sozialmodell im Übergang. Supplement der Zeitschrift Sozialismus, H. 4/1997.

Berlusconi ist Ausdruck eines Unternehmenskapitalismus, der nicht mehr den Umweg über die Politik geht, um seine unternehmerischen Ziele durchzusetzen. Die Ministerpräsidentenschaft Berlusconis und das Entstehen der "Forza Italia" nehmen sie zum alarmierenden Anstoß ihres Manifests. In einem Land, wo Intellektuelle Politiker sind, und von dem es einmaließ, dort lese fast jede/r Arbeiter/in Gramsci, ist ihnen Berlusconi ein Ausdruck für eine bestürzende Verflachung des politischen Denkens und Repräsentant privater Telekratie, die mit ihren tagtäglichen Plebisziten in Form von Meinungsumfragen, Talkshows und Zuschauerbefragungen dem katastrophalen Niedergang der Politik Ausdruck verleiht. Globalisierung und Casinokapitalismus einerseits, Telekratie andererseits lösen eine Krise der Repräsentanz aus. Die Parteien, deren Rolle nach Gramsci gar nicht überschätzt werden kann, sind im Abstieg begriffen, lose geknüpfte Bewegungen erleben dagegen einen ungeahnten Aufschwung. Globalisierung und die Krise der Repräsentanz treffen die Gewerkschaften doppelt. Die Globalisierung prekarisiert, segmentiert und differenziert in ihren Auswirkungen zum einen die ArbeiterInnenschaft und erschwert solidarische Handeln, zum anderen löst sich durch Individualisierung die Bindekraft und damit die repräsentative Stärke der Gewerkschaften weiter auf, die gerade in ihrer potentiellen Mobilisierungsfähigkeit begründet liegt. Die Globalisierung ist "ein frontaler Schlag gegen die Orte und Methoden, in denen sich ein Jahrhundert lang die kollektive Identität des Proletariats oder der Lohnabhängigen herausbildete" (S. 34).

In diesem Zusammenhang wird auch der Zusammenbruch des realen Sozialismus mit all seinen fatalen Konsequenzen für die Linke diskutiert. Sein Ende sei auch auf die stürmische Veränderung der kapitalistischen Produktionsweise zurückzuführen.

Daran schließt sich die Frage nach dem revolutionären Subjekt als Träger möglicher Veränderungen an, das sich nach Marx mit der Industrialisierung hätte vermehren müssen. Aber anstatt seiner Vergrößerung kommt es zu einer Erosion seiner Handlungsfähigkeit im Postfordismus. Zwar sei Arbeit noch immer konstitutiv (S. 185) und die/der Arbeiter/in als Subjekt des Kampfes keineswegs verschwunden (S. 168), doch lassen sich darauf noch fundamentale Veränderungen gründen? War man, so fragt Ingraio, nicht viel zu arbeits- und entwicklungsabhängig? (S. 132). "Welche Kategorien müssen wir aufgrund des tendenziellen Endes des Fordismus neu definieren?" (S. 143). Was wären die Inhalte für einen Arbeitsplan der Linken? Auf diese Fragen werden Antworten gesucht. Ein Diskurs soll die disparaten Ansätze zusammenbringen und schließlich eine handlungsfähige Linke wie Phönix aus der Asche entstehen lassen, die aus den Fehlern zu lernen imstande ist.

Was bieten dafür die Beiträge aus Deutschland? Zunächst einmal gilt festzustellen, daß nicht selten lediglich aus dem Arbeitsgebiet des Betreffenden, wie zum Beispiel bei *Altwater* und *Kronauer*, geschöpft wird und erst

einmal kein Bezug zu Rossanda/Ingraio entwickelt wird, was die Beantwortung ihrer Fragen angeht. Lediglich der kurzgehaltene Beitrag von *Frank Deppe* nimmt Stellung zum Diskursangebot und regt eine breite Verknüpfung aller kritischen Diskurse an.

Die unterschiedlichen Einschätzungen, was die Handlungsmöglichkeiten im Postfordismus angeht, die in der italienischen Ausgabe durch Trentin und Revelli symbolisiert werden, sind in der deutschen durch *Dörre*, der Trentin zuzuordnen wäre, sowie durch *Kronauer* und *Karl-Heinz Roth* dargestellt, der schließlich Revellis Position ausdrückt und energisch fragt: Verabredungen mit wem? *Nickel* und *Hünig* stellen den im Essay zu gekommenen Feminismus berechtigterweise in das Zentrum ihres Beitrags und weisen aus deutscher Perspektive auf den steigenden Ausschluß gerade ostdeutscher Frauen vom Arbeitsmarkt hin.

Im Ganzen mangelt es aber den Beiträgen bedauerlicherweise am Bezug zum ursächlichen Gegenstand, den Verabredungen zu einem Arbeitsplan. Sie vermögen kaum Antworten auf die Fragen zu geben. Was das Buch dann dennoch lesenswert macht, ist der Bezug zur Geschichte der Linken und zum bewegten Leben Ingraos und Rossandas, wie er sich in der teilweise abgedruckten Korrespondenz widerspiegelt. Die Analyse des Essays selbst bleibt fragmentarisch, wobei Ingraio und Rossanda auch gar nicht den Anspruch hatten, sie vollständig gestalten zu wollen. Die Unsicherheit in bezug auf die Richtigkeit ihrer Einschätzungen durchzieht fast den gesamten Briefteil des Buches. Eine Unzahl von Aspekten wird durch das Buch angesprochen, erschöpfende Auskunft kann aber eine derart enzyklopädische Herangehensweise nicht bieten. Gerne aber hätten wir uns als Leser, zumindest ansatzweise, eine kritische Bestandsaufnahme der italienischen Linken darin gewünscht. Wie realistisch war es, seitens des PCI einerseits die Systemfrage stellen zu wollen und sich andererseits nach 1945 lautlos in den Rahmen einer Nachkriegsordnung in Italien einbinden zu lassen, die eben schon das Stellen dieser Frage nicht mehr erlaubte und aus dessen konstitutionellem Bogen sie ausgeschlossen war? Wie ist der Ausschluß von "Il Manifesto" und Rossana Rossanda aus der Partei 1969 zu bewerten und der historische Kompromiß in den 70ern? Als Versuch, Eingang zu finden in einen fordistischen Klassenkompromiß, der 1991 verspätet, aber dafür nm so schneller nachgeholt wurde?

Wichtig und lohnend kann das Buch jedoch dann werden, wenn es Auftakt ist zu einer Debatte, die sich in Verabredungen zu einem gemeinsamen Arbeitsplan niederschlägt, und damit das selbstmitleidige Lamentieren und nationale Vor-sich-her-wursteln zugunsten eines möglichen gemeinsamen Handelns auf der Sachebene ersetzt. Statt Vorgefertigtes und Fertiges bieten Ingraio und Rossanda also work in progress - let's go for it.

Markus Peiter/Michael Klundt

## Schafft zwei, drei, viele Verabredungen?

Es waren die zwischen *Rossana Rossanda* und *Pietro Ingrao* getroffenen Verabredungen, die Wissenschaftler und Gewerkschaftler am 15. Februar 1997 in einer deutsch-italienischen Konferenz in Frankfurt am Main zusammenbrachten. Es ging um die Krise des Fordismus und die Aufgaben der Linken. Rossanda und Ingrao sind nämlich davon überzeugt, daß sich die Linke ihre Niederlage, die sie im letzten Viertel dieses Jahrhunderts erlitten hat, nur mittels einer Debatte über diese Umbrüche begreiflich machen kann. Dabei haben Vorträge, Übersetzungsarbeit und Diskussion eine Vorgeschichte, von der zunächst die Rede sein muß. Zweifellos war Italien ein politisches Laboratorium für die Arbeiterbewegung, denn ihre Gewerkschaften und Parteien vermochten die alte Republik in einer Art und Weise zu prägen, die durchaus vom sonstigen sozialstaatlichen Kompromiß der Nachkriegszeit abwich. Als sich dann der Norden von Umverteilung und Willensbildung lossagen wollte, die Sozialistische Partei als vollständig korrupt aufflog, der christdemokratische Zentrismus morsch zusammenbrach und dem Medienzaren Berlusconi ein traumatisches Zwischenspiel erlaubt war, fuhr der Schreck der Linken tief in die Glieder. Das alles war in dieser Form nur möglich gewesen, weil die politischen Strukturen der alten Republik brüchig geworden waren, weil sich die Linke über die Hintergründe der liberalen Gegenoffensive nicht im klaren gewesen war und weil sich die mächtigen Einrichtungen der italienischen Arbeiterbewegung schon in den Mahlsteinen eines gnadenlosen Umbruchs befanden.

Das bewog Rossanda und Ingrao zu ihren Verabredungen. Beide waren im Widerstandskampf und der Kommunistischen Partei Italiens politisch groß geworden, aber '68 hatte ihre Wege getrennt. Heute fühlen beide den Boden unter sich schwanken. Fiat's Autofabriken in Turin mußten genauso als Sinnbilder einer vergangenen kapitalistischen Epoche genommen werden wie die Schlachthöfe in Chicago, die Putdow-Werke in Petersburg oder die Fabriken in Leuna. Die Gesellschaft ließ sich nicht mehr von diesem Fabrikregime her verstehen. Sollte man sie von einem veränderten Fabrikregime her verstehen? Nunmehr schien es vielmehr auf vernetzte Kleinbetriebe, über den Globus disponierende Vermögensbesitzer und Arbeitsbedingungen nach Marktlage anzukommen.

In ihren Verabredungen setzten sich Rossanda und Ingrao mit zwei verschiedenen Standpunkten auseinander, die gegenüber den neuen wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Strukturen eingenommen werden. So ist der Gewerkschaftsführer und -theoretiker Bruno Trentin der Ansicht, daß es sich um eine Krise des Fordismus handelt, da sich die Wirtschaft auf andere Techniken und damit auch veränderte Methoden des Managements einstellen muß. Das mache aktive Beteiligung der Arbeiter erforderlich. Spricht das für emanzipative Chancen? Dagegen geht Marco Revelli davon aus, der Fordismus sei im wesentlichen überwunden. Der Postfordismus

beinhalte eine andere Produktionslogik, die zukünftig ganz und gar von den Produzenten Besitz ergreifen werde. Stellt sich diese Produktionslogik somit als ein neues Produzentengefängnis heraus?

Rossanda und Ingrao gelangten zu der Überzeugung, daß sich der Gegensatz dieser Einschätzungen mit einem bestimmten theoretischen Ansatz fruchtbar auflösen lasse. Der Begriff der Produktionsweise sei geeignet, so erläuterte *Rossanda* in Frankfurt am Main, die gegenwärtige Transformationskrise zu entschlüsseln. Danach unterstellte der Fordismus ein ganzes gesellschaftliches 'set' von Einrichtungen, das von der Betriebsweise über die Konfliktregulierung bis in die Verteilungs- und Konsumstrukturen gereicht habe. Die gegenwärtigen Krisen und Brüche, so wäre aus den Überlegungen der beiden Marxisten zu schlußfolgern, müßten also mit der gesellschaftlichen Fähigkeit oder Unfähigkeit in Verbindung gebracht werden, ein derartiges neues 'set' von Einrichtungen zustande zu bringen.

Zwar schien man sich bei der Diskussion in Frankfurt/M. über die großen Linien der Umbrüche einig zu sein, doch blieben theoretische Zugänge umstritten. Rossanda sah sich zwar mit *Altvater* und *Bischoff* einig, vermißte aber lebhaften Widerspruch von Feminismus und Ökologie und äußerte Zweifel an der von ihr unterstellten Zentralität von Arbeit bei *Oskar Negt* und *Wolfgang Sachs*.

*Oskar Negt* konnte sich nicht für einen Diskurs der großen Zusammenhänge begeistern, er stritt den Veränderungen den archimedischen Punkt ab. Dem analytischen Denken sei nicht das Allgemeine abzufordern, sondern es müsse sich mit dem Besonderen auseinandersetzen. Für Negt steckt die Arbeits- und Erwerbsgesellschaft in einer Krise. Der Steuerstaat beschwöre Zerreißproben herauf, weil er Unternehmen aus der Steuerpflicht entlasse und sich dafür an den Einkommensbeziehern und Verbrauchern schadlos halten wolle, die er eher auch als seine Wähler benötige. Während die kapitalistischen Gesellschaften bisher mit Landwirtschaft oder Sozialstaat über soziale Puffer verfügt hätten, sei nunmehr von vollständig durchkapitalisierten Nationen auszugehen. "Dieser Kapitalismus hat sich enthemmt, er ist ohne Beißhemmung," spitzte der Philosoph aus Hannover zu. Dazu würden die Neoliberalen die Gesellschaft einer betriebswirtschaftlichen Logik unterwerfen, die Wohlfahrt nur noch als Summe einzelwirtschaftlicher Kalküle begreifen könne. Den Konferenzteilnehmern wollte nun ganz und gar einleuchten, wieso gerade diese Charakterisierung sich als zusammenhanglos verstehen konnte.

Die gesellschaftlichen Hintergründe für diesen Disput über das Allgemeine und Besondere waren *Marco Revelli* durchaus präsent, denn die neue Produktionsweise setze auf Dezentralisierung statt Zentralisierung. Sie bevorzuge die Regelung von Pall zu Pall anstelle der kodifizierten Abmachungen. Und sie fordere verantwortliche Beteiligung ab, ohne sich auf Verhandlungen und Abmachungen einlassen zu wollen. Revelli lehrt Politikwissenschaft in Turin und hat sich mit dem Toyota-Kapitalismus

eingehend auseinandergesetzt. Mit seiner Studie setzte sich *Klaus Dörre* kritisch auseinander. Dörre glaubte, daß noch nicht von einem Übergang zu einer neuen Produktionsweise gesprochen werden könne, zumal sich auch eine Rückkehr zu neotayloristischer Arbeitsteilung und rigiden Managementformen beobachten lasse. Entsprechend würden sich die neuen Industriekonzepte als störanfällig zeigen und seien gegenüber Partizipationserwartungen ausgesprochen abweisend. In Eisenach forderten Opel-Manager zu aktiver Verantwortlichkeit auf, aber die gewählten Gruppensprecher ersetzten sie ganz schnell wieder durch bestellte Teamleiter. Dagegen hielt der Göttinger Sozialwissenschaftler die Auflösung der bisherigen Strukturen in der Lohnarbeit für fortgeschrittener. Für zukünftige Verabredungen solle man sich mit dem Gedanken an einen Block ohne Zentrum anfreunden.

Diese soziologischen Befunde paßten in das Bild, das *Klaus Peter Kisker*, *Stephan Krüger* und *Joachim Bischoff* von der ökonomischen Entwicklung zeichneten. Nach Kisker findet eine Fehlrationalisierung statt, weil für jede Kapitalanlage eine bestehende verdrängt werden muß und jeder Rationalisierungserfolg einen neuen Wettbewerbskampf auslöst. Krüger beschrieb eine Preis- und Lohndeflation, die nur durch die Suprematie der Vermögensmärkte und Akkumulationsschwäche der Realwirtschaft verstanden werden könne. "Die produktive Wertschöpfung", sagte Krüger, "liegt auf dem Altar der Vermögensbesitzer." International sei das Gewicht der Triade gewachsen, referierte Joachim Bischoff, aber ein Kontinent wie Afrika werde dabei einfach abgehängt. Das Gewicht werde von der Sozialpolitik auf den Repressionsapparat verlagert, mit dem sozial- und finanzpolitischen downsizing setze der Staat die Gesellschaft den Sturmböen des Weltmarkts aus. Staatliche Regulierung werde zurückgenommen, gleichzeitig wüchsen die Finanzmärkte internationalen Einrichtungen über den Kopf. Schließlich engagierte sich Pietro Ingrao dafür, die Verabredungen zum Jahrhundertende fortzuführen. Es könne nicht angehen, daß jedes Land seinen eignen Kampf gegen Arbeitslosigkeit und Sozialabbau führe. Es fehle nicht an Kämpfen, sondern an Koordination.

*Fritz Fiehler*

## Mit Gramsci den Neoliberalismus analysieren

So das Motto einer Konferenz, die vom 18. bis 20. April 1997, also wenige Tage vor Gramscis 60. Todestag, im Jagdschloß Glienike in Berlin stattfand. Es war die "Gründungstagung" des Berliner Instituts für kritische Theorie (InkriT), dessen Kernprojekt die Realisierung des von W.F. Haug herausgegebenen "Historisch-kritischen Wörterbuch des Marxismus" ist.

Mit fünf Plena und drei Arbeitsgruppenterminen waren die zweieinhalb Tage für die etwa 60 Teilnehmer, von denen der größere Teil selbst mit

Vorträgen beteiligt war, bis zum Rand gefüllt. Das Programm versammelte eine Vielzahl von Themen und Einzelbeiträgen, die sich erst am dritten Tag dezidiert auf das Thema Neoliberalismus konzentrierten und im Vorfeld Einblicke in das weite Feld der Gramsci-Forschung und anderer Versuche, theoretische Probleme mit gramscianischem Denken neu zu fassen, boten. So gab es etwa Beiträge zu Gemeinsamkeiten und Unterschieden von Gramsci und Korsch, Max Weber, Mao Zedong und Pestalozzi.

Den Anfang machten am Freitag abend *Frank Deppe*, *Harald Neubert* und *Peter Jehle*, die anlässlich des zuletzt erschienenen Gefängnisheftes von Gramsci dessen Machiavelli-Rezeption und seine damit im Zusammenhang stehende Parteienkonzeption diskutierten. Dabei wird der "Fürst" von Machiavelli bei Gramsci - anders als in den (neu)rechten Rezeptionen - weniger als Einzelperson denn als Instanz politischer Willensbildung rezipiert, die versucht, einen hegemoniefähigen Block zu bilden. Deppe machte hier den Versuch einer gramscianischen Interpretation der Situation der heutigen Intellektuellen: sie seien, ähnlich wie Gramsci es für Machiavellis Zeit analysiert habe, in einer Situation, in der irrationale Tendenzen (bei Machiavelli noch "fortuna") überhand nähmen. In dieser Situation emanzipatorischer Erschöpfung bestehe die Notwendigkeit und auch die Möglichkeit, ein politisches Manifest zu entwickeln, mit dem ein hegemonialer Block herstellbar sei, gegen die "Nutzung der machiavellistischen Stunde" im reaktionären, deregulierenden Sinne.

Im ersten Samstagsplenum referierten *Jan Rehmann* und *Dick Boer* zum Begriff der "passiven Revolution" bei Gramsci, mit dem eine gesellschaftlich-politische Veränderung greifbar gemacht werden soll, die aber auf Machterhaltung herausläuft. Dabei bedient sich die Herrschaft hier vorhandener "Bewegungen" (z.B. Urchristentum), nimmt einige ihrer Elemente, Forderungen oder Führer auf und stabilisiert sich damit selbst. Diese Elemente konnte Jan Rehmann beispielsweise bei Max Weber aufweisen, wenn dieser empfiehlt, die SPD in Kirchenvereine und Stadträte aufzunehmen, denn, so das Kalkül, nicht die SPD werde die Städte übernehmen, sondern der Staat sich der SPD hemächtigen. Auch Webers Konzeptionen der Spaltung der Arbeiterklasse in Arbeiteraristokratie und Subalterne wurde unter diesem Blickwinkel diskutiert. Sein Versuch einer Blockbildung zwischen Arbeiteraristokratie und Bürgertum entspreche dem "industriellen Block" des sich erst langsam heraushildenden Fordismus (gegen das behindernde Junkertum) und solle die Herrschaft gegenüber der Gefahr der 'aktiven Revolution' des Sozialismus absichern. In der Abschlusdiskussion wurde dieser Strang wieder aufgenommen, wenn Haug argumentierte, daß die zapatistische Revolution - eine aktive Revolution - eine Situation geschaffen habe, in der die mexikanische Regierung von transnationalen Konzernen, die ihre Ressourcen aus Chiapas beziehen, zu einer passiven Revolution gedrängt würde, also zur Übernahme und Integration einiger der Forderungen der Zapatistas.

Die Arbeitsgruppen waren nur zum Teil thematisch geordnet, bzw. umfaßten mehrere Themen - so etwa: Gramscis ökonomische (Vor-)Konzeptionen und der Versuch, den Niedergang der DDR mit gramscianischen Kategorien zu bereifen (Gunter Willung, Michael Krätke, Stefan Bollinger und Timm Kunstreich) oder Subjektivität, psychologische Praxis und Postfordismus (Hartmut Krauss, Morus Markard, Frigga Haug, Costanza Orlandi).

Weitere Arbeitsgruppen beschäftigten sich mit Gramscis Positionen zu Kultur, ferner dem Edukationismus, der Bildungs- und Sozialarbeit und der Sprachtheorie.

Als ein Beispiel für die analytischen Möglichkeiten des Denkens Gramscis für die Untersuchung neoliberaler Denkweisen mag *Tilman Reitz'* Referat zum "Lorianismus"-Begriff dienen: Dieser Begriff bezeichnet "allgemein akzeptierten Blödsinn" bzw. wissenschaftlich verbrämte Theorien in der öffentlichen Diskussion, Äußerungen, die sich durch Realitätsverlust und theoretische Haltlosigkeit auszeichnen. Gramscis Interesse rührt dabei von der Auseinandersetzung mit dem Faschismus her, der sich mit seinen monströsen Rassen-"theorien" gerade auf dem Vormarsch befand. Gramsci bewegten sein Interesse an einer kritischen Öffentlichkeit und der Wunsch, die Kommunistische Partei möge nicht Opfer solcher Spintisierer werden, wie sie sich auf jede neue Bewegung stürzten. Dabei konfrontierte Reitz Gramscis Überlegungen mit Adornos Kulturindustrietheorie, Mannheims Überlegungen zum Funktionswandel der Intelligenz und Habermas' Überlegungen zum Strukturwandel der Öffentlichkeit: In den letzten - daher leider kurzen - Minuten versuchte er, die postmoderne Öffentlichkeit als tendenziell loriantische Öffentlichkeit zu kennzeichnen, die die Spezifika der Verantwortungslosigkeit des Lorianismus befestigt habe: Ende der großen Erzählung der Emanzipation, freie Zitierbarkeit des Geschichtlichen, Kritik richte sich nicht mehr auf die Gesellschaft, sondern auf die Gesellschaftskritik.

Die beiden letzten Plena galten der Diskussion der neoliberalen Realität und Möglichkeiten ihrer Überwindung. So stellte etwa *Bernd Röttger* seinen Ansatz vor, mit Gramsci die Defizite des herrschenden Globalisierungsdiskurses zu überwinden. Gramsci gewinne als Theoretiker der Niederlage neue Aktualität, eine solche sei von der Linken erst (wieder) zu erarbeiten. Dabei könne u.a. an den Begriff der "passiven Revolution" angeknüpft werden - so habe der Staat bei Gramsci immer die Funktion der politischen Konzeption des Marktes; der Neoliberalismus sei demnach keineswegs eine logische Konsequenz der Entwicklung des Marktes. In der Erweiterung der transnationalen Konzerne konstituierten sich Staat und Gesellschaft in neuen Formen, sie stellten somit eine Erweiterung des "Staates" i.w.S. dar. Im folgenden trug *Friedrich Tomberg* eine Konzeptionalisierung einer konkreten Utopie gegen das Schreckensbild der weltweiten Zersplitterung vor, eine notwendige, mögliche und wünschbare Alter-

native im Sinne einer demokratischen "Übergangsgesellschaft". *Thomas Kuczynski* ging der Frage nach, wie es zu verstehen sei, daß die Werktätigen - nach Marx "vaterlandslose Gesellen" - dazu kommen, selbst im Nicht-Kriegsfall für die Verteidigung ihres Vaterlandes, Standortes etc. zu kämpfen. Weitere Beiträge zum Verständnis des Neoliberalismus wurden von *Helena Saña*, *Daniel Barben* und *Christoph Scherrer* vorgetragen.

Angesichts der Themenvielfalt der Tagung muß ein Bericht notgedrungen selektiv sein. Das Urteil, ob weniger mehr gewesen wäre, dürfte von den subjektiven Interessen der Teilnehmer abhängen: Die Tagung bot eine Fülle theoretischer Anregungen bzw. anregender Überlegungen, deren Diskussion fast immer zu kurz kam - was im Kern ein positives Urteil über die Tagung ist.

*Christina Kaindl*

## Wirtschaft von unten

### Ratschlag über Selbsthilfe und Kooperation

Zu berichten ist über einen Kongreß mit 200 TeilnehmerInnen, den die *Bürgerinitiative für Sozialismus* zusammen mit anderen vom 21. bis 23. Februar 1997 in Potsdam veranstaltete. Die zum 200. Jahrestag der Großen Revolution der Franzosen (14.7.1989) gegründete Initiative streitet unter dem Motto "Freiheit, Gleichheit, Mitmenschlichkeit".<sup>3</sup> Neben mehreren Tagungen in früheren Jahren hatte sie im November 1995 in Hamburg einen "Sozialpolitischen Ratschlag über Reichtum in Deutschland" initiiert und im November 1996 eine Tagung über den "Bluthund" Gustav Noske veranstaltet.<sup>5</sup>

Wie so häufig bei Tagungen der Linken war auch diese vollgestopft mit sieben Referaten, einer Schlußrunde mit drei Kurzreferaten und einer Fördiumsdiskussion, neun Arbeitsgruppen und einem Markt der Möglichkeiten, auf dem sich einzelne Initiativen vorstellten. Am Samstagabend rundete eine Kulturveranstaltung mit der Gruppe "comedia mundi" das atemlose Programm ab. Mehr Zeit zum Atmen, zum Austausch von Erfahrungen und Meinungen wäre nicht nur hier wünschenswert gewesen.

Das ändert aber nichts daran, daß von diesem Kongreß Impulse für die Verbreitung und kritische Diskussion über neue Formen der Organisation

<sup>3</sup> Kontakt: Lydia Spoo, Gretchenstr. 36, 30161 Hannover. Vgl. auch das Arbeitsprogramm der Initiative im Anschluß an diesen Bericht.

<sup>4</sup> Herbert Schul, Eckart Spoo (Hrsg.), Geld ist genug da. Reichtum in Deutschland, Heilbronn 1996.

<sup>5</sup> Rainer Butenschön, Eckart Spoo (Hrsg.), Wozu muß einer der Bluthund sein? Der Mehrheitssozialdemokrat Gustav Noske und der deutsche Militarismus des 20. Jahrhunderts. Heilbronn 1997.

gesellschaftlicher Arbeit und gemeinsamen Eigentums, über Selbsthilfe und Kooperation sowie über öffentlich geförderte Beschäftigung ausgehen werden.<sup>6</sup>

*Hans See* von der FH Frankfurt berichtete zu Beginn über die Glashütte Süsmuth im nordhessischen Reinhardswald, die Anfang der 70er Jahre von den Beschäftigten in eigene Regie übernommen wurde und bis zum Beginn der 90er Jahre existierte. *Doris Meißner* von der Europäischen Föderation der Bergbau- und Chemiegewerkschaften referierte über ältere Untersuchungen zu den Genossenschaften. Unter anderem über eine von *Franz Oppenheimer* (1864-1943), der Ende des 19. Jahrhunderts im Hinblick auf die Produktivgenossenschaften ein "Transformationsgesetz" formulierte: Entweder sie sind erfolgreich und verlieren ihren spezifischen Charakter, oder sie sind erfolglos und scheiden aus dem Markt. Produktiv ihre Unterscheidung zwischen "Ergänzungsgenossenschaften" (Ein- und Verkauf, Geldgeschäfte, Wohnen) und "Produktivgenossenschaften", die die gesamte Wertschöpfungskette besetzen. Erstere spielen nach einer anderen Quelle in Deutschland eine beachtliche Rolle: An Kredit-, Ländlichen-, Konsum- und Wohnungsbaugenossenschaften gab es nach einem Bericht der DG-Bank 1995 10.800 mit 20,1 Millionen Mitgliedern, wobei wahrscheinlich auch Mehrfachzählungen eine Rolle spielen (FAZ, 10.3.97).

Interessant und weiter zu diskutieren, ein engagiertes Referat von *Michael Buckmüller* von der Uni Hannover, der als Schwerpunkt über Theorie und Geschichte der Arbeiterbewegung forscht und lehrt und Herausgeber der *Karl-Korsch-Gesamtausgabe* ist. *Buckmüller* vertrat die These, daß *Marx* und *Engels* sich zwar auch auf die "Frühsozialisten" (etwa *Saint-Simon*, *Fourier*, *Owen*) beriefen, aber wesentliche Momente ihrer Utopien und Praxis - unter anderem ihre genossenschaftlichen Ideen und Versuche - nicht aufnahmen. Ganz zu schweigen von späteren, staatsgläubigen sozialdemokratischen und kommunistischen Theoretikern, bei denen der Sozialismus zum Staatssozialismus - nicht nur unter dem Druck widriger Verhältnisse - mutierte. (Zumal der deutschen Arbeiterbewegung fehlte und fehlt ein kräftiger Schuß Anarchismus und Syndikalismus).

Über die gegenwärtige Situation selbstverwalteter Unternehmen - relativ beständig, bescheiden in Umfang und Wirkung und zum größten Teil an den Gründungsidealen festhaltend - referierte *Karin Schröder*, Frankfurt, die Geschäftsführerin vom NETZ für Selbstverwaltung und Selbstorganisation e.V. *Dieter Haensch*, Uni Hannover, berichtete, daß in Italien etwa 300.000 Menschen in Produktivgenossenschaften tätig sind. Organisation und Tätigkeit dieser Kooperativen blieben aber unterbelichtet.

<sup>6</sup> Der Kongreßreader - *Friedrich Heckmann*, *Eckart Spoo* (Hrsg.), *Wirtschaft von unten*, ca. 220 Seiten - kann bei rechtzeitiger Bestellung noch zum Subskriptionspreis von 22 DM erworben werden. Adresse: *Distel Verlag*, *Sonnengasse 11*, 74072 Heilbronn.

Widerspruch fand *Jost Kramer*, Geschäftsführer des Instituts für Genossenschaftswesen der Uni Münster, mit seiner Meinung, daß sich auch Genossenschaften erfolgreich im Markt bewegen müßten, wenn sie nicht ausscheiden oder dauerhaft auf Subventionen angewiesen sein sollten, was auch ihre Ausstrahlung und Expansionsfähigkeit beeinträchtigt. Diese Diskussion spielte auch in der AG eine Rolle, an der der Berichterstatter teilnahm, und, wie gesprächsweise zu erfahren war, das galt zum Teil auch für andere Arbeitsgruppen. Eine bedeutende Gruppe von TeilnehmerInnen - vor allem aus den jüngeren Jahrgängen - war bereit, Abstriche beim Einkommen hinzunehmen, wenn sinnvoll, selbstbestimmt in Gemeinschaft gearbeitet werden kann. "Unter sich keine Sklaven sehen und über sich keinen Herren" heißt es dann auch in der Kopfzeile der Abschlusßklärung.

*Klaus Böhme*, 1990 - 1991 Geschäftsführer des Genossenschaftsverbandes der LPG und GPG - stellte den Prozeß der Umstrukturierung der ländlichen Genossenschaften in der DDR und Ostdeutschland seit 1989 dar. Abgesehen von Veränderungen der Rechtsformen und neuen Eigentumsverhältnissen ließen sich die sozial-ökonomischen Veränderungen "grob" wie folgt zusammenfassen: "Radikale Reduzierung der Arbeitskräfte, Vereinfachung der betrieblichen Struktur, Abbau von unrentablen Betriebsteilen und sozialen Leistungen, Ausgliederung gewerblicher Teile in selbstständige- oder Tochterunternehmen." Sichtbar wurde, daß es Forschungsbedarf gibt.

Das Schlußplenum am Sonntag wurde von *Karl Birkhölzer* - "Dritter Sektor neben Markt und Staat?" - eingeleitet. Er ist Vorsitzender des Europäischen Netzwerkes für ökonomische Selbsthilfe und lokale Entwicklung und arbeitet an der TU Berlin in einer Forschungsgruppe zur lokalen Ökonomie. *Horst Schmitthener*, IG-Metall-Vorstandsmitglied, referierte über "Gemeinnützige und gemeinwirtschaftliche Arbeit als Sektor öffentlich geförderter Beschäftigung". Diese Beiträge leiteten in die Podiumsdiskussion zum Ende der Konferenz ein, an der außerdem *Ursel Becher* und *H.-Christian Ströbele* teilnahmen und die von *Eckart Spoo* moderiert wurde.

Die Themen der Arbeitsgruppen und der Markt der Möglichkeiten zeigten, wie bunt und lebendig inzwischen die Wirtschaft von unten agiert. Stichpunkte: Gemeinschaftsfähigkeit und Eigennutz, Selbsthilfe aus der Not im Kapitalismus geboren? Lokale Ökonomie, soziale und autonome Betriebe, Netzwerke, Öko-Banken und -Versicherungen, Schönauer Energieinitiative, Tauschringe, Zeitungsgenossenschaften und nichtkommerzieller Rundfunk, Wohnungsgenossenschaften, Europäischer Sternmarsch gegen Arbeitslosigkeit und Ausgrenzung, Zusammenarbeit zwischen Selbsthilfegruppen und gewerkschaftlichen Initiativen...

Den größten Stand auf dem Markt der Möglichkeiten präsentierte *Longo mai* (ein provenzalischer Gruß: Lange möge es dauern). Eine Initiative, die 1973 in Südfrankreich entstand, Landwirtschaft mit der Weiterverarbeitung

und dem Vertrieb der Produkte verbindet, aber auch auf dem Kommunikationssektor tätig ist. Aus der ursprünglichen "Stammkooperative" gingen inzwischen weitere in Frankreich, Belgien, der Schweiz, in der Ukraine, in Südösterreich sowie in Thüringen und Mecklenburg-Vorpommern hervor (Kontaktadresse in Deutschland: Longo mai, Hof Ulenkrug, Dorfstr. 68, 17159 Stubbendorf, Tel. und Fax 039959/23881).

Die Abschlusserklärung verweist unter anderem auf die auch in vielen Beiträgen formulierte rechtliche Benachteiligung genossenschaftlichen Wirtschaftens und fordert: "WIRTSCHAFT VON UNTEN bedarf eines neuen gesetzlichen Daches, damit Initiativen, die auf Selbsthilfe und Kooperation basieren, im ökonomischen Wettbewerb bestehen können. Genossenschaftliches Wirtschaften sollte Staatsziel werden. ... Wir fordern, daß der öffentlich geförderte Arbeitsmarkt nicht zusammengestrichen, sondern ausgeweitet und in die Wirtschafts- und Strukturförderung einbezogen wird."

In der Erklärung wird auch darauf verwiesen, daß die "alternative Wirtschaft" keinen Königsweg für den Ausstieg aus der herrschenden Gesellschaftsordnung aufzeigen kann: "WIRTSCHAFT VON UNTEN kann und will das politische Ringen um eine andere (Wirtschafts-)Politik jenseits der neoliberalen Reichtumspflege nicht ersetzen. Sie steht auch nicht im Gegensatz zu den gewerkschaftlichen Kämpfen um Arbeitsplätze, soziale Sicherheit und Demokratie. Sie ergänzt vielmehr diese Kämpfe, indem sie konkrete Alternativen im gleichberechtigten und freiwilligen Zusammenschluß von Menschen aufzeigt und so zu einer Diskussion über die Zukunftsgestaltung herausfordert."

Das könnte einen Beitrag dazu leisten, der vor fast 150 Jahren im kommunistischen Manifest formulierten Utopie des weltweiten Kampfes für eine "Assoziation, worin die freie Entwicklung eines jeden die Bedingung für die freie Entwicklung aller ist", auf die Sprünge zu helfen.

*Eberhard Dähne*

## Freiheit - Gleichheit - Mitmenschlichkeit

### Bilanz und Arbeitsvorhaben der Bürgerinitiative für Sozialismus

Die überparteiliche Bürgerinitiative für Sozialismus plant für 1998 und 1999 drei Kongresse, auf denen bilanziert werden soll, was Kommunisten, Sozialdemokraten und Gewerkschafter des 20. Jahrhunderts gewollt, erreicht, verfehlt, verdorben, was sie richtig oder falsch gesehen, welche Willensbildungs-, Organisations- und Aktionsformen sie entwickelt haben, welche Widersprüche zwischen Führung und Mitgliedschaft, zwischen Programmatik und Praxis sich gebildet haben, was historisch erledigt, was ak-

tuell geblieben ist und was wir in das 21. Jahrhundert mitnehmen wollen/können/müssen.

Konkret geht es bei diesen drei Kongressen um die Themen

- Kommunismus (voraussichtlich Anfang 1998)
- Sozialdemokratie (Spätherbst 1998)
- Gewerkschaften (Frühsommer oder Herbst 1999).

Ein erstes Vorgespräch hat am 16. März in Hannover stattgefunden. Dabei wurde über folgende Punkte Konsens erzielt:

- Jahrhundertbilanzen sind keine Abschlußbilanzen.
- Wir wollen Geschichte aufarbeiten, um aus ihr zu lernen, auch und gerade aus Fehlern, die in diesem Jahrhundert gemacht wurden. Wenn wir einen so großen Zeitraum überblicken, können wir auf wiederkehrende Probleme, Konflikte und Verhaltensweisen, auf generelle Tendenzen, auf strukturelle Stärken oder Schwächen stoßen.
- Die drei Kongresse müssen inhaltlich aufeinander bezogen werden. Die Geschichte des Kommunismus in diesem Jahrhundert ist nicht zu trennen von der Geschichte der Sozialdemokratie - und umgekehrt. Die Geschichte der Gewerkschaften ist stark von der Parteiengeschichte beeinflusst. Und umgekehrt haben die gewerkschaftlichen Kämpfe - oder ihr Ausbleiben - auf die Politik der Parteien eingewirkt.
- Eine lebhaft, fruchtbare Beschäftigung mit der Politik der einzelnen Organisationen ist zu erwarten, wenn jeweils Experten und Expertinnen aus allen diesen Organisationen mitwirken.
- Wir können die linken Organisationen und ihre Politik nicht verstehen, wenn wir den herrschenden Antisozialismus außer Acht lassen. Die Entrechtung und Verfolgung von Sozialisten (und welche Folgen sie für das Denken und Handeln in den sozialistischen Organisationen hatte) muß ein Thema aller drei Kongresse sein.

Die Bürgerinitiative ist darüber hinaus offen für weitere Themen. Vorschläge für die Programmgestaltung im einzelnen (einschließlich der Namen möglicher Mitwirkender) sind erbeten an Eckart Spoo, Gretchenstraße 36, 30161 Hannover.

*Eckart Spoo*

## Zukunft der Arbeit & Arbeit der Zukunft: Ein Kommentar aus der Sicht des "utopischen Paradigmas" oder noch einmal über "Faktor 25"

### I.

Diese knappen Hinweise greifen auf eigene Vorüberlegungen - auch in diesen Heften - zurück. Es geht auch um die sogenannte "Zukunft der Arbeit" und ums neue DGB-Grundsatzprogramm.<sup>1</sup>

Zunächst aber lege ich, grad weil ich als zukunfts-offen-gedanken-experimentell arbeitender Sozialforscher unmer noch *keine* Angst vor dem sozialen Feld habe, meine drei Ausgangspunkte offen: Erstens meint die Gesellschaft für mich immer noch einen Gesamtzusammenhang. Genauer: "Gesellschaft besteht nicht aus Individuen, sondern drückt die Summe der Beziehungen, Verhältnisse aus, worin die Individuen zueinander stehen." So der bedeutende sozialwissenschaftliche Gründervater, den manche ideologischen Stände (und dies nicht nur in Deutschland) am liebsten für sämtliche Menschheitsverbrechen der letzten anderthalb Jahrhunderte in Regress nähmen. Zweitens haben wir - ich zitiere erneut Karl Marx - als mit der Fähigkeit zum bewußt-planvollen Handeln ausgestattete Menschen-Wesen nach wie vor die Möglichkeit, unsere eigene Geschichte selbst zu machen, "aber nicht aus freien Stücken, nicht unter selbstgewählten, sondern unter unmittelbar vorgefundenen, gegebenen und überlieferten Umständen." Und drittens halte ich solange "der Mensch ein erniedrigtes, ein geknechtetes, ein verlassenes, ein verächtliches Wesen" ist, nicht nur Rebellion für gerechtfertigt, sondern auch ein alternatives soziales Ordnungsmodell für berechtigt. Hier geht es auch um die Wiederentdeckung utopischer Momente und "konkreter Utopie" (Ernst Bloch) durch neue soziale Bewegungen angesichts (objektiv gegebener) sozialer Ungleichheiten und (subjektiv wahrgenommener) sozialer Ungerechtigkeiten. Oder, um eine frühere wissenschaftliche Zusammenfassung zu bemühen: "Das künftige 'westliche' Zivilisationsmodell könnte auf vier Grundpfeilern beruhen: Auf Subjektivität, Reflexivität, Responsivität und Interpretativität. Dies sind wesentliche Elemente, die schon heute in den gegenwärtig erfahrbaren Umbruchprozessen (weun auch empirisch noch nicht voll entfaltet) angelegt sind und in den nächsten Jahrzehnten bedeutsamer werden. Jedes neue Zivilisationsmodell meint aber zugleich auch eine andere soziale Ordnung, die mit dem empirisch immer bedeutsamer werdenden 'emotionalen Überschuß' (...) zusammenhängt. Damit dürfte sich zukünftig

<sup>1</sup> Grundsatzprogramm des Deutschen Gewerkschaftsbundes, DIE ZUKUNFT GESTALTEN (beschlossen auf dem 5. a.o. Bundeskongreß am 13.-16.11.1996 in Dresden), Broschüre des DGB, Düsseldorf 1997, 40 Seiten, Zitate ohne weitere Nachweise daraus.

- und zunehmend - auch ein altes menschliches Grundproblem neu stellen: Wie eine gerechte(re) Sozialordnung möglich ist.<sup>2</sup>

### II.

"Zukunft der Arbeit" steht - wie ich meine - zu Recht mit den drei Schlüsselpassagen "Arbeit schaffen und Arbeit teilen", "Wandel der Arbeit" und "Arbeit der Zukunft gestalten" im programmatischen Mittelpunkt oder Focus des neuen gewerkschaftlichen Programms. Ich finde es auch gut, daß Hinweise linker eurosozialistischer Sozialwissenschaftler wie Negt oder Kellermann zur Krise herkömmlicher privaterwerbsschaftlich verfaßter Wirtschaft, Gesellschaft & Kultur<sup>3</sup> mit ihren nachweislichen Zerstörungsmechanismen & Destruktionsstrukturen in den Wohlstandsmetropolen des realexistierenden Kapitalismus<sup>4</sup> aufgenommen und an eine Kritik des nach wie vor herrschenden männlichen Normalarbeitsmodells kritisch rückgebunden sind. Freilich, dies zum einen: Ob als Lösung das angebotene Kernstück "kürzere Arbeitszeiten", angestückt auf den Flanken "Frauenförderung" und "Quotenregelungen", taugt zum "Benachteiligungen abbauen" in der durch harte Konkurrenz bestimmten Erwerbsgesellschaft, um "beiden Geschlechtern gleiche Karrierechancen zu schaffen", möcht ich doch (gern mal später ausgiebig argumentativ öffentlich gegen alle sozialdemokratischen Integrativillusionen vorzutragen) bezweifeln. Nicht zuletzt, weil wir nicht mehr in jenem sozialdemokratischen Zeitalter des Ralph Dahrendorf - damals noch nicht Sir Ralph, sondern alertes F.D.P.-Aufsteigermännchen - leben und auch Dahrendorf, der ähnliches sozialliberal einforderte, seinerzeit nicht mal ein reformistisch borniertes sozialreformerisches Stückwerk praktisch realisieren helfen konnte.

Zugleich aber, und dies nun zum zweiten, besteht das vorliegende Programm meiner Meinung nach zu Recht auf einer mit menschlicher ARBEIT - genauer: unserem Vermögen zur Arbeit - zusammenhängenden weiteren Gattungsbesonderheit. Denn wie wir als Menschen uns auch dadurch von Biber & Biene unterscheiden, daß wir unseren Bau planen (können, auch wenn wir nicht immer tun) - so ist & bleibt alle ARBEIT genannte menschliche Tätigkeit immer schon & noch immer mehr als "bloße Existenzsicherung". Genauer: "Sie ist die wesentliche Voraussetzung für die Selbstverwirklichung der Menschen und ihre Teilhabe am gesell-

<sup>2</sup> Richard Albrecht, The Utopian Paradigm: A Futurist Perspective. In: Communications, 16 (1991) 3, pp. 283-318.

<sup>3</sup> Paul Kellermann, Gesellschaftlich erforderliche Arbeit und Geld. Über den Widerspruch von Erwerbslosigkeit und defizitärer Sicherung der Lebensbedingungen (Arbeit & Bildung IV, Klagenfurt 1991); Klagenfurter Beiträge zur bildungswissenschaftlichen Forschung Bd. 22; Oskar Negt, Die Krise der Arbeitsgesellschaft; Machtpolitischer Kampfplatz zweier "Ökonomien", In: Aus Politik & Zeitgeschichte, B 15, 7.4.1995, pp. 3-9.

<sup>4</sup> Richard Albrecht, Von den Selbstheilungskräften zu den Selbstabschaffungstendenzen des Marktes. Zur Kritik des real-existierenden Kapitalismus. In: Gewerkschaftliche Monatshefte, 42 (1991) 8, pp. 508-515.

schaftlichen Leben. Arbeit schafft gesellschaftlichen Wohlstand und Lebensqualität." - Und angesichts neuester post-moderner Alles-Darf-Sein-Beliebig- und anything-goes-Wurschtigkeiten darf, vielleicht muß, ein neues gewerkschaftliches Grundsatzprogramm ARBEIT weit fassen. Und eben nicht nur bezahlte, egal ob männliche oder weibliche oder kindliche oder greisige Erwerbstätigkeit, sondern auch "gratis" Haus- und Emotionsarbeit und das durch "Arbeitsmarkt-Individualisierung" (Ulrich Beck) demnächst kriselnde Ehrenamt, ohne das (nicht nur in Deutschland) keine Vergesellschaftung möglich ist, anspricht, wenn auch zunächst aus der begrenzten Sicht geschlechtsbezogener Arbeitsteilung, also der durch die internationale Frauenforschung berechtigt angesprochenen "gender line". Und sicherlich ist auch der Hinweis wichtig, daß es einer anderen "Gestaltung der Erwerbsarbeit" als der nach wie vor am sogenannten "Normalarbeiter" ausgerichteten bedarf ... und hier, scheint mir, wäre weiterzudenken, vielleicht so:

### III.

"Was vor zwanzig Jahren als 'Grenzen des Wachstums' angesagt war und vor zehn Jahren als 'Ende der Arbeitsgesellschaft' soziologisches Modethema wurde, bedeutet, zu Ende gedacht, eine radikale Veränderung der gesellschaftlichen Kernstrukturen. Freilich: Eine wie auch immer denkbare Veränderung der barten Arbeitsgesellschaft, der zunehmend die Arbeit ausgeht und die doch so viel zu tun hat, in eine weiche Gemeinschaft der Tätigen ist weder in Aussicht noch als Strukturbruch traditionell revolutionären Typs zu erwarten. Gleichwohl wird es angesichts der erkennbaren und teilweise dramatischen Verwerfungen - etwa der Überalterung oder der im Generationenverhältnis erkennbaren 'verstörten Vergesellschaftung' - eine Rücknahme des industrialistisch-labouristischen Wegs geben. Und diese meint auch die sei zunächst auch nur räumlich oder zeitlich begrenzte Absage ans alte zivilisatorische Modell des kapitalistischen Geistes und seiner Konkurrenz, Leistungs- und Aufstiegspraxis. Dies zielt nicht nur aktuell aufs Interesse der ausgegrenzten, marginalisierten und verarmten sozialen Gruppen. Sondern potentiell auch auf breite Mehrheiten der sozialen Schichten, die ihre Existenzgrundlage über bezahlte, zumeist abhängige zu vollziehende Erwerbsarbeit haben.

Damit aber steht sowohl der alte, erwerbsbestimmte, Vergesellschaftungsmodus als auch das entsprechende Zivilisationsmodell selbst in Frage. Denn 'soziale Integration' gelingt mit dem alten kulturellen Modell zunehmend weniger oder um einen (meines Erachtens zu) hohen Preis. Aber neue soziokulturelle Modelle sind derzeit nicht in Sicht und schon gar nicht erprobt. Insofern befindet sich Deutschland auch als nun erweiterte Gesellschaft in einer Umbruchlage - auch wenn dies viele Menschen als Betroffene, die leben wollen, (noch) nicht wahrnehmen können, weil sie Alte Bilder (Heile-Welt-Syndrom) brauchen. (...)

Wer 'eingreifendes Denken' einfordert und (...) die Marktplätze erreichen will, braucht nicht nur persönlichen, sondern auch intellektuellen Mut. (...) Nötig ist auch sozialer Mut, um soziale Erfindungen (als mögliche soziale Neuerungen) öffentlich zu skizzieren. Also konkrete Utopie: Die aktuelle Relativierung und die tendenzielle Ablösung der ausschließlichen Erwerbszentrierung der Gesellschaft, in der wir leben wollen/müssen.

Ich sehe hier zwei denkbare Teilanstöße. Nämlich einmal den Versuch der Rücknahme des Tempos und damit auch der sozialen Verbreitung der Individualisierungsspirale. Und zum anderen den nächsten Schritt zur weiteren Infragestellung der geschlechtsbezogenen Arbeitsteilung durch Neudefinition des Verhältnisses von unbezahlter - meist hausfraulicher - Tätigkeit und bezahlter - meist betriebsmännlicher - Arbeit. (...)

Es geht damit um die Kernfrage einer Neudefinition und Neuordnung des Grundverhältnisses von Arbeiten/Tätigsein und Essen/Leben. Damit stellen sich alte Fragen neu. Auch im Sinne normativer Zukunftsvorstellungen (Wie wollen wir leben? Leben wir, um zu arbeiten? Oder arbeiten wir, um zu leben?). Es geht in der Tat ums sogenannte 'Evangelium der Arbeit', das der Apostel Paulus begründete ('Wenn jemand nicht will arbeiten, der soll auch nicht essen') und seine radikale Infragestellung nach dem Motto: 'Wer nicht arbeitet, soll wenigstens essen' (Paul Kellermann), genauer: Wer nicht arbeiten darf, soll wenigstens gut essen.

Soziale Erfindungen ("social inventions") sind also in diesem Kernbereich nötig als Schritte in eine andere Zukunft. Die ohne konkrete Utopie nicht auskommt und Sozialutopien braucht, die immer schon eine gerechte(re) gesellschaftliche Ordnung einfordern und insofern eine realistische Möglichkeit der Verwirklichung enthalten, weil sie eine Gesellschaft vorstellen, 'in der Freiheit und Bindung, Staat und Individuum, einzelpersönliches Glück und Förderung des Gemeinwohls in einem sich wechselseitig verstärkenden Verhältnis zueinander stehen.' Denn - so Jost Hermand weiter - Utopie will 'keine andere, sondern eine bessere Welt. Sie ist nicht jenseitig, sondern diesseitig orientiert. Sie hofft nicht auf einen außerweltlichen Eingriff, sondern glaubt an eine vom Menschen durchführbare Umwälzung der bestehenden Verhältnisse. Sie will ein Gemeinwesen, das auf einer sozialen Ordnung beruht, bei der das Glück des einzelnen nicht mit dem Glück aller kollidiert.'<sup>5</sup>

### IV.

"Die Wirksamkeit des vorherrschenden und nach wie vor ungebrochenen Leistungsprinzips schafft soziale Polarisierung mit demonstrativem Kon-

<sup>5</sup> Richard Albrecht, "Let's change the system from within: First I take Mainhattan ... and then you take Berlin". - Lageskizze mit methodischer Vorrede und pragmatischem Ausklang (Faktor 25), in: Die Aktion, 1992, Heft 97-100, pp. 1642-1646, hier zitiert 1644-1645.

sum einerseits und verdeckter Not, Armut und Ausgrenzung andererseits. Alte und neue soziale Ungleichheit(en) vermitteln ein soziales Kälteklima. Dies ist - zunächst ein Stück weit - zurückzunehmen, weil heute schon in diesem Ausmaß nicht zu rechtfertigen.

Ich denke an eine durchaus verwirklichtbare soziale Neuerung: Nämlich die Begrenzung von Einkommen auf einen Höchstwert, der nicht mehr als das 25fache des jeweiligen nationalen Mindestbetrags für menschliches (Über)Leben in der jeweiligen Metropolengesellschaft übersteigen soll. Also eine Nach-Oben-Grenze - Faktor 25 -, gemessen an der jeweiligen gesellschaftlichen Armutsgrenze (die immer schon durch Mindeststandards bei Löhnen, Renten, Sozialtransferleistungen bestimmt ist). Die freiwerdenden Mittel, die vermutlich in reichen Metropolengesellschaften alle bisherigen Transferfonds übertreffen dürften, sollen, jeweils zur Hälfte, verteilt werden an Bedürftige (Ausgegrenzte, Verarmte ...) des jeweiligen Landes (*innere Umverteilung*) und an jene weltweit hungernden Ärmsten der Armen, um dort mittels Selbsthilfeprojekten alternative Entwicklungspfade auf den Weg bringen zu können (*äußere Umverteilung*).<sup>6</sup>

Richard Albrecht

## Zur wirtschaftspolitischen Relevanz von Theorie

*Wirtschaftspolitik im theoretischen Vakuum. Zur Pathologie der Politischen Ökonomie*, hrsg. v. Kai Eicker-Wolf, Ralf Käpernick, Torsten Niechoj, Sabine Reiner und Jens Weiß, Metropolis-Verlag, Marburg 1996, 350 S., 44,-DM.

Der Titel des Buches läßt erwarten, daß hier "große Theorie", neue Ansätze für die politische Ökonomie, für eine Theorie der Wirtschaftspolitik im ganzen, offeriert werden sollen. Neue Entwürfe für "große Theorie" zu liefern, ist das Anliegen der Autoren jedoch nicht. Was den Wert dieses Buches vor allem ausmacht, scheint mir die gründliche Prüfung bisheriger, darunter vieler heute dominierender Auffassungen in der politischen Ökonomie zu sein, kritische Reflexionen zu einzelnen wichtigen Aussagen. Die allerdings sind oft von der Art, daß jeder, der sich mit politischer Ökonomie befaßt, zu diesem Buche greifen müßte. Er wird es mit erheblichem Gewinn lesen.

Die Überlegungen der Autoren über eine mögliche Auffüllung des theoretischen Vakuums der Wirtschaftspolitik zielen auf die Verminderung des von Hobsbawm artikulierten Widerspruchs zwischen der deutlichen Perfektionierung der Modelle und Methoden betrieblicher Ratio und der Tatsache andererseits, daß "die kollektiven Institutionen des Menschen die Kontrolle über die Folgen der kollektiven menschlichen Aktion ver-

loren haben."<sup>1</sup> John Kenneth Galbraith meint eine kuriose Korrelation zwischen den geistesgeschichtlichen Traditionen und den wirtschaftlichen Leistungen zu entdecken, dergestalt, "daß Länder, in denen Jugendliche Marx lesen, der augenscheinlichste Fall ist Japan, in jüngster Zeit eine größere wirtschaftliche Leistung erbracht haben als jene, die nach wie vor den klassischen Regeln unterworfen sind, die den Staat und die Gewerkschaft von jeder wichtigen Kontrolle ausschließen, weil die Wirtschaft sich systembedingt selbst reguliere."<sup>2</sup> Zu denen, die den klassischen Regeln zu folgen empfehlen, gehören die Autoren nicht. Sie betonen vielmehr die Notwendigkeit größerer Bemühungen um eine Modernisierung vor allem keynesianischer Wirtschaftspolitik. Deren Erfolgsaussichten und damit auch die Rolle von Theorie für die Veränderung der wirklichen Verhältnisse werden sehr unterschiedlich beurteilt.

Im Teil I - dem umfangreichsten der drei Abschnitte des Buches - untersuchen Herbert Walter, Gerhard Maier-Rigaud, Kai Eicker-Wolf, Peter Kulmbach, Jan Prieue und Hajo Riese das "beschäftigungspolitische Vakuum".

Eben weil die praktische wirtschaftspolitische Relevanz von Theorie in dieser Gesellschaft nicht gerade mächtig genannt werden

<sup>1</sup> Eric Hobsbawm, *Das Zeitalter der Extreme*, München/Wien 1995, S. 696.

<sup>2</sup> John Kenneth Galbraith: *Die Geschichte der Wirtschaft im 20. Jahrhundert*, Hamburg 1995, S. 64.

<sup>6</sup> ebd., hier pp. 1645-1646.

könne, seien die nichtwissenschaftlichen, ja selbst die nichtwirtschaftlichen, die politischen, ideologischen Beweggründe, die massenpsychologischen Faktoren so übermächtig, wenn es gilt, "eine Theorie politisch wirkungsmächtig" (10) zu machen. "Ökonomische Theorien entfalten politische 'Brisanz', sofern ihre zentralen Thesen ... 'trivialisierbar' sind; an spezifischen handfesten Interessen anknüpfen; 'konsensual'... sozusagen 'aus Einsicht in die Notwendigkeit' Handlungszwänge rational legitimieren; Erwartungen stabilisieren und Hoffnungen wecken; politische Verantwortlichkeiten wie 'Schuldzuschreibungen' definieren, welche an konkrete institutionelle Bedingungen anknüpfen" (21). Alle diese Momente haben ihren Anteil am Bedeutungsverlust des Keynesianismus.

Die Überlegungen, wie ein Bedeutungsgewinn des Keynesianismus wieder zu erreichen sei, gehen in dieser Autorenschaft nicht erheblich auseinander und bewegen sich in einem Spektrum, welches vom Bedauern darüber, daß der "konservative" Keynesianismus so geringe Chancen gehabt habe, mit linken gesellschaftspolitischen Konzepten auch von Gegnern des Wohlfahrtsstaates assoziiert zu werden, bis zur verhaltenen Kritik des Linkskeynesianismus reicht.

Die optimistischsten Zukunftsaussichten sind im Aufsatz von Gerhard Maier-Rigaud zu finden, in welchem quasi Rückschau auf den makroökonomischen Diskurs am Ende des 20. Jahrhunderts vom Jahre 2036 her, dem 100. Jahrestag

des Erscheinens des Keynes'schen Hauptwerkes, gehalten wird: Nach dem völligen Versagen der ökonomischen Theorie in den 30er Jahren, einem großen Defizit makroökonomischen Denkens gegen Ende des Jahrhunderts, sei dann eine Wende zum besseren eingetreten. Die sei eingläutet worden durch eine massive Förderung und Bündelung makroökonomischer Forschung, weil die Gesellschaft erkannt hatte, daß dies weit wichtiger war "als eine nochmalige Forcierung naturwissenschaftlich-technischen Fortschritts". Innerhalb von nur fünf Jahren sei dann in den OECD-Ländern die Arbeitslosigkeit verschwunden. Der Schlüssel zu diesem Erfolg wäre die Rückbesinnung auf die von Hayek und Schumpeter kreierte Idee einer gesamtwirtschaftlichen Vorfinanzierung von mehr Beschäftigung durch die Geldpolitik gewesen. Das geradezu identische Denkmuster ist bei Hajo Riese zu finden: Die uneingestandene Ursache der Arbeitslosigkeit sei die Hochzinspolitik der Deutschen Bundesbank; und Arbeitslosigkeit in der Krise erweise sich bei genauerem Hinsehen als Krise der ökonomischen Wissenschaft (172).

Nicht ganz so verwegen fallen Diagnose, Therapie und Prognosen bei anderen Autoren aus. Um über die heute überwiegende Praxis von Mangelverwaltung der Arbeitslosigkeit hinauszukommen, sei außer einer expansiven Geld- und Fiskalpolitik vor allem eine aktive Arbeitsmarktpolitik vonnöten, darüber hinaus auch ein ganzes Ensemble von zusätzlichen Maßnah-

men. Leider sei die Arbeitslosigkeit zu etwas geworden, "womit die Mehrheit gut leben kann" (114), und der Sockel der Arbeitslosigkeit werde nur schwer zu reduzieren sein.

Verhalten optimistisch auch die Positionen von Jan Prieue. Leider habe sich der Kapitalismus als nicht so leicht steuerbar erwiesen, wie Keynes dies unter dem Eindruck politischer Systembedrohung angenommen hatte. Wege zu mehr Beschäftigung sieht Prieue in der Kombination von Niedrigzinspolitik, einer sich am Produktivitätszuwachs orientierenden Lohnpolitik und einer aktiven Fiskalpolitik, die auf eine Verstetigung des gesamten Finanzgebarens zielen und investive Ausgaben des Staates für Programme zur Steigerung des Wirtschaftswachstums einschließen müßte. Unerlässlich sei die internationale Koordinierung von Geld- und Fiskalpolitik. Was dann noch zu tun bleibe, um Arbeitslosigkeit zu vermindern, sei Gegenstand der Struktur-, Arbeitsmarkt-, Sozial- und Arbeitszeitpolitik.

Im Teil II des Buches untersuchen Rainer Falk, Mathilde Lüken genannt Klaben und Hansjörg Herr das "globale Vakuum: Fetisch Weltmarkt"

Zumindest seit dem Erscheinen des Buches von Joachim Hirsch über den nationalen Wettbewerbsstaat (Berlin/Amsterdam 1995) ist die vereinfachte Vorstellung vom schlichten Gegensatz von Globalisierung und wirtschaftlichen Funktionen des Nationalstaates in der ökonomischen Theorie weitgehend

ausgeräumt. Die Autoren dieses Buches räumen mit weiteren Globalisierungs-Mythen auf; mit der Behauptung zum Beispiel, daß das Kapital in die Billiglohnländer abfließe, weshalb man auch daheim Sozialabbau betreiben müsse.

Viel wichtiger aber erscheinen mir die Ausführungen über die immer wieder behauptete Entkopplung der Finanzsysteme von der Realwirtschaft. Die Autoren meinen, daß die seit Mitte der siebziger Jahre sprunghaft gestiegenen Umsätze im Geld- und Kapitalverkehr im Verhältnis zur Entwicklung des Realprodukts durchaus keine Entkopplung von monetärer und realer Akkumulation bedeuten müßten, sondern auch einer (zum Teil sogar rationellen) Ausdehnung und Flexibilisierung der Geldverkehrs geschuldet seien. Sie widersprechen energisch der These vom "Kasinkapitalismus" und betonen, daß "Vermögenssicherung als dominantes Kalkül von Wirtschaftssubjekten auf Vermögensmärkten angenommen" werden kann. Diese Vermögenssicherung sei die "weitaus relevantere Verhaltensannahme als der Wunsch nach Spekulation in einem Kasino" (263). Nun wäre es allerdings nichts Neues, wenn auf individuelle Vermögensvermehrung gerichtete Wirtschaften die Vermögensunsicherheiten im ganzen untergräbt. Mit dieser Polemik gegen das Auseinandergehen von Real- und Finanzsphäre aber sind die Ursachen der sichtbar gestiegenen Akkumulationsschwäche erst recht wieder ins theoretische Vakuum gerückt. Daß die Fordismus-/Postfordismus-Konstruktion eine hin-

reichende Erklärung hierfür bietet, ist m.E. zu bezweifeln.

Im Teil III des Buches untersuchen Friedrich Hinterberger, Fred Luks und Marcus Steven, Jens Weiß und Frank Beckenbach das "ökologische Vakuum: System(at)ische Unsicherheit".

Am bemerkenswertesten in diesem Abschnitt sind die Überlegungen der Autoren über den Zusammenhang von Ökonomie und Ökologie und das damit verbundene Verständnis von Nachhaltigkeit. Ökonomie und Ökologie zu "versöhnen", ist ja mittlerweile so etwas wie ein "inniges Bedürfnis" vor allem auf der Ökonomen-Seite geworden, sicher auch genährt durch ungutes Gewissen der Ökologie gegenüber. Die Suche nach einer Klammer, die beide zu verbinden, die Äußerlichkeit ihres Verhältnisses zueinander gar zu überwinden vermöchte, ist in vollem Gange. Hermann Scheer glaubt, die Idee eines solchen Zusammenhangs beider in einer naturzentrierten Wirtschaftsweise, einer naturzentrierten Ethik auch, zu finden. Zu überwinden sei die "anthropozentrische" Denktradition, die eben die ökonomische ist. Es müsse eine naturzentrierte Denkweise her. "Die Natur muß zum Sinn und Zweck der Wirtschaftsweise werden. In der ökologischen Wirtschaftsweise wird die Natur selbst zum Ziel des wirtschaftlichen Handelns."<sup>3</sup>

<sup>3</sup> Hermann Scheer: Zurück zur Politik. Die archimedische Wende gegen den Zerfall der Demokratie. Piper, München/Zürich 1995, S. 169.

Dem setzen die Autoren ihre Idee der "Koevolution von Wirtschaft und Umwelt" entgegen. Koevolution heißt eben, daß nicht eine von beiden in die andere gewissermaßen überführt werden kann, daß es Sphären unterschiedlicher Art sind und es bleiben werden. Allein die anthropozentrische Sicht, zu welcher die Autoren sich bekennen, vermag die reale Substanz des Problems sichtbar zu machen: die notwendige Art des wirtschaftlichen Umgangs mit der Natur, welche die natürlichen Existenzbedingungen des Menschen nachhaltig, auch für die kommenden Generationen, gewährleistet. Die Autoren weisen m.E. überzeugend nach, daß zu oft der Widerspruch zwischen Ökologie und Ökonomie nur verbal überbrückt wird; die These von der Internalisierung externer Effekte - und die entsprechenden Versuche, die natürlich unternommen werden müssen - schaffen diese Unterschiedlichkeit von Ökonomie und Ökologie keineswegs aus der Welt.

Ohne Zweifel ist dies ein wichtiger Beitrag zur Nachhaltigkeitsdiskussion.

Harry Nick

### Pionierinnen

*Florence Hervé, Ingeborg Nödinger, Lexikon der Rebellinnen, Edition Ebersbach, Dortmund 1996, 280 Seiten, 48,- DM.*

Obwohl das vorliegende Frauenlexikon zweifelsfrei einem großen Bedarf entgegenkommt, war es mir schwierig, eine Zeitschrift zu fin-

den, die eine Rezension drucken wollte. Mehrmals wurde mir gesagt: "Mit dem Abschreiben und Zusammentragen von ein paar Daten über berühmte Frauen ist so etwas doch nicht getan!"

Von wegen abschreiben - wo denn? "Unter den 53 herausragenden Persönlichkeiten, die in *Deutschland, Geschichte in Lebensbildern* ... portraitiert werden, befindet sich keine einzige Frau. Im *Lexikon des deutschen Widerstands* von 1994 finden wir 457 Männer und lediglich 41 Frauen. ... In dem von zwei Männern herausgegebenen *Lexikon Klassiker deutschen Denkens* ist auf 760 Seiten sage und schreibe nur eine einzige Denkerin zu finden: Hildegard von Bingen."

Ich muß sagen, mir kam das Frauenlexikon gerade recht. Mit einer Arbeit über die Brecht-Mitarbeiterin Elisabeth Hauptmann beschäftigt, hatte ich bislang vergeblich Lebensdaten von Asja Lacin, Lilja Brik und Valeska Gert gesucht - hier fand ich sie. Wenn indes auch das Rebellinnenlexikon das Todesdatum der Lacin nicht nennen und bei der Brik nur den Monat angeben kann, weist das deutlich darauf hin, daß die Präsenz bedeutender Frauen im öffentlichen Raum nach wie vor prekär ist, daß sie noch vor ihrem Sterben leicht wieder in die Anonymität zurückgestoßen werden.

Wenn allein schon die Sammlung von Lebensdaten bedeutender Frauen so wichtig ist, muß bei den Autorinnen des Lexikons freilich noch mehr Genauigkeit angemahnt werden. Das Geburtsjahr 1913 für

die ostdeutsche Schriftstellerin Helga Königsdorf ist äußerst unwahrscheinlich.

Mit der Möglichkeit, zunächst nur einen sehr kleinen Band machen zu können, waren schmerzhaft Beschränkungen vorprogrammiert. Die Herausgeberinnen bekennen sich zur Subjektivität bei der Auswahl der etwa 600 Frauen aus Politik und Kunst: "Biographien, die unser Interesse weckten, Frauen, die uns inspirieren, Persönlichkeiten, für die wir Achtung und Respekt empfinden, und auch Lebensgeschichten, die wir vor dem Vergessen bewahren wollen." Ob sie mit Titel und Auswahl der Frauen - das Lexikon berücksichtigt vor allem links stehende Frauen - alle möglichen Marktchancen für ein solches Lexikon ausgeschöpft haben, ist ein wenig zweifelhaft. Erfreulich im Vergleich zu den von Marit Rullmann herausgegebenen Philosophinnenlexika ist hier aber das Bemühen, auch bedeutende Frauen anderer Kulturkreise aus Vergangenheit und Gegenwart vorzustellen. Sensationell im Gegensatz zu den von Männern gemachten Lexika über Männer wird in den Artikeln auch auf Formen sexueller Unterdrückung oder sexuellen Experimentierens im Leben der Frauen gesprochen: So ging Lotta Lenja als Heranwachsende auf den Strich, während die Brik zeitweilig in Dreierbeziehungen lebte. Zu kurz oder ganz unter die Räder geriet oft die Darstellung der sozialen Voraussetzungen für das Gelingen des Vorstoßes in den kreativen öffentlichen Raum. So wären zum Beispiel bei Anna Seg-

bers die bürgerlich-aufgeklärten Verhältnisse im Elternhaus zu beschreiben gewesen, die ihr als einer der ersten Frauen Studium sowie den Einstieg in eine männlichen Autoren vergleichbare Schriftstellerexistenz ermöglichten.

Man darf gespannt sein, ob das Lexikonprojekt fortgesetzt, in erweiterten und verbesserten Auflagen neu herauskommen kann.

Sabine Kebir

## Der 15. Parteitag der KPD - 19./20. April 1946

*Dokumente zur Geschichte der kommunistischen Bewegung in Deutschland. Reihe 1945/1946, hrsg. v. Günter Benser und Hans-Joachim Krusch, Band 5, Protokoll des 15. Parteitages der KPD 19./20. April 1946, K.G. Saur, München/New Providence/London/Paris 1994, 694 Seiten, 320,- DM.*

Der 5. Band der von Benser und Krusch herausgegebenen Archivmaterialien<sup>1</sup> enthält Dokumente der KPD über den 15. Parteitag (19./20. April 1946), die Wirtschaftskonferenz (29.12.1946-7.1.1947) und die Erste Zentrale Kulturtagung (3.-5.2.1946). Er gibt dem Leser einen umfassenden Einblick in die Politik der KPD unmittelbar nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges. Dabei steht, entsprechend seiner Bedeutung, der 15. Parteitag im Mittelpunkt des Bandes. Denn er faßte den "historischen" Beschluß über die Vereinigung von KPD und SPD zur SED. Zugleich wurde mit diesem Parteitag eine über 25 Jahre umfassende Periode der Geschichte der KPD abgeschlossen.

Vorbemerkungen der Herausgeber zu diesem Band skizzieren den geschichtlichen Rahmen der Ereignisse - so über Vorbereitungen durch das Sekretariat der KPD, zeitliche Abläufe und entsprechende Festlegungen bzw. Beschlüsse. Anmerkungen (S. 612-690) mit Erläute-

<sup>1</sup> Vgl. die Besprechung der Bände 1-3 in Z 22 (Juni 1995), S. 178ff., und von Bd. 4 in Z 26 (Juni 1996), S. 243ff.

rungen einzelner Ereignisse bzw. Textstellen etc. erleichtern die Durchsicht des Bandes. Und auch ein Verzeichnis über die Redner und Abkürzungen ergänzen vorteilhaft die Arbeit.

Die abgedruckten Quellenstücke entstammen fast ausnahmslos dem Zentralen Parteiarchiv der SED und sind heute Teil des Bestandes der Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen der DDR im Bundesarchiv (SAPMO/BArch).

Die Herausgeber verzichteten diesmal "auch bei Darbietung des Protokolls und der Begleitmaterialien des 15. Parteitages der KPD auf eine inhaltliche oder historische Wertung und überlassen dessen Einordnung in die Geschichte dem Leser" (XIII).

Wilhelm Pieck, Vorsitzender der KPD, hatte aus der Sicht seiner Erfahrungen die Entscheidung für die Bildung der SED als das wichtigste Ergebnis des 15. Parteitages gewertet. Denn, so stellten auch andere Redner fest, die Spaltung der deutschen Arbeiterbewegung ermöglichte den Sieg der Restauration und des Faschismus in Deutschland, deren Machtergreifung am 30. Januar 1933, die Errichtung der Nazi-Diktatur und nicht zuletzt die Auslösung des Zweiten Weltkrieges. Erich W. Gniffke, Gastredner der SPD, unterstrich: "Es ist nicht verwunderlich, daß es gerade die alten Mitglieder unserer Partei sind, die sich mit solcher Wärme für die Vereinigung der beiden Arbeiterparteien eingesetzt haben. Sie ha-

ben noch unter Bebel die Macht einer einigen Arbeiterklasse kennengelernt. Sie haben dann die politische Ohnmacht miterleben müssen, die dadurch entstand, daß die einige Arbeiterbewegung gespalten wurde und sich dadurch entmachtete. Weil die Alten in ihrem Leben die politische Kraft der Einheit kennengelernt haben, deshalb sind unsere alten Veteranen für die Wiederherstellung der Einheit in der Arbeiterklasse. Hinter ihrem mahnenden Wort steht die Erfahrung eines langen politischen Lehens" (17).

Der 15. Parteitag der KPD fand in Berlin im Deutschen Theater statt. Die 513 Delegierten vertraten rund 800.000 Mitglieder. 130 Delegierte kamen aus den Westzonen. 71 Prozent waren Arbeiter und 18,5 Prozent Angestellte. Der Anteil der Frauen betrug 20 Prozent (XI/XII). Nur wenige Gäste waren eingeladen und nahmen teil.

Die Tagesordnung sah u.a. vor: "Bericht des Zentralkomitees" - gegliedert in: "Die Politik der Partei" (Walter Ulbricht), "Die Organisationspolitik" (Franz Dählem), "Die ideologische Arbeit der Partei" (Anton Ackermann), "Die Frauenarbeit der Partei" (Elli Schmidt), "Die Jugendarbeit der Partei" (Paul Verner) und den Kassenbericht (Alfred Oelßner). Wilhelm Pieck referierte am zweiten Beratungstag über "Die Einheit des schaffenden Volkes" und begründete zugleich die Grundsätze und Ziele und das Parteienstatut der SED. Am Schluß des Parteitages wurden anteilig Vertreter für den Parteivorstand der SED gewählt.

**iz3w**  
blätter des  
Informationszentrums  
3. welt

Die aktuellen Themenschwerpunkte der iz3w:  
▶ Heft 219: Feminismus ▶ Heft 220: Folter  
▶ Heft 221: Utopien ▶ Heft 222: Musik

**iz3w: Die Zeitschrift  
zwischen Nord und Süd**

▶ **Politik:** Entwicklung  
· Ökologie · Soziale Be-  
wegungen · Rassismus

▶ **Ökonomie:** Globali-  
sierung · Regenwetter ·  
Migration ▶ **Kultur:**  
Musik · Literatur · Sport

iz3w: ist die größte unabhängige deutsche  
Fachzeitschrift zu Nord-Süd Beziehungen.  
Einzelheft DM 8.- Alle sechs Wochen neu.  
▶ blätter des Informationszentrums 3. welt  
iz3w · Postfach 5328 · D-79020 Freiburg

Die Zeitschrift zwischen Nord und Süd

W. Ulbricht zog in seinem Bericht eine Bilanz aus der Zeit der letzten 30 Jahre - durchaus selbstkritisch. Die KPD hatte nach seiner Ansicht im Kampf gegen den Faschismus die größten Opfer gebracht. "Sie hat keine Stunde den Kampf gegen Hitlers Kriegspolitik aufgegeben" (20). Aher: Er verwies in diesem Zusammenhang auch auf ernste Fehler der KPD. "Nach der Machtübernahme durch den Hitlerfaschismus mußte der Kampf um die demokratische Republik das strategische Kampfziel sein, für das alle antihitlerischen Kräfte in breiter Front zusammengeschlossen werden mußten. Große sektiererische Hemmnisse waren in unserer Partei gegen die Durchführung dieser Politik vorhanden, und erst im Ringen gegen diese sektiererischen Tendenzen hat unsere Partei die Wendung vollzogen und damit die Voraussetzungen für die Bildung der breiten Front des antifaschistisch-demokratischen Kampfes gegen Faschismus und Reaktion geschaffen" (21).

Sicherlich sind die Ausführungen Ulbrichts über "eine wirkliche Sicherung des Friedens" für den Leser interessant - wenn nicht gar im Zusammenhang mit der Diskussion über die Ausstellung "Verbrechen der Wehrmacht" aktuell: Als entscheidend betrachtete Ulbricht 1946 "die Erkenntnis der Ursachen des Krieges und der Wurzeln der Nazi-Ideologie. Manche Leute machen es sich jetzt sehr einfach, indem sie die Angeklagten in Nürnberg als die alleinigen Verantwortlichen hinstellen. Sie wollen vergessen machen, daß ohne den deut-

schen Staatsapparat, ohne die deutsche Armee und ohne die deutschen Wirtschaftsorgane sowie ohne den faschistischen Terrorapparat Hitler den Krieg nicht hätte bis Ende April (1945 - F.K.) führen können" (35). Und aus dieser Erkenntnis heraus bezeichnete er "die Beseitigung der materiellen Grundlagen des deutschen Imperialismus und Militarismus und de(n) Kampf gegen die imperialistischen und militaristischen Ideologien" (34) als Grundfrage für die KPD.

Die weiteren Ausführungen Ulbrichts befaßten sich mit der Entwicklung in der sowjetischen Besatzungszone - wie Aufbau der Verwaltung, Durchführung der Bodenreform, Lage der Wirtschaft -, und zwar in Auseinandersetzung mit der Entwicklung in den Westzonen. Die KPD begriff sich als gesamtdeutsche Partei.

Davon geht auch der Bericht über die Organisationspolitik (Franz Dahlem) aus. Dieser orientierte die KPD auf eine zentrale Ausrichtung von "unten" nach "oben", betonte die Disziplin in der Kampfpartei sowie die Schlüsselrolle der Kader.

Der Bericht von Anton Ackermann geht insbesondere auf ideologische Probleme im Zusammenhang mit der Nazi-Diktatur ein - wiederum durchaus auch selbstkritisch. Das gilt insbesondere für das Verhältnis der KPD zur Demokratie. Dazu führte er aus: Wir kannten nur einen direkten unmittelbaren Weg zum Sozialismus und haben nicht verstanden, daß die Entwicklung höchst ungleichmäßig und in den

einzelnen Ländern ganz verschieden verlänft, daß sie oft vor allen Dingen oft Übergangsformen erzeugt. ... Wir haben den Fehler gemacht, im direkten Angriff mit der Stirn gegen die Wand zu reunen, statt Übergangsformen zu suchen, nach Formen des Heranführens der Massen in den Kampf um die Macht. Das sah dann praktisch eben oft so aus, daß die Massen der Auffassung waren: die Kommunisten sind Antidemokraten, Anhänger einer Diktatur der Minderheit. In Wirklichkeit sind wir die konsequentesten Demokraten, die sich leider oft wie Feinde der Demokratie gehärdeten" (98/99). Ähnlich argumentiert er über die Haltung der KPD zur Nation.

Die Diskussionbeiträge zu den Berichten - in der Mehrzahl sprachen Delegierte aus den Westzonen - schilderten vorwiegend die Entwicklung in ihrer Region nach Kriegsende. Sie gahen einen Einblick in die Problematik der westzonalen Entwicklung - vor allem über das Verhältnis von SPD und KPD, aber auch über konkrete Bestrebungen zur Restauration reaktionärer Kräfte in der Gesellschaft.

Die Rede von Wilhelm Pieck war sicherlich der Höhepunkt auf diesem Parteitag. Auch er gab Rechenschaft über die Zeit seit Ende der Weimarer Republik. Und auch er ging auf "ernste Fehler" der KPD-Politik ein - vor allem gegenüber der SPD. Die KPD hatte die SPD noch 1932 als Hauptgegner (Sozialfaschismus-These) bezeichnet. Zugleich vertrat er die Auffassung: "Wenn also unbestritten sehr ernste Fehler von uns in diesen Jahren in

unserer Arbeiterpolitik gemacht wurden und damit das Zustandekommen der Einheitsfront erschwert wurde, so lag doch das Haupthindernis darin, daß die sozialdemokratischen Partei- und Gewerkschaftsführer die Einheitsfront und das Zusammengehen mit den Kommunisten nicht wollten und ablehnten. ... Und auch noch an dem verhängnisvollsten Tage in der deutschen Geschichte, am 30. Januar 1933, wurde das Angebot der Kommunisten, durch einen gemeinsamen Generalstreik die Hitler-Regierung zu stürzen, abgelehnt" (200). Die neu zu gründende SED sollte die Lehren aus der Vergangenheit ziehen und als "disziplinierte schlagkräftige Partei" (225) die Aufgaben der Gegenwart und Zukunft in Angriff nehmen.

Es gab keine Diskussion zu dieser Rede - auch nicht über die Berichte der Redaktions- und Statutenkommission. Die Delegierten nahmen ebenfalls ohne Diskussion einstimmig den Beschluß über die Vereinigung mit der SPD an: "Sohald in den Orten der Bezirke die Vereinigung beschlossen und die Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands konstituiert ist, hat die Kommunistische Partei aufgehört zu existieren" (XIII).

Der Band 5 der Dokumentenreihe gewährt, wie schon die vorangegangenen vier Bänden, einen tiefen Einblick in die Zeit unmittelbar nach Ende des Zweiten Weltkrieges aus der Sicht der KPD und ihrer taktischen wie strategischen Vorstellungen zur Lösung der Probleme in Deutschland. Der optimistische Grundtenor ist nicht zu

übersehen. Kommunisten und auch der zur Vereinigung bereite Teil aus der SPD zogen Lehren aus der Geschichte und entwickelten Vorstellungen und Aufgaben für den Aufbau einer antifaschistisch-demokratischen Gesellschaft.

In diesem Zusammenhang sind auch das Protokoll der Wirtschaftskonferenz der KPD, einschließlich der Richtlinien zur Wirtschaftspolitik, und das Protokoll der Ersten Zentralen Kulturtagung der KPD zu sehen. Es waren Konferenzen zur Konkretisierung der Aufgaben und zur Verwirklichung der Politik der KPD. Sie waren von "weitreichender orientierender und praktischer Bedeutung" (XIV). Beide Konferenzen hatten zum Beispiel starken Einfluß auf die Formulierung der Grundsätze und Ziele der SED mit dem Anspruch auf Gültigkeit für ganz Deutschland.

Nach der Durchsicht aller Dokumente ergeben sich für den Leser nach der Niederlage und Abschaffung der SED im Jahre 1989 Fragen nach den Gründen für den Zusammenbruch der SED und DDR? Sind Elemente für den späteren Zusammenbruch schon in der Aufgabenstellung oder in den damals beschlossenen Richtlinien und Statuten der Partei zu finden? Denn nach meiner Auffassung war trotz einer Selbstkritik, wie sie die SPD in ihrer Geschichte bis heute nie übte, die Neigung zum Dogmatismus und Sektierertum nicht überwunden; eine geradezu missionarische Denkweise blieb immer relevant. Der 15. Parteitag fiel noch in die Zeit der Machtausübung Stalins. Das hatte entsprechende Aus-

wirkungen. So wurde als theoretische Grundlage für die eigene Politik durgehend vom Marxismus/Leninismus/Stalinismus gesprochen. Zum anderen wurden bei Nennung der Opfer der NS-Diktatur die Stalinschen Repressalien gegen deutsche Kommunisten verschwiegen, wie übrigens damals in allen kommunistischen Parteien (XI).

Band 5 der "Dokumente zur kommunistischen Bewegung in Deutschland" ist eine Fundgrube für die Erforschung kommunistischer Politik in Deutschland. Die Veröffentlichung der Protokolle ermöglicht es in der heutigen Zeit, sich angesichts der Legendenbildung über die kommunistische Taktik und Strategie selbst am Original zu unterrichten. Die Herausgabe ist verdienstvoll und ein Studium der Dokumente zu empfehlen.

Fritz Krause

### Faschismus- und Weltkriegsforschung

*BULLETIN - Berliner Gesellschaft für Faschismus- und Weltkriegsforschung e.V., Wissenschaftliche Halbjahresschrift. Im Auftrage des Vorstandes hrsg. v. Werner Röhr, Red.: Brigitte Berlekamp, Martina Dietrich, EDITION ORGANON. Vertrieb: mühle-pro-log, Arberstr. 12, D-10318 Berlin.*

Mit was beschäftigt sich eigentlich die gegenwärtige Faschismus- und Weltkriegsforschung? Wer die Diskussionen und Forschungen über

den historischen wie den gegenwärtigen Faschismus, über die Weltkriege und Okkupationen im 20. Jahrhundert und über den Widerstand gegen Krieg und Faschismus verfolgen möchte, sollte sich schleimigst das "BULLETIN" der "Berliner Gesellschaft für Faschismus und Weltkriegsforschung" he Sorgen. Die "Berliner Gesellschaft" ist eine Vereinigung von HistorikerInnen aus der ehemaligen DDR und der ehemaligen BRD. Bisherige Veranstaltungen und "BULLETINS" handelten u.a. vom Warschauer Aufstand 1944, der Deutschen Arbeitsfront (DAF) in den okkupierten Ländern, der Kontroverse um die roten Kapos von Buchenwald, der NS-Vernichtungspolitik als Gegenstand unterschiedlicher Disziplinen und der Wirtschaftsbilanz der deutschen Kriegsniederlage.

In der wissenschaftlichen Halbjahresschrift "BULLETIN" werden zu diesen und anderen Themen Forschungsaufsätze, Veranstaltungshinweise und -berichte, sowie Informationen über Fuhlikationen abgedruckt. Die nächste Ausgabe wird sich beispielsweise mit der Widerstandsforschung beschäftigen.

Interessante Informationen über die DDR-Weltkriegs- und Faschismusforschung hietet das aktuelle Heft mit einer Bibliographie der wissenschaftlichen Publikationen des Historikers Gerhard Hass.

Schwerpunkt des aktuellen BULLETIN ist ein Aufsatz des renommierten DDR-Faschismusforschers Kurt Fätzold über die Kontroverse

um Daniel Jonah Goldhagens Buch "Hitlers willige Vollstrecker - Ganz gewöhnliche Deutsche und der Holocaust". Fätzold beschreibt sowohl die kontroverse Debatte um das Buch in Großbritannien und den USA, als auch die nachfolgende deutsche Debatte, unter besonderer Berücksichtigung des Medienspektakels um Goldhagen.

Neben der Kritik der konservativselbstgefälligen Arroganz und Ignoranz des deutschen Historikertages<sup>1</sup> und der Mebrheit der deutschen Reaktionen würdigt er ausführlich Goldhagens grundlegende Themen: Die zahllosen deutschen Täter und deren Motive beim faschistischen Massenmord. Anerkennend hemerkt er hierzu, daß dieses Forschungsfeld in den historischen Debatten der Holocaustforschung bisher unterbelichtet war. Man stritt sich zwar um die Entscheidung zur Durchführung der Endlösung, um die Rolle der Juden beim Tötungsprozeß, um Widerstand, Rettungshemühungen und das Verhältnis zwischen Juden und Nichtjuden und die Reaktion der "Freien Welt", aber das Thema "die deutschen Täter" fehlte selbst in der "Enzyklopädie des Holocaust" von Israel Gutman.

Jedoch greift Fätzolds Zusammenfassung von Goldhagens Thesen meines Erachtens etwas zu kurz: Goldhagen zeigt sehr eindrücklich die Freiwilligkeit und die freiwillige Gründlichkeit der deutschen TäterInnen beim Morden. Damit

<sup>1</sup> Vgl. dazu auch Michael Klundt, Historikertag und Goldhagen-Kontroverse, in: Z 28 (Dezember 1996), S. 110ff.

hinterfragt er die Prämisse bisheriger Täterforschung, der zufolge die TäterInnen ihren angehlich vorhandenen inneren Widerstand überwinden - aus Zwang bei Strafe des Todes, Karrieredrang, hlin dem Geborsam, Gruppen- und Konformitätsdruck - im Unklaren über die Folgen ihres Handelns waren oder als kleine TechnokratInnen oder BürokratInnen agierten. Aus seiner Grundannahme der willentlichen Täterschaft leitet Goldhagen eine stärkere Verbreitung und Kontinuität einer politischen Kultur des Antisemitismus her, als bisher angenommen. Er verifiziert diese Aussage - sicherlich groh - nicht nur durch die Stellungnahmen der eingefleischten Antisemiten, sondern gerade durch die Analyse der (selbsternannten) "Judenfreunde" zwischen Judenemanzipation und Faschismus und durch die Analyse der Täter als ganz normale Deutsche. Darum ist die Mordbegründung für die ganz normalen Männer im Buch von Browning, die aus Karrieresucht und Gehorsamswzwang handeln, für Goldhagen nicht unkritisch hinnehmbar, für die Verteidiger der "Sie-wollten-es-nicht-tnn-These" aber um so nachvollziehbarer.

Die deutschen Reaktionen auf Goldhagens Buch lassen sich für Pätzold weder als "neuer" Historikerstreit, noch als "Einheitsfront der Ablehnung" beschreiben, weil damit die differenzierten Reaktionen und die Zustimmung zu Goldhagens Thesen negiert werden.

Hierbei stellt sich meines Erachtens jedoch die Frage, die - auf ganz anderer Ebene - auch für die

Zeit des Faschismus gilt: Wie kann Widerstand gegen den Mainstream adäquat gewürdigt werden, bei gleichzeitiger Beachtung seiner absoluten Unterlegenheit? Oder andersherum: Wie kann eine Gesellschaft angemessen analysiert und kritisiert werden, bei gleichzeitiger Berücksichtigung der Widerstehenden in ihr? Wenn nicht verallgemeinert werden kann, ist keine Aussage mehr möglich.

Eine Pätzold sehr wichtige Stimme gegen die "Einheitsfront der Verreisenden" ist die des Faschismusforschers Wolfgang Wippermann: Dieser legt sehr viel Wert auf den Klartext, den Goldhagen über die Verbrechen an den Juden und Jüdinnen geschrieben hat. Dadurch hahe Goldhagen - ganz unabhängig von seiner Ansicht - gegen die Praxis der Vermiedlichung des Nazi-Regimes und seiner Verbrechen durch aufrechnende Vergleiche wie Bautzen = Auschwitz, Honecker = Hitler gewirkt.

Aher, ist diese Stimme, und sicherlich auch die Pätzolds (er schrieb während der Goldhagen-Kontroverse von allen AutorInnen die meisten Artikel), Weißbeckers, Kühnls und die der vielen *Junge Welt*-AutorInnen wirklich ein Beweis gegen die Einheitsfront von *FAZ* über den *SPIEGEL* bis *taz*, für die es sich bei Goldhagen um einen jungen, rassistischen Scharfrichter handelt, der eine neue Kollektivschuld und einen deutschen Nationalcharakter propagiert?

Pätzolds Einwand trifft jedoch in voller Schärfe zu, wo es um den westdeutschen Vorwurf des

"Schweigen(s) der Ostdeutschen" geht. Gunter Hofmann meinte in der Zeit zum Historikertag doch tatsächlich: "Kein Historiker aus Ostdeutschland hat in der Goldhagen-Debatte ernsthaft interveniert. ... Hat der ritualisierte Antifaschismus sie alle verstummen lassen?" Pätzold hebt hervor, wie hier nicht nur alle Beiträge von DDR-Historikern ignoriert werden (keiner von ihnen ist zu einer Diskussionsveranstaltung mit Goldhagen eingeladen worden, dafür aber u.a. der Wehrmachtsoffizier Erich Mende), sondern auch, wie mal wieder mit Hilfe von dumm-denunziatorischen Vorwürfen die gesamte DDR-Geschichtswissenschaft abgebügelt und damit versucht wird, die "Ahwicklung" ihrer Historiker 1989 nachträglich noch zu rechtfertigen.

Für MarxistInnen stellt sich nun die Frage, wie Goldhagens idealistische Methode angemessen gewürdigt und dennoch materialistisch kritisiert und erweitert werden kann. Denn daß diese Methode auch kritikwürdig ist, zeigt schon Goldhagens blendendes Zeugnis für die BRD der Gegenwart, ohne Berücksichtigung des völkischen Staatsbürgerrechts wie auch des alltäglichen Rassismus, Antisemitismus und Nationalismus, der Rechtsentwicklung und inneren wie äußeren Militarisierung. Außerdem erscheint bei ihm der deutsche Faschismus als ein Unternehmen ausschließlich zum Zwecke des Judenmords.

Nur eine materialistische Geschichtsschreibung kann erklären, warum sich in Deutschland der eu-

ropäische christliche und rassistische Antisemitismus zum von Deutschen verübten Massenmord an den europäischen Juden entwickelte. Dazu gehört sowohl die Untersuchung der deutschen Sonderentwicklung - die auch Goldhagen beschreibt -, als auch die Analyse des Kapitalismus als Gesellschaftssystem, auf dessen Basis sich der Faschismus entwickelte. Erst durch die Beantwortung der Frage, wie soziale, politische, institutionelle Bedingungen und Interessen zusammenwirkten, damit die Bereitschaft zum Mord an den europäischen Juden und Jüdinnen erstens sich herausbilden, zweitens sich verfestigen und drittens zur Realität des Mordes werden konnte, kann der geschichtliche Ort des Holocaust im Zusammenhang mit den anderen faschistischen Massenmorden und Mordplänen deutlich werden. Dazu nutzt Pätzold auch einen von Georg Lukács 1942 noch vor der "Zerstörung der Vernunft" geschriebenen Aufsatz, in dem dieser die Beteiligung von "breiten Massen des deutschen Volkes" an den faschistischen Verbrechen u.a. durch einen Prozeß der "Barbarisierung von Barbaren" zu erklären versucht.

Insgesamt restimiert Pätzold, daß Goldhagens Buch, genauso wie die Hamburger Ausstellung über die Wehrmachtverbrechen, als Störenfried wider den Zeitgeist des sanften Schlußstriches unter den deutschen Faschismus bewertet werden kann.

Die Entstehung und Entwicklung des Konzentrationslagers Mauthausen vom 8. August 1938 bis zum 5.

Mai (I) 1945 behandelt ein Beitrag des Washingtoner Historikers Robert G. Waite. Waite zeichnet den Status wie den historischen Ort des KZs im faschistischen Lagersystem nach. Das faschistische Lagersystem wurde zur Differenzierung der Haft- und Arbeitsbedingungen von Häftlingen in verschiedene Lagerstufen eingeteilt. Mauthausen wurde durch Erlass des Chefs der Sicherheitspolizei und des SD, SS-Obergruppenführer Reinhard Heydrich im Einvernehmen mit dem Reichsführer SS und Chef der Polizei, Heinrich Himmler, seit dem 2. Januar 1941 der schlechtesten Lagerkategorie, nämlich Lagerstufe III, zugeteilt. Dies bedeutete: "... für schwerbelastete, unverbesserliche und auch gleichzeitig kriminell vorbestrafte und asoziale, das heißt kaum noch erziehbare Schutzhäftlinge...". Hiermit wurde das KZ Mauthausen "offiziell" zum Todeslager erklärt, wo durch (v.a. Steinbruchs-) Arbeit, Gas, "Totspritzen", Menschenversuche, Erschießungen, Verhungern lassen etc. Menschen vernichtet wurden. Von den über 195.000 Häftlingen, die in Mauthausen und seinen Nebenlagern gefangen gehalten wurden, sind mehr als 105.000 Menschen ermordet worden.

Waite zeigt aber gleichzeitig, wie die Häftlinge in Abhängigkeit vom Kriegsverlauf vor ihrer Vernichtung durch Sklavenarbeit ausgebeutet wurden. Diese bestand seit 1942 nicht mehr nur in Steinbruchsarbeit, sondern zu gleichem Teil in Rüstungsarbeit, wodurch sich jedoch an den Lebens- bzw. Ster-

bensbedingungen der Häftlinge nichts änderte.

Mit diesen Beiträgen und auch dem übrigen Gehalt der Zeitschrift weist sich die "Berliner Gesellschaft für Faschismus- und Weltkriegsforschung" als unverzichtbarer Faktor der gegenwärtigen und zukünftigen Auseinandersetzung mit dem Faschismus aus. Der Umstand, das "BULLETIN" im alten Westen der BRD kaum bekannt bzw. erhältlich ist, ist jedenfalls nicht ihrer mangelnden Qualität und Bedeutung geschuldet, sondern der offiziellen Politik der Marginalisierung jeglicher kritischen und insbesondere ostdeutschen Wissenschaft.

Michael Klundt

### Einführung in die Rechtsextremismus-Forschung

*Christoph Butterwegge: Rechtsextremismus, Rassismus und Gewalt - Erklärungsmodelle in der Diskussion, Primus Verlag, Darmstadt 1996, 239 Seiten, 36,- DM.*

Rechtsextremismus ist ein komplexes Problem, mit dem sich die Gesellschaftswissenschaften schwer tun. Gemessen am Forschungsstand anderer Länder ist die Rechtsextremismusforschung in der Bundesrepublik als rückständig zu betrachten. Das hat sich, so der Sozialwissenschaftler Christoph Butterwegge, erst in den letzten Jahren geändert. Die Diskussion über Rechtsextremismus, Rassismus und Gewalt ist insgesamt interessanter geworden. Mit der steigenden Zahl teilweise konkurrier-

render Erklärungsansätze und Paradigmata in der Rechtsextremismusforschung stieg jedoch gleichzeitig die Unübersichtlichkeit. Da bisher eine kritische Darstellung jener Konzeptionen fehlt, die den Fachdiskurs in den vergangenen Jahren maßgeblich bestimmt haben, versucht Butterwegge diese in seinem neuen Buch zu focussieren und einer kritischen Beurteilung zu unterziehen. Nicht die Erscheinungsformen stehen dabei im Mittelpunkt von Butterwegges Untersuchung, sondern vielmehr die Frage nach den strukturellen Hintergründen von Rechtsextremismus, Rassismus und (Jugend-) Gewalt. Es sollen, wie der Autor bereits in der Einleitung unterstreicht, die unterschiedlichen Antworten miteinander verglichen werden, die von Wissenschaftlern, Politikern und Publizisten gegeben werden. Dabei steht nicht die Frage im Mittelpunkt, wie die Rechte organisiert ist, wie sie agitiert und ihre Mitglieder und Funktionäre rekrutiert, sondern vielmehr die Frage, mit welchen Methoden Rechtsextremismus/Rassismus analysiert und interpretiert werden. Butterwegge erbringt in seiner Untersuchung den Nachweis, daß die medialen Deutungsmuster, Theoriersatzstücke und Erklärungsansätze der öffentlichen Diskussion über Rechtsextremismus im vereinten Deutschland nur sehr wenig dazu beigetragen haben, "die Ursachen des Phänomens und damit auch die möglichen Ansatzpunkte" für immer zu beseitigen. Während die einen den Beweggrund für die sich bis zur physischen Gewalt stei-

gernde Abwehrhaltung gegenüber Fremden aus einer "Verhaltensunsicherheit, die das Unbekannte besichert", oder aus der "Natur des Menschen" bzw. aus seiner "stammesgeschichtlichen Entwicklung" abzuleiten versuchen, so verweisen andere auf den schädlichen Einfluß von Politik und Massenmedien.

Ausführlich zitiert Butterwegge deshalb den Aufsatz von Wolf Rainer Leenen zu "Ausländerfeindlichkeit, fremdenfeindliche Gewalt und politische Öffentlichkeit". Dort heißt es: "Medienkampagnen waren in den vergangenen Jahren der Resonanzboden, über den Politikeräußerungen zur 'Ausländer-Problematik' verstärkt wurden. In einem Wechselspiel der Dramatisierungen wurde die politische Problemwahrnehmung des Publikums angeheizt. Zum Teil wurden geradezu hysterische Gefühle der Bedrohung erzeugt, die eine Umkehrung der Täter-Opfer-Perspektive ermöglichten und kollektive Abwehrreaktionen legitimieren konnten."

In der Auseinandersetzung mit den (selbsternannten) Experten, Politikern und Publizisten drängt sich Butterwegge immer wieder der Eindruck auf, daß diese mehr darum bemüht sind, rassistisch motivierte Gewaltkriminalität zu entschuldigen als sie zu erklären. Die Opfer rechter Gewalt werden zu Schuldigen "umdefiniert", die Täter zu Opfern (z.B. von verstärkter Zuwanderung). So scheint es, als wären Migrationsbewegungen die Ursache und nicht nur ein Auslöser von fremdenfeindlicher Gewalt.

Aber auch dort, wo nicht die menschliche Natur, Triebstrukturen oder Urinstinkte als Erklärungsansätze für Rassismus und rechtsextreme Gewalt herhalten müssen, sondern soziale und ökonomische Determinanten untersucht werden, gibt es Forschungsergebnisse, die sich diametral widersprechen. So zeigt Butterwegge am Beispiel der renommierten Sozialwissenschaftler Hans-Gerd Jaschke und Kurt Möller die sich widersprechenden Erklärungsmuster. Während Rechtsextremismus für Jaschke eine anti-modernistische, auf soziale Verwerfungen reagierende, sich in Ansätzen formierende Protestform darstellt, hegrißt Kurt Möller rechtsextreme Positionen als Folgekosten sich beschleunigender Modernisierungsprozesse, die jedoch nicht gegen die Industriegesellschaft gerichtet, sondern eng mit ihr verhaftet sind.

Butterwegge macht deutlich, daß in der Frage des Rechtsextremismus Deutungsmuster dominieren, die politökonomische Machtstrukturen und ideologische Herrschaftsmechanismen ausblenden. Aus dieser reduktionistischen Perspektive werden Wesen und Erscheinungsform des Rechtsextremismus gleichgesetzt; eine Verschränkung von Phänomenfixierung und Ursachenerklärung, die dann besonders gefährlich ist, wenn deren wissenschaftliche Ansätze und Theorien zur Legitimation und Herrschaftssicherung herhalten müssen. Deshalb fordert Butterwegge zu recht, daß die Gesellschaft, in der der Rassismus gedeiht, in den Mittelpunkt der Untersuchungen gestellt

werden muß, und nicht diejenigen Menschen, die Zielscheibe von Rassismus und rechtsextremem Gewalt sind.

Zusammenfassend läßt sich sagen, daß Butterwegges besonderes Verdienst im wesentlichen darin liegt, daß er sich an die Sisyphusarbeit herangetraut hat, die unterschiedlichen, z.T. sich widersprechenden Ansätze der Rechtsextremismus- und Rassismuskommunikation zusammenzufassen und deren Stärken und Schwächen transparent zu machen. Bedauerlicherweise fördert sein umfassendes Quellenstudium keine wirklich neuen Erkenntnisse zutage. Trotzdem ist Butterwegges Arbeit für all jene Leser ein Gewinn, die eine Einführung in die Rechtsextremismusforschung suchen. Besonders Lob gebührt der umfangreichen Bibliographie im Anhang des Buches, die den interessierten Leserinnen und Lesern wichtige weiterführende Literatur nennt.

Klaus Störch

### Kritische Theorie der Sozialarbeit

*Olaf Link, Kommunale Sozialarbeit zwischen Ideologie und Wirklichkeit: Von Almosen bis zu neuen Steuerungsmodellen kommunaler Verwaltung, Pahl-Rugenstein Nachf., Bonn 1997, 117 S., 26,- DM.*

Olaf Link, Sozialarbeiter des Allgemeinen Sozialen Dienstes des Jugendamtes der Stadt Solingen, hat mit seiner Schrift "Kommunale Sozialarbeit zwischen Ideologie und

Wirklichkeit" geradezu das Programm für ein sozialarbeiterisches Berufsethos vorgelegt. Er bezieht sich dabei auf Marx' ökonomische Analyse und die Protagonisten der Aufklärung von Kant bis Adorno und Horkheimer. (Der Ausfälle gegen die ehemaligen sozialistischen Staaten - Marx' Theorie sei "keine Weltanschauung, die etwa zur Legitimation dessen hätte ernsthaft herangezogen werden können, was als 'real existierender Sozialismus' praktiziert wurde" [14], "Staatsterror" [77] - hätte es dabei jedoch nicht bedurft.)

Sozialarbeit hat nach Link die Aufgabe, daran mitzuwirken, die Prinzipien der Französischen Revolution - Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit - Wirklichkeit werden zu lassen. Theorie ist für ihn gerade nicht eine Handlungsanweisung für die Praxis, sondern dient der Wahrheitssuche, also der Offenlegung von Widersprüchen, die ausgehalten werden müssen, soweit sie nicht aufgelöst werden können: "Zu unterscheiden wäre zwischen einem Sozialarbeiter, der unter den ihm vorgegebenen Bedingungen den Weg des geringsten Widerstandes geht, sich mit dem Träger, dem er seine Arbeitskraft verkauft, unter allen Umständen identifiziert, und einem solchen, der den widrigen Bedingungen gleichfalls unterliegt, diese jedoch reflektiert und gegenüber Kolleginnen und Kollegen, seinem Klientel, der Öffentlichkeit, offenlegt." (11)

Gegen jeden - in doppeltem Sinne - hilflosen Aktionismus, dem die Ohnmacht gegenüber den gesellschaftlichen Verhältnisse als per-

sönliches Scheitern erscheint und der oftmals im Burnout-Syndrom, in Resignation und an den Klienten ausgelassenem Zynismus endet, setzt Link einen Gedanken Adornos: "Das Verzweifelte, daß die Praxis, auf die es ankäme, verstellt ist, gewährt paradox die Atempause zum Denken, die nicht zu nutzen praktischer Frevel wäre."

Ganz im Sinne der Aufklärung sieht Link die Aufgabe des Sozialarbeiters darin, beizutragen, "die Menschen zum Bewußtsein des Unglücks, des allgemeinen und des davon unlösharen eigenen, zu bringen und ihnen die Scheinbefriedigung zu nehmen, kraft derer in ihnen die abscheuliche Ordnung nochmals am Lehen sich erhält, wie wenn sie sie nicht von außen bereits fest genug in der Gewalt hätte." (Adorno, zit. nach Link, 24)

Nachdem Link so im ersten Kapitel seinen theoretischen Bezugsrahmen entwickelt hat, zeigt er in den Kapiteln II (Sozialgeschichte und kommunale Sozialarbeit) und III (Aufklärung und Sozialarbeit - Ideologie und Wirklichkeit), "wie Sozialarbeit entstand und sich entwickelte als Reflex auf eine sich ändernde Produktionsweise des materiellen Lebens, wie Vorstellungen und Ideen kommunaler Sozialarbeit abhängen vom gesellschaftlichen Sein, den Produktionsverhältnissen." (15)

Exemplarisch kritisiert Link zwei gerade modische Ansätze, "Stadtteilbezogene soziale Arbeit" und "neue Steuerungsmodelle kommunaler Verwaltung", als ideologische Begleitmusik zum Sozialahhau.

Dabei unterläßt er es leider, zunächst die Ansätze selber in den Grundzügen bekannt zu machen, so daß der Gegenstand seiner Kritik sich nur langsam erbellt. Hier hätte etwas weniger Polemik und mehr Konkretes nicht geschadet, vor allem, da Link seine Position ja schon in den vorherigen Kapiteln dargestellt hatte. Wiederum zu Recht greift er die mit Begriffen wie "Unmittelbarkeit" oder "Vorurteilsfreiheit" zur Tugend erhobene Theorienlosigkeit der Modelle an und setzt dagegen: "Praxis, die sich an den Zielen der Aufklärung nicht messen lassen will, kann ihr Gelingen und Mißlingen nicht objektivieren. Sie hat keinen Maßstab, an dem zu prüfen wäre, ob Veränderungen sozialer Arbeit den von Politik, Verwaltung und der sich diesen anbietenden Wissenschaft behaupteten Fortschritt, oder aber Rückschritt bedeuten." (12)

Link beschreibt am Beispiel der Stadt Elberfeld eindrucksvoll (34f.), wie die staatlichen Stellen die Armenpflege der bereitwillig belfenden Bevölkerung entrissen und institutionalisiert haben, um den Grundsatz, daß Armut nicht Schicksal, sondern Schuld der Betroffenen sei, ideologisch besser verankern zu können. Leider geht er dann bei der Diskussion der "neuen" sozialarbeiterischen Modelle nicht auf die Problematik ein, daß es aus staatsoppositioneller Sicht zwar richtig ist, einmal erkämpfte Standards der Versorgung zu verteidigen. Andererseits ist die Geschichte der Arbeiterbewegung voll von Beispielen der solidarischen Hilfe, die ein Ausdruck und

eine Bestärkung des Klassenzusammenbaltes gegen Staat und Kapital war und sich nicht unter die von Link richtigerweise kritisierten Leerformeln der "Selbstbestimmung" und "Stärkung der eigenen Kräfte der Betroffenen" subsumieren läßt, mit denen der Sozialabbau als eigentlich humanistische Tat dargestellt wird.

Zur Aufmachung des Buches: Ein Literaturverzeichnis hätte nicht geschadet, da es doch etwas mühsam ist, die nur bei der ersten Erwähnung vollständig zitierten Titel aus dem Quellenverzeichnis herauszusuchen.

Trotz dieser kleinen Mängel: ein Büchlein, das man sich als Pflichtlektüre in die Hände einer jeden angehenden Sozialarbeiterin wünscht. Aber auch manchem erfahrenen Praktiker könnte es den Anstoß geben, die erforderliche reflektierte Haltung zu seinem Arbeitsgebiet (wieder) zu finden.

Petra Lehmann

## Bucheingänge

Gerhard Branstner, *Revolution auf Knien oder Der wirkliche Sozialismus. Philosophisch-Politische Essays*, Verlag am park, Berlin 1997, 137 S., DM 19.80

Ulrich Briefs, *High-Tech und sozialer Verfall? Das moderne Deutschland nach dem Ende der "sozialen Marktwirtschaft"*, Pahl-Rugenstein, Bonn 1997, 186 S., DM 26,90

Hendrik Bunke (Hrsg.), *Willy Hundertmark. Erinnerungen an ein widerständiges Leben*, Edition Tem-

men, Bremen 1997, 128 S., 30 Abb. und Dok., DM 25,-

Christoph Butterwegge (Hrsg.), *NS-Vergangenheit, Antisemitismus und Nationalismus in Deutschland. Beiträge zur politischen Kultur der Bundesrepublik und zur politischen Bildung*, Nomos Verlag, Baden-Baden 1997, 239 S., DM 38.-

Christoph Butterwegge, Birgit Griese, Coerw Krüger, Lüder Meier, Gunther Niermann; *Rechts-Extremisten in Parlamenten. Forschungsstand, Fallstudien, Gegenstrategien*, Leske + Budrich, Opladen 1997, 318 S., DM 39.-

Johanna Klages/Peter Strutyński (Hrsg.), *Kapitalismus am Ende des 20. Jahrhunderts*, VSA-Verlag, Hamburg 1997, 260 S., DM. 34,80

Walter G. Neumann, *Der Kommentar I. Karl Marx, Das Kapital, I. Buch, I. Abschnitt: Die Ware und das Geld*, Verlag für die Gesellschaft, Hannover 1997, 142 S., DM 29.90

David Borisovic Rjazanov und die erste MEGA. *Beiträge zur Marx-Engels-Forschung Neue Folge, Sonderband 1. Hrg. Carl-Erich Vollgraf, Richard Sperl und Rolf Hecker, Argument-Verlag, Berlin-Hamburg 1997, 278 S., DM 27,-*

Claus Schreer, *Das Geschäft mit der Wohnung*, isw-report Nr. 30, München 1997, 36 S., DM 5.-

VorSchein. *Blätter der Ernst-Bloch-Assoziation, Nr. 15, Nürnberg 1996, 127 S., DM 16.-* (Zudeick, Blochs Sozialismusverständnis; Zimmermann, Natursubjekt bei Bloch; Schmied-Kowarzik, Bloch und die kritische Philosophie der Praxis;

J.R.Bloch, *Kritische Fragen zur "Ontologie des Noch-Nicht-Seins"*; Müller, *Theorie der ökonomischen Transformation*)

## Erratum

Durch eine bedauerliche Panne beim Umbruch von Z 29 ging in der Rezension von Dieter Boris ("Sandino", S. 226ff.) eine Zeile verloren, wodurch der betroffene Satz völlig unverständlich wurde. Dieser Satz (am Übergang von S. 226 zu S. 227) lautet in seinem ersten Teil korrekt (fehlende Zeile von der Red. hervorgehoben):

"Das teilweise widersprüchliche Nebeneinander des Beharrens auf dem Privateigentum (gerade auch im Agrarbereich), auf bürgerlichen Freiheiten etc. zum einen und des Eintretens für sozialrevolutionäre Veränderungen zugunsten verarmter Kleinbauern, Tagelöhner und Saisonarbeiter zum anderen führt der Autor auf Sandinos soziale Herkunft (illegitimer Sohn eines mittelständischen, weißen Grundeigentümers und einer indianischen Dienstmagd) und das soziale Umfeld seiner politischen Sozialisation (zeitweise Tätigkeit als Arbeiter auf mexikanischen Petroleumfeldern 1923-1926) zurück; (...)"

## Autorinnen und Autoren

- Dr. Richard Albrecht - Bad Münstereifel, Sozialwissenschaftler  
Prof. Dr. Michael Benjamin - Berlin, Rechtswissenschaftler  
Anneliese Braun - Neuenhagen b. Berlin, Wirtschaftswissenschaftlerin  
Dr. Eberhard Dähne - Frankfurt/M., Dipl. Landwirt, Sozialwissenschaftler  
Prof. Dr. Frank Deppe - Marburg/L., Politikwissenschaftler, Redaktionsbeirat von Z  
Prof. Dr. Ernst Engelberg - Berlin, Historiker  
Fritz Fiehler - Schobüll, Wirtschaftswissenschaftler  
Ralf Götz - Marburg, Student der Politikwissenschaften  
Prof. Dr. Uwe-Jens Heuer - Berlin/Bonn, Jurist, MdB und rechtspolitischer Sprecher der Abgeordnetengruppe der PDS  
Prof. Dr. Hans-Joachim Höhne - Berlin, Wirtschaftswissenschaftler  
Hajo Holst - Marburg, Student der Politikwissenschaften  
Christina Kaindl - Berlin, Tutorin für Kritische Psychologie an der FU  
Dr. Sabine Kebir - Berlin, Philosophin  
Michael Klundt - Marburg/L., Student der Sozialwissenschaften  
Dr. Fritz Krause - Frankfurt/M., Historiker  
Petra Lebmann - Berlin, Sozialarbeiterin  
Prof. Dr. Ekkehard Lieberam - Berlin/Bonn, Mitarbeiter bei der Abgeordnetengruppe der PDS  
Dr. Morus Markard - Berlin, Privatdozent für Psychologie an der FU  
Kai Michelsen - Frankfurt/M., Dipl. Politologe, Medizinsoziologe  
Prof. Dr. Ernst-Theodor Mohl - Seeheim/Jugenheim, Wirtschafts- und Sozialwissenschaftler  
Prof. Dr. Oskar Negt - Hannover, Philosoph, Soziologe  
Prof. Dr. Harry Nick - Berlin, Wirtschaftswissenschaftler  
Markus Peiter - Marburg, Student der Politikwissenschaften  
Klaus Pickshans - Frankfurt/M./Stuttgart, Politikwissenschaftler, Gewerkschaftssekretär IG Medien  
Dr. Jürgen Reusch - Frankfurt/M., Politikwissenschaftler, Journalist, Redakteur von Z, Vors. des IMSF e.V.  
Prof. Dr. Wolfgang Richter - Berlin, Rechtswissenschaftler  
Prof. Dr. Gregor Schirmer - Berlin/Bonn, Mitarbeiter bei der Abgeordnetengruppe der PDS  
Dr. Friedrich Sendelbeck - Nürnberg, Historiker  
Eckart Spoo - Hannover, Journalist  
Prof. Dr. Klaus Steinitz - Berlin, Wirtschaftswissenschaftler  
Prof. Dr. Gottfried Stiehler - Rinow, Philosoph  
Klaus Störch - Flörsheim, Dipl. Pädagoge  
Dr. Peter Strutynski - Kassel, Sozialwissenschaftler, Mitherausgeber der "Marxistischen Blätter"  
Prof. Dr. Gerhard Stuby - Bremen, Rechtswissenschaftler

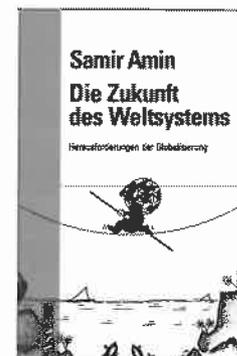
# Europa und die Welt

Heiko Glawe/Markus Schröder  
**Der Euro und die »Idee Europa«**  
Mit einem Vorwort von Frieder Otto Wolf und Klaus Dräger  
144 Seiten, DM 19,80  
ISBN 3-87975-696-1



In dieser Studie werden die Baupläne der EWU und ihre ökonomischen wie sozialen Folgen analysiert. Fazit der Autoren: Es geht nicht um eine Erweiterung des Kriterienkatalogs, sondern um grundlegende Korrekturen am Konzept der Wirtschafts- und Währungsunion im Maastrichter Vortrag.

Gefordert ist eine koordinierte Interventions- und Stabilisierungspolitik auf EU-Ebene gegen Erwerbslosigkeit und Umwelterstörung. Nur so kann eine funktionsfähige Wirtschafts- und Währungsunion auf einer soliden wirtschaftlichen Basis errichtet werden, die den Interessen der Mehrheit der Bevölkerung zugute kommt und deshalb auch auf politische Akzeptanz gründet. Die »Idee Europa« – das heißt der Vorrang für ein politisches und soziales Europa – kann und muß vor »Maastricht« gerettet werden.



Samir Amin macht deutlich, daß der Kapitalismus nach einer Phase der Unterordnung unter soziale Kompromisse die Rückkehr zu seiner eigentlichen Utopie verfolgt – der Unterwerfung des gesellschaftlichen Lebens unter die Logik des Marktes und der unverhüllten Globalisierung. Alle Regionen der Erde sind diesem Grundproblem ausgesetzt, allerdings unter extrem unterschiedlichen Bedingungen.

Amin legt den Schwerpunkt auf diese Verschiedenheit der Herausforderungen. Entscheidend ist für ihn, ob es möglich sein wird, diesen Sackgassen zu entkommen und neue Gesellschaftsprojekte zu erdenken, in denen die Globalisierung der Moderne verbunden werden kann mit neuen Ansprüchen auf die Befreiung und den Fortschritt der Menschheit.

Samir Amin  
**Die Zukunft des Weltsystems**  
Herausgegeben und aus dem Französischen übersetzt von Joachim Wilke  
152 Seiten, DM 26,80  
ISBN 3-87975-694-5



Samir Amin, ehemaliger Mitarbeiter der ägyptischen Behörde für ökonomische Entwicklung, und Berater der Regierung Mali, leitet heute das Afrika-Büro des Dritte-Welt-Forums in Dakar.

## Neu bei VSA

Im Buchhandel oder direkt bei:  
VSA-Verlag (Neue Adresse!),  
St. Georgs Kirchhof 6, 20099 Hamburg